902
701
24

ANNEX-LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary

Presented by

Digitized by Google

902
701
24

ANNEX-LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

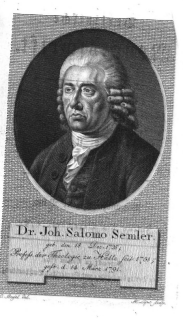
Presented by

Digitized by Google

Seek Virtue; and of that
possest To providence resign the
rest. von Scherr und Thoss.

Digitized by Google

Digitized by Google


Dr. Joh. Salomo Semler
geb. den 18. Dec. 1725.
Profess. der Theologie zu Halle, seit 1751.
gestor. d. 14. März 1791.

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben von

Biester.

Vierundzwanzigster Band.

Julius bis Dezember, 1794.

Gedruckt zu Dessau 1794.

Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des Vierundzwanzigsten Bandes.

Julius.

1. Franke, Baumgarten, Semler: des ersten Jahrhunderts zu Halle öffentliche Lehrer der Theologie; am Stiftungstage der Universität, geschildert von Herrn Propst Teller. Seite 1

2. Graf Thun, ein neuer Wunderarzt. Von Hrn Ascher. Nebst Zugabe von zwei Ungenannten. 39

3. Das erste Jahrhundert der Universität Halle. Von Hrn Prof. Spalding. 64

4. Nachricht von Hrn Nitsche's Vorlesungen über Kant's Philosophie in London. 72

5. Gartenlob. Von Hrn Geh. Rath Ursinus. 77

6. Paraguai und Paris. 81.

Nebst Semler's Bildniß, von Lips gestochen; und der Musik zu Nr. 5, von Hrn Kapellmeister Reichardt.

6907
no
496495

August.

1. An die Leier. Horaz, Buch I, Ode 32. Von Hrn Professor Ramler. Seite 97
2. Wer hat zuerst den 45sten Psalm als Hochzeitlied angewandt? Eine literarische Berichtigung über März S. 210. 100
Nachschrift des Herausgebers, über Julius S. 2—4. 120
3. Beschreibung eines Französischen auf 30 Jahre berechneten Kalenders. 127
4. über die Literatur der Hindus. Von Hrn Prof. Hegewisch. 133
5. Auch ein paar Worte über die Messe zu Frankfurt an der Oder (zu Junius, Nr. 5). 142
6. Wie sind Pflichten und Rechte verschieden? und: Wozu bedürfen wir des Vernunftrechts als einer für sich bestehenden Wissenschaft? Beantwortet von Hrn Prof. Heidenreich. 149
7. An die Fichtenraupen, im Frühjahr 1793. Von Hrn Feldprediger Schmidt. 179
8. Milde Stiftungen des O. Amtsregierungsrathes Strahn in Glogau. 181
9. Mangel an Gemälden und andern Kunstwerken auf den Deutschen Universitäten. 186
10. Nähere Anzeige von der Subskripzion auf Bürger's Denkmaal (Junius, Nr. 7). 192.

September.

September.

1. Die Aramäer oder Syrer; ein Beitrag zur allgemeinen Weltgeschichte. Von Hrn Prof. Hegewisch. Seite 193

2. Die Pflanzung des Weinstocks. Eine Rabbinische Fabel. 239

3. Beantwortung der in einem Deutschen Avertissement bekannt gemachten Preisaufgabe einer Gesellschaft in England, die Biblische Kritik betreffend. 240

4. Das Turteltäubchen. Eine Kinderfabel. 265

5. Noch etwas Nöthiges zur Berichtigung der bestrittenen Geschichte von der Entstehung der Universität Halle (zu Jul. Nr. 1, und August S. 120). Von Hrn Geh. Legazionsrath Ölrichs. 266

6. Tabelle der Konfunzion in Berlin von einem Jahre. 273.

Dezember.

1. Erklärung des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt bei Einführung einer verbesserten Liturgie. Seite 470

2. An Mäcenas, der heroische Oden forderte. Horaz, Buch II, Ode 12. Von Hrn Prof. Ramler. 477

3. Vom ästhetischen Wehrt der Griechischen Komödie. Von Hrn Fr. Schlegel. 485

4. Krämerneid. Eine Fabel, von Hrn Hofrath von Köpken. 505

5. Verzeichniß der in Berlin aufgestellten Gemälde des Hrn Direktor Rode. 507

6. Päbstliche Verschenkung der Protestantischen Kirchengüter in Sachsen, 1732. 532

7. Die Rheinfahrt. Gesungen auf dem Rhein am 17 Aug. 1794. Von Hrn M. 553

8. Ankündigung eines Lesebuchs für Taubstumme. Von Hrn D. Eschke. 555

9. Nachricht von der Spandauischen Sonntagsschule. Von Hrn Prediger Fidler. 559

10. Berlinische Geburts- und Sterbelisten vom J. 1794.

I. Viertes Quartal. 566

II. Rekapitulazion des ganzen Jahres. 667

III. Tabelle der Gestorbnen nach den Krankheiten. 568

IV. Gestorbne von 80 Jahren und darüber. 571.

Berlinische Monatsschrift

1794 Julius.

I.

August Hermann Franke, Siegmund Jakob Baumgarten, Johann Salomon Semler:

des ersten Jahrhunderts der Friedrichs-Universität zu Halle, in wohlthätiger Stufenfolge aufeinander, der Theologie öffentliche Lehrer, Ehrwürdigsten Ruhmvollen Andenkens.

Der Hochwürdigen Theologischen Fakultät daselbst aus besondrer Ergebenheit vorzüglich gewidmet, am Stiftungstage der gedachten Universität, 1794.

Kurfürst Friedrich der Dritte, nachheriger König Friedrich der Erste, stiftete seine Universität (wie der damalige Hofprediger Ursinus in der Einweihungspredigt sich ausdrückt) in schwerer Zeit, da nur sieben Wochen vorher durch Französische Barbarei eine der damals blühendsten,

und auch von einem Friedrich dem Dritten, Kurfürsten von der Pfalz, gestiftete Universität, Heidelberg, ganz war zerstört worden. — Es ist also, dies beiläufig zu sagen, unrichtig, wenn Einige glauben, es sei diese Einweihung gerade um diese Zeit vollzogen worden, um den durch jene Verwüstung zerstreueten Studirenden sogleich einen neuen Zufluchtsort zu öfnen. Sie mogte eingeweiht sein oder nicht, so war sie schon das, mit Lehrern und Studirenden, was sie sein sollte, 1693; nur hatte der Kurfürst ihre feierliche Eröfnung auf den ersten Julius des folgenden Jahres, als seinen Geburtstag, verschoben, wie denn auch die Vorbereitungen und Veranstaltungen dazu gewiß kein Werk von sieben Wochen sein konnten.

Eine ernsthaftere Untersuchung, wenn sie noch so spät hinterher sich mit Erfolg anstellen ließe, verdient das, was der Königl. Kriegs- und Domänenrath, Herr Professor Förster, in seiner vor kurzem herausgegebenen, so ungemein unterhaltenden und von Anfang bis zu Ende lesenswürdigen „übersicht der Geschichte der Uni„versität zu Halle in ihrem ersten Jahrhundert,“ S. 9, 10 selbst noch unentschieden lässt. Es betrift die Frage: ob schon Kurfürst Friedrich Wilhelm

Wilhelm die Absicht gehabt habe, in Halle eine Universität zu errichten? Dies bejahet von der einen Seite ausdrücklich Joh. Georg Grävius, und noch dazu in einer eigenen Zueignungsschrift an den Kurfürsten *), und nach ihm Kanzler Ludewig in den Consiliis Halensibus; es verschweigt es Cellarius in der Geschichte der Inauguration; und der Archivarius, in den von Hn. Förster aus den Akten gezogenen Worten, scheint absichtlich dem widersprechen zu wollen, wenn er sagt: „Solche Resoluzion (eine eigentliche Uni„versität zu stiften) ist der Itzo glorwürdigst re„gierenden Kurfürstl. Durchl. tam in intentione „quam executione ganz allein zuzuschreiben.“ — Wie soll man nun diesen Widerspruch erklären? Soll man annehmen, Beide Cellarius und der Archivarius hätten hierin dem Nachfolger in der Regierung auf Kosten des Vorfahren etwas gehöfelt, obgleich Cellarius feiner und geziemender durch bloßes Stillschweigen? Aber so wäre es doch unbescheiden, den Archivarius in Verdacht zu ziehen, daß er so wörtlich und bestimmt, auch mit der Einleitung, es sei so etwas Friedrich Wilhelmen nicht in Sinn gekommen, eine Unwahrheit

*) Vor dem Lüzlan, 1687, in 2 Bänden, in Oktav.

habe sagen wollen, da auch Er die Sache unberührt lassen konnte. Wenn denn nun gegenseitig sich auch gar nicht denken läßt, daß Grävius dem Kurfürsten ins Angesicht auf so eine lügenhafte Art zu schmeicheln sich habe erdreisten können, oder auch nur, bei dem guten Verstande mit welchem doch sonst die Zueignungsschrift abgefasst ist, es habe wagen wollen; so scheint mir nichts natürlicher zu sein, als anzunehmen: der Große Kurfürst habe wirklich eine Universität in Halle errichten wollen, sei aber daran verhindert worden; habe also diese ihm gleichwohl wichtige Angelegenheit seinem Nachfolger in der Kurwürde, vielleicht noch in seinen letzten geheimen Unterredungen, empfohlen, und dieser dann den väterlichen Wunsch in einem feinen guten Herzen behalten. So etwas konnte nun freilich nicht ins Archiv kommen, wenn gleich Friedrich III es seinen vertrautesten Räthen mag mitgetheilt, und von deren Einem späterhin Kanzler Ludewig es erfahren haben.

Doch es ist Zeit, daß ich von dieser, wider Vermuthen verlängerten, Abschweifung zu meinem eigentlichen Vorhaben zurückkehre.

König Friedrich I ließ also die Französische Barbarei seines Zeitalters sich nicht abhalten, noch vor seiner Thronbesteigung seine Universität nicht

nur

nur zu errichten, sondern auch (mit Ursinus zu reden) „gar auguſtis auſpiciis, mit ganz königlichem Sinn und Pracht,“ ſelbſt einzuweihen. Und ganz gewiß würde der ſo huldreiche als großmüthige König Friedrich Wilhelm der Zweite, nun da das hundertjährige Andenken derſelben eintritt, dieſes durch Wort und That öffentlich haben feiern laſſen, und es würden diejenigen, die ihm näher ſind, gern dazu mitgewirkt haben, wenn nicht jene Barbarei, nach einem eigenen periodiſchen Umlaufe, mit verſtärkter Wuth und in weiterer Ausbreitung es verhindert hätte. Damals, wie Spener, in ſeiner am Einweihungstage in Berlin gehaltenen Predigt *) ſehr ſchön ſagt, „ward jenes Feuers Hitze nur von weitem „empfunden, ohne die Flamme deſſelben leiden „zu dürfen.“ Aber ſchon über zwei Jahre hat

 dieſe

*) Eigen iſt es doch, daß es in der Überſchrift dieſer Predigt heißt: „Gehalten zu Berlin den 8 Jul. „1694;“ und in der Predigt ſelbſt geſagt wird: „Der heutige erſte Tag Julii, als Sr. Kurf. „Durchl. 38ſter Geburtstag —; heute da die „Univerſität zu Halle öffentlich eingeführt wird, „welcher freudige Aktus itzo in ſolcher Stadt auch „vorgeht.“ — Sie ſelbſt iſt, nebſt mehrern Dankpredigten, den Predigten über Arndts wahres Chriſtenthum beigedruckt.

diese Flamme die höchsteigene Person des Königs mit seinen Heeren ergriffen, und eine andere lodert in dem Augenblick, da ich dies schreibe, in einer andern Gegend um ihn her auf. So denn aber sollte um so mehr jeder ruhige Staatsbürger, welchem Wissenschaften und ihre stets fortgehende Ausbreitung etwas Großes und Herzerhebendes sind, den hundertjährigen Flor einer solchen, durch verdienstvolle Männer in jedem Fach, und ohne Ausfall auch nur eines Jahrzehents, verherrlichten Universität, mit Dank und Wunsch feiern; es sollte Jeder, bei den Namen die ihm nach seinen Verhältnissen besonders ehrwürdig sein müssen, sich in Gedanken länger als gewöhnlich mit Wohlgefallen aufhalten. Gewiß werden das auch viele unsrer größten Staats- und Geschäftsmänner thun, unter welchen ich mir unsern Herrn Grafen von Herzberg zuerst mit denke. — Auch ich habe also, wenn gleich in großer Abstufung von solchen Männern, es in mehrern Betrachtungen *) für

*) Ich rechne dazu, daß ich zu Helmstädt im J. 1765 einen Ruf nach Halle an des sel. Baumgarten Stelle, mit dem Charakter eines Magdeburgischen Konsistorialraths, erhielt: wovon ich in der Geschichte meiner Amtsführung, womit ich meine schriftstellerische Laufbahn zu beschließen denke, mehr Umstände anführen werde.

für mich pflichtmäßig gehalten, in dieser Absicht die folgende Vergleichung anzustellen.

Aber unmöglich konnte meine Absicht dabei sein, den ganzen Charakter von drei Männern dieser Art, als Schriftsteller, als Gelehrte und Theologen, zu schildern, welches ohnehin weder Zeit noch Raum mir würden verstattet haben. Zwar hatte ich, vor mehr als einem Jahr, mir wirklich eine solche Charakteristik des sel. Semler vorgesetzt. Glücklicherweise aber haben schon ein Nösselt, ein Schütze und Eichhorn, mit großem Beifall des Publikums, sie vollendet, daß es eine seltsame Anmaaßung sein würde, wenn ich glaubte etwas Besseres sagen zu können. Meine veränderte gegenwärtige Absicht ist also nur die, bei einer so feierlichen Veranlassung es zugleich ins Andenken zu bringen, welche große, unverkennbare Verdienste diese drei Würdigen um die Universität gehabt; wie ein Jeder, nach dem Plan des Ewigen, zur rechten Zeit hervorgetreten ist, um dem theologischen Wesen eine andere Gestalt zu geben, oder, wie mancher Andere sagen könnte, dem theologischen Unwesen auf Kanzeln und Kathedern das Garaus zu machen; und wie sie denn nun auch, unter vielfachem harten Kampfe, sich zu solchen auserwählten Rüstzeugen haben

brauchen lassen. Es ist ordentlich erbaulich, sie so zu denken, und mit Zustimmung einer gerechten Nachwelt denken zu können, wenn gleich die Mayer ihres Zeitalters ihnen die Seelenverderblichsten Grundstürzendsten Irrthümer zuschreiben; und es ist Mutheinsprechend, nach ihnen ähnliche oder auch noch härtere Kämpfe nicht zu scheuen.

A. H. Franke ward zwar erst 1698 ein Mitglied der theologischen Fakultät, und war bis dahin nur Professor der sacrarum linguarum, wie man die biblischen Grundsprachen damals zu nennen pflegte. Man kann aber sicher vermuthen, daß er von 1692 an, als dem Jahr seiner Vertreibung aus Erfurt und Aufnahme in Halle, schon dazu bestimmt gewesen; und daß man nur, um kein zu großes Aufsehn zu erregen, ihm erst durch diese Professur den Weg zu einer theologischen bahnen wollte, auch wohl selbst Spener, sein großer Lehrer und Gönner, mit dazu mag gerathen haben. Es wird dies um so wahrscheinlicher, da Anfangs nur Baier und Breithaupt zu Mitgliedern der Fakultät ernannt wurden; und es gewiß ist, daß Spener den größten Einfluß auch bei der Wahl Breithaupts, und des im Jahr 1695 auf Baiern folgenden Antons gehabt hat.

Das

Das alles waren nun Männer, die bei einem gesunden Verstande und bei einem mit dem wahren Geiste der Religion erfüllten Herzen, auch nicht ohne Einsicht in die damals schon hervorkeimende richtigere Auslegungsart der neutestamentlichen Schriften, „auf etwas mehreres dringen“, mit Hrn. Förster zu reden, „als bloß auf die gewöhnliche Formulartheologie.“ Der kirchlichen Streitigkeiten müde, welche seit der Reformazion unter den Evangelischen gewütet hatten, und von welchen die sogenannte synkretistische oder Kalixtinische allein *) fast ein ganzes Jahrhundert, bis ans Ende des siebenzehenten, gedauert hatte; so auch der beim Schluß dieses in Umlauf gebrachten 30 oder 40 Predigtmethoden, deren eine immer die andre an Aberwitz, Geschmack- und Kraftlosigkeit übertraf — dessen also müde, sehnten sie sich nach Ruhe und nach einer nahrhaftern Speise: fanden jene in einer unsektirischen, alles auf fromme Thätigkeit zurückführenden Religion, und diese in einem herzlichen, kunstlosen, allgemeinverständ-

*) Löscher selbst in seinem Timotheus Verinus rechnet die Geringachtung dieser Streitigkeit zu den Ausbrüchen des Pietismus. Er hätte aber immer Verachtung sagen mögen.

verständlichen Vortrage der Religion in Predigten. In dem Genuß dieser Ruhe und dieser kräftigern Nahrung für Geist und Herz banden sie sich an keine menschliche Auktorität, so wie sie dieselbe nicht fürchteten; achteten nicht das wilde tobende Geschrei über Abweichung von den symbolischen Büchern, von der reinen Lehre der seligmachenden Lutherischen Religion, welches von mehrern Orten in Predigten und Schriften der Carpzove, Pfeifer und Ittige in Leipzig, der Fechte in Rostock, der Löscher und Neumanne in Wittenberg, der Schellwige in Danzig wiederhallte, und nun besonders D. Joh. Friedr. Mayer in Greifswalde, traurigen Andenkens, durch eine Schmähschrift über die andre, als durch eben so viele Trompeten, erschallen ließ, — der kleinern Nachkläffer nicht zu gedenken. Mit männlichem Schritt gingen sie ihren Gang fort, beschwerten sich nur über die Unbilligkeit, mit allen Schwärmern der damaligen Zeit in eine Klasse geworfen zu werden, sie die sich offenbar an Joh. Arndt, Heinrich Müller, Val. Andreä und ähnliche anschlossen; verwiesen es ihren Gegnern, wenn sie den guten Namen eines Pietisten in einen Schimpfnamen verwandelten, ohne doch sie deswegen Orthodoxisten zu schelten, wie ein ungenannter diese

Benennung

Benennung auf die Bahn brachte *); sie wider-
setzten

*) Nehmlich in folgenden zwei Schriften: „Eines „frommen Schwedischen Theologi“ (eine Anspielung auf Mayer, der vorher „Eines Schwedischen Theologi kurzen Bericht von Pietisten“ herausgegeben hatte) „Rede von dem Neuen Evangelio, wider die Orthodoxisten gehalten“ — und: „Eines Brandenburgischen Medici kurzer Bericht „von den Orthodoxisten; samt einem Königl. Engellandischen Edikt wider dieselben“: beide herausgekommen zu „Brandenburg bei Lebrecht Fromm, im J. 1707.“ Das sehr merkwürdige Edikt wird hier nicht am unrechten Orte stehen.

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von „Engelland, Frankreich, Schott- und Irland, u. „s. w. thun jederman kund und zu wissen, daß „Uns zu unterschiedenen malen von einigen unsrer „Theologen auf das beweglichste vorgestellet worden, „wie sich viele gottlose Lehrer in Unsrer Kirche fun„den, die ein sehr ärgerliches und sündliches Leben „führten, und zur Beschönigung solches ihres un„christlichen Wandels ihre Zuhörer und andre Leute, „sowohl in öffentlichen Predigten als in gedruckten „Büchern, unter dem Schein der Ortho„doxie zu bereden suchten, als wären die guten „Werke nicht eben nöthig zum wahren Christen„thum; man könnte nicht so einen heiligen Wan„del führen, als Gottes Wort von dem Menschen „forderte;

setzten sich laut der beständigen Wiederholung der Lehrmeinung von der Rechtfertigung, mit Verschweigung

„forderte; Gott werde es auch so genau mit den „Menschen nicht nehmen, als welchem ja ihre sündliche verderbte Natur nicht unbekannt sein könnte; „kein Mensch könnte so viele und große Sünden „begangen haben, dafür er Gott nicht mit einem „andächtigen Seufzer auf seinem Siechbette und „bei seinem letzten Othemholen genug thun könnte, „und was dergleichen gefährliche Lehren mehr, „dadurch sie die größesten Sünder immer sicherer „machen, und in ihrer Bosheit stärken. Weil „denn nun aus solcher gottloser Lehrer ärgerlichen Lehr und Leben nichts Gutes folgen „kann. . . . Als haben Wir mit Einstimmung „Unsers geheimen Raths für gut und nöthig erachtet, dieses Unser königliches Edikt deswegen zu „publiziren. Ergehet demnach hiemit Unser ernstlicher Befehl aufs nachdrücklichste an alle Bischöfe „und weltliche Obrigkeiten, genau auf ihre unterhabende Priester und Unterthanen Acht zu haben, „und diejenigen, so sich etwa in obgedachten gefährlichen Lehren und gottlosen Leben finden „lassen, ohnverzüglich mit den darauf in unsern „Landesrechten gesetzten Strafen anzusehen. Hieran geschieht Unser Wille. Gehabt Euch wohl! „Gegeben in Unserm Schloß Kensington, den „4 Mai 1698.“

schweigung oder nur leiser Berührung der Nothwendigkeit der Heiligung; wie der Behauptung, die auch Mayer so ganz unbestimmt (im unten angeführten „kurzen Bericht," nach dem wörtlichen Vorwurf der theologischen Fakultät zu Halle in der jenem entgegengesetzten „Verantwortung" von 1706) in die Welt hinein geschrieben hatte, daß die guten Werke nicht nöthig zur Seligkeit wären. Sie behaupteten endlich standhaft, daß der Wiedergeborne die göttlichen Gebote vollständig, wenn gleich nicht vollkömmlich, halten könne. War nun gleich ihre Sprache, oder vielmehr die damalige aus hebräischartigen oder bildlichen Schriftausdrücken zusammengesetzte theologische Sprache, nicht mit philosophischer Genauigkeit gefeilt, daß sie nun eben, statt von „guten Werken, Erleuchtung, Bekehrung, Wiedergeburt" zu reden, gleich verständlicher rechtschaffene Gesinnungen und Erweisungen, deutliches Erkenntniß und wahre Sinnesänderung empfohlen hätten; so meinten sie doch das. Und schienen sie auch der Philosophie eben nicht so günstig zu seiu, so verdammten sie dieselbe doch nicht, gleich dem Dan. Hoffmann in Helmstädt, als ein Werk des Teufels und des Fleisches; sie kannten keine bessere, als die Scholastisch-Aristotelische,

telische, aus welcher Schellwig im Platone redivivo versichert, daß die Scholastiker die große Kunst erlernt hätten, die streitigen Lehren der christlichen Religion (mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen) in gute Ordnung zu bringen, und die heilige Schrift deutlich zu erklären. Sie handelten endlich nicht unweise, daß sie selbst des Kartesius Grundsätze nicht sogleich auf die Theologie anwandten. Genug: es waren Männer, wie sie in dem Zeitalter nöthig waren, um besonders die Lehrart in Volksunterweisungen zu verbessern, und angehende Lehrer durch eine weniger zum Streit zugespitzte, und mehr auf das Praktische hinlenkende Theologie vorzubereiten.

Einen solchen Mann fand nun die Universität vorzüglich an Franke, wie der hohe Stifter derselben nur ihn und ähnliche verlangt, und vermuthlich Veit Ludewig von Seckendorf, Speners Freund, welcher zum Kanzler bestimmt war, auch ihn vorgeschlagen hatte. Daher nennt Ursinus in der gedachten Predigt die theologischen Professoren „Lehrer der Schrift, denen werde „gegeben werden, Weisheit zu reden, die da „führet zur Gottseligkeit;“ und Spener versicherte: „sie würden sich angelegen sein lassen, „die Theologie hauptsächlich allein aus der heil.

„Schrift,

»Schrift, als dem von unſrer Kirche erkannten »alleinigen Principio des Glaubens, ihren Zu»hörern vorzuſtellen . . . und ihnen die Glaubens»lehre allezeit alſo zu zeigen, wie auch aus derſel»ben nothwendig die Früchte des Glaubens und »Lebens fließen müſſen, um ſie bei Zeiten von der »Einbildung, durch bloßes Wiſſen ſelig zu werden, »oder alle Kraft des Glaubens in daſſelbe zu ſetzen, »abzuführen.“

So war nun auch Franke der Erſte, der in ſeinen obſervationibus biblicis, die er monatlich 1695 herausgab, die Fehler und Mängel der Überſetzung Luthers zeigte, und ſie wirklich mit Kenntniß der Originalſprachen verbeſſerte. Es iſt hier nicht der Ort, dies mit Beiſpielen zu belegen, und ich behalte mir vor, dies in dem nächſten Stück meines Magazins zu thun. Mehr gehört es hieher, zu bemerken, daß auch da Mayer, dieſer immer gerüſtete Streiter, mit einer »Warnung an die Studioſos Theologiae, »ſo den (welche dem) Schwediſchen Scepter »unterthänig ſind, ſich für denen (vor den) obſer»vationibus biblicis wohl fürzuſehen. Greifs»walde, 1707“ auf den Kampfplatz hervortrat. Luther heißt darin immer noch der liebe ſelige

Vater,

Vater, — papa *) —; von seiner übersetzung wird gesagt, sie sei zwar nicht unverbesserlich, aber doch immer von rechtschaffenen Männern aufs eifrigste in Ehren gehalten worden, und es habe sich noch kein aufrichtiges Glied der Kirche erkühnt und unterfangen, ihr zu widersprechen; — nur M. Franke erdreiste sich das: und zwar 1) in deutscher Sprache, 2) unter dem Schein grosser Andacht, 3) ein ganzes Jahr durch, 4) alle Monat. | Der Teufel (S. 4, 5) gebe ihm dies ein,

*) Diese Sprache haben auch nur immer die geführt, die sich gern selbst zu Päpsten in der freien Protestantischen Kirche haben aufwerfen wollen, wie nun eben Mayer; der sogar den unglücklichen Einfall hatte, eigenmächtig einen Revers dem Hamburgischen Ministerium aufzudringen, um einen rechtschaffenen Horbius zu verdrängen, welchem Beginnen aber der weisere Magistrat bald Gränzen setzte. Man hieß damals ihn, als Pastor zu S. Jakob in Hamburg, mit den seine Partei nehmenden Gemeingliedern, Jakobiten. In unsern Tagen würde man dergleichen Menschen Jakobiner nennen, die in einem so kleinen Staate, wenn es nicht anders gehen will, unter Predigern und den ihnen anhängenden Gemeinen Mißvergnügen und dadurch immer weiter gehende Unruhen anspinnen wollen.

ein, nachdem er schon durch die Pharisäer die sinnliche Gnadenwirkung gehöret gehabt. Dann ist der Schluß: O verdammliche Satansliste! was hat er, nachdem er in der Erleuchtung verstehen hatte, was Gnade und allein in der Hand des Herrn stehe, vor Lohn, Ehre, Ansehen, Glückseligkeit, Reichthum und dergleichen vorher gesagte Dinge, als die irrthümlichen Lehrer, worden? Hier ist Dürer, der in seinem Buche, dem Gnadenstuhl, diese Lehre gründlich und weitläuftig ausführet, und sie mit Zeugnissen der Schrift und der Väter bestätiget, wie auch Luther, Melanchthon, Brenz, Chemnitz, Gerhard, Calixt, Spener, Francke, Buddeus, Walch, Baumgarten, Mosheim, Semler, Schlegel, Schmid, Reinhard, Storr, Flatt, Tübingen, Bengel, Oetinger, Hahn, Lavater, Jung, Stilling, Hochstetter, Hochstetter, Hochstetter

erbauliche Schrifterklärungen. Aber weder in jenen noch in diesen erlaubt er sich seichtes und doch saftig sein sollendes Geschwätz, mit ewigen ekelhaften Wiederholungen durchsäuert; keine abersinnigen, oft anstößigen Witzeleien; keine bittern Ausfälle auf Andersdenkende; nichts, was einem tändelnden und spielenden Mystizismus ähnlich sähe; und am wenigsten etwas von dem Aberwitz, aus einem Und oder Über acht Tage, aus dem Zusammenhange herausgerissen, eine ganze Predigt auszuspinnen. Der Vortrag wird ganz ungezwungen, wie in den observationibus biblicis, aus dem Text abgeleitet; von allem wird in einer natürlichen Ordnung, und das durchaus in der ebenen ernsten und kraftvollen Sprache des Herzens, geredet. — Wirklich sieht man sich in ein ganz neues Feld versetzt, wenn man Speners und Frankens Predigten liest und sie etwa mit denen des Carpzov in Leipzig, oder die Spenersche Einweihungspredigt mit der des Ursinus vergleicht. Folgender zum Theil unsaubere Schematismus aus der letztern ist zwar nicht der einzige, aber doch der himmelweiteste Unterschied unter beiden.

„Dies alles haben wir von dem Pflegevater dieser hohen Schule hier überflüssig zu hoffen auch "

(So

(So verſetzt er beſtändig dieſe und ähnliche kleine Partikeln ans Ende, daß ſie nun da ganz ohne Anhalt ſtehen); „Ein groß Wunder wärs, der Na„tur, wenn eine Mutter vier Brüſte hätte, da ihr der „Gott der Natur nur zwei Brüſte geordnet; Eben daher „lieſt man ſo viel von der Iſis mammoſa, der vielbrüſti„gen Iſis, die viel Kinder zugleich geſäugt. Gleich„wohl iſts eine Fabel nur, und ein bloßes Sinnenbild „einer mütterlichen Mildigkeit, der kein überfluß je „fehlt;“ (lauter ſolche Abtheilungszeichen.) „Unſer liebe Landesvater“ (wie kam denn nun der Mann dazu, ihn zur Mutter zu machen? Ganz natürlich, obgleich nach einer ſehr verſteckten Einleitung, ſo) „erweiſt aber den hohen Schulen nicht „allein ein Pflegersherz, ſondern auch ſolch Säugam„menherz; Es ſind drei Akademieen ſchon, zu Frank„furt an der Oder, zu Königsberg in Preußen, und zu „Duisburg an dem Rhein. Dieſe hängen an ſeiner „Gnad, wie drei liebe Kinder an den Milchreichen „Brüſten ihrer Mütter und Säugammen; Und ſein „Herz hat noch überfluß, ja das jüngſte iſt wie's liebſte „Kind, hier zu Halle an der Saale, Seine Friedrichs„Univerſität. Hierauf wird es nun geben, eine himm„liſche Milchſtraße für die Kinder der Weisheit, bis ins „tauſendſte Glied hin. Unſre Nachkommen werden ſich „des erinnern müſſen, u. ſ. w.“ — Denn ich breche hier ab, weil der ſel. Mann hier ſelbſt durch ein wahres ungeſchminktes Wort ſeine Hyperholen in einigen Zeilen unterbricht.

Wenn denn nun aber Franke so durch Unterricht und Beispiel künftige Volkslehrer zu bilden suchte, und es zur rechten Zeit that; so geschah dies nicht weniger, und in weiterer Beziehung auch auf Lehrer der Jugend in allen Ständen, durch die Errichtung des Waisenhauses. Der Finanzier mag es berechnen, wie viele hunderttausend Thaler bloß dadurch Land und Stadt gewonnen haben. So etwas gehört nicht in das Gebiet des Theologen. Ihm würde es auch nicht geziemen, dem frommen Stifter das zur Last zu legen, was in der Folge sich von Mißbräuchen darin oder daneben einschlich. Der Heldenmuth allein, mit dem er es, von allen Seiten in beständigem Kampf und Streite, und ohne Gold zu besitzen oder es übernatürlich machen zu wollen, anfing und zu einer solchen Größe unermüdlich ausführte: dieser allein macht ihn zu einem der merkwürdigsten Männer in der kirchlichen Geschichte; und man kann auch desfalls sein „Öffentliches Zeugniß vom Werk, Wort und Dienst „Gottes“ von 1702, in welchem er Rechenschaft von der ganzen Anstalt ablegt, nicht ohne einen gewissen heiligen Schauer der Ehrfurcht lesen. Und doch, doch konnte Mayer — mit dem ich immer mein Verkehr haben muß, weil auch

er

er es hauptsächlich mit Franke hatte — in der vorhin angeführten Warnung noch 1707 (S. 49) schreiben: »Millionen, Millionen Magister Franken werden nicht ein Quintlein von einem Luther »machen.« Nun, ich denke doch, daß wenn man Luther, ohne seinen weisen Kurfürsten, ohne seine Gehülfen, und ohne die theils das große Ganze vorbereitenden theils nebenher dazu wirkenden Männer, wie Erasmus, mit Franken auf die Waagschale brächte, die körperliche Schwere abgezogen, der dünne unleibte Geist Beider sich ziemlich das Gleichgewicht halten würde. Und nur dieser ists, der den thatenvollen Mann ausmacht; der immer derselbe bleibt, wenn gleich nach den verschiednen Gelegenheiten und Veranlassungen seine Kraft nicht immer als dieselbe im Äußerlichen erscheint. Das Glauchische Waisenhaus bleibt also das verdienstlichste Werk Frankens, bei welchem er auch weislich nicht nur auf bloßen Unterricht, sondern auch auf die ganze Erziehung Rücksicht genommen hatte. Wenn er dadurch zum eigentlich großen Manne (ich zweifle nicht, ohne eigensüchtiges Streben) sich erhoben hat, so ist er auch ein wahrer Wohlthäter vieler Familien auf die folgende Zeit geworden, der nicht nur unsre Bewunderung, sondern auch Segnung verdient.

Mir geht dies um so mehr von Herzen, da ich damit zugleich das Andenken meines Großvaters in Leipzig, Romanus, und des Lehrers meines Vaters, Joh. Gottlieb Pfeifers (der, ihm selbst unvergeßlich, auch ein ganz andrer Mann war als der frühere Kollege Carpzovs, August Pfeifer, beide Gegner Frankens) zu ehren glaube. Denn wenn der Erste, als Prediger, der Spenerschen Partei ergeben war, und im Anfange dieses Jahrhunderts, mit großem Beifall seiner Gemeine, nur thätiges Christenthum vortrug, wie in einer ganzen Sammlung von Predigten über den ersten Brief des Johannes; so zweckte auch der akademische Unterricht des Zweiten, als Professors der Theologie, bis zum Jahr 1740 ganz darauf ab.

Nun aber das alles, was Frankens Gedächtniß der späten Nachwelt ehrwürdig machen muß, würde er nicht geworden und nicht gewesen sein, wenn auch Er in die engen Gränzen des hergebrachten Systems vom Hofe herab gleichsam wäre eingekerkert worden; oder wenn schon damals Generale, wie Natzmer späterhin, sich in Universitäts- und Staatsangelegenheiten hätten mischen dürfen. Die Universität ward auf den Fels einer unsektirischen, eigener Prüfung und Wahl des

Besten

Besten überlassenen, Denkungsart gegründet. Und nur

Wer frei darf denken, denket wohl.

Nach dem allen läßt sich doch nicht läugnen, daß Frankens, wie Speners, Schüler und Anhänger, und des Ersten Zöglinge mit ihren Aufsehern und Lehrern im Waisenhause, sie oft mißverstanden, und bald weiter gingen, als vielleicht jene Männer selbst wünschten. Ich sage, vielleicht; weil doch auch so viel gewiß ist, daß sie selbst die kleinern schwärmerischen Parteien der Theosophisten und Böhmisten, der Chiliasten, Separatisten und Rosenkreuzer, Gichtelianer und Dippelianer, gewissermaßen hegten und, wenn auch noch so leise, zum Theil in Schutz nahmen. Das ging aber freilich ganz natürlich zu, daß sie also auch alle Entschuldigung deswegen verdienen. Alle ebengedachte Parteien und die ihnen ähnlichen treffen auf dem einen Mittelpunkte zusammen, daß sie die Praxis der Religion einer schulgerechten Theorie vorziehen; und von diesem gingen auch Spener und Franke aus. War es zu verwundern, daß sie diejenigen duldeten, die gleicher Herkunft dem Geiste nach und mit ihnen in der Hauptsache Eins waren? Machen es die Orthodoxen anders? haben sie nicht

von jeher die ungereimteste Hyperorthodoxie, wo nicht in Schuz genommen, doch nebenher gelten lassen, nur um den Heterodoxen nicht einen Schritt zu weichen?

Von jenem Mißverstehen der Frömmigkeit Frankens, und seiner Nachsicht gegen fanatische Auswüchse derselben, war nun wieder der natürliche Erfolg, daß Viele alle wahre Gelehrsamkeit verachteten, und eine ganze ansehnliche Gemeine hervorging, welcher die Theologie, als Wissenschaft, Thorheit und Aergerniß war, und deren eigentlicher Stifter im Pädagogium des Waisenhauses war erzogen worden.

Und so standen die Sachen, da 1727 Francke, 1730 Paul Anton, 1732 Joach. Just. Breithaupt mit Tode abgingen, und im letzten Jahre **Baumgarten** außerordentlicher, dann 1734, auf Empfehlung des damaligen gelehrten Propsts in Berlin Rolof, ordentlicher Professor der Theologie und der Kollege **Joach. Lange's** und **Gottl. Aug. Franke** des Jüngern ward. Ihm denn war es gegeben, vor dem Riß zu stehen, mit großer Bescheidenheit nach und nach sich und der theologischen Gelehrsamkeit Platz zu machen; in beständigem Gedränge mit dem Waisenhause, in welchem er ehemal selbst Unterricht gegeben hatte,

dessen

dessen Gutes und Fehlerhaftes er also genau kannte, sich aufrecht zu erhalten, und mit seltner Geschmeidigkeit dem Erdrücktwerden, auch besonders durch Lange, auszuweichen. Selbst eingeweiht in die Wolfische Philosophie, verbarg er doch Anfangs ihre Anwendung in der Theologie; fing nur nach und nach an, über eigene kurze Sätze die Dogmatik zu lesen, stellte nur allmählich seine aszetischen Vorlesungen ein, da er das Predigen, schon beim Antritt seines Lehramts als Mitglied seiner Fakultät, aufgegeben hatte, und schwang sich so mit langsamen aber festen Tritten auf die Höhe, auf welcher nur wenige akademische Theologen, als eigentliche Gelehrte, vor und neben ihm mit so allgemeinem Beifall gestanden haben.

Lange, wie er in seiner eigenen Lebensbeschreibung bemerkt, hatte bereits vom Jahr 1730 an, allen Beifall im Lesen verloren. Das machte, nach einem Ohrenzeugen, welchen Semler in der Vorrede zum 1 Bd. der Baumgartenschen Glaubenslehre reden läßt: „sein mündlicher Vortrag war häckericht und stockend, er mußte sich oft lange besinnen, ehe ihm etwas beifallen wollte, wiederholte am Ende jedes Perioden die letzten Worte, und viele seiner Zuhörer

versicherten, sie wollten lieber Speners Katechismus lesen, als bei solchen Vorlesungen gegenwärtig sein.“ Dies erleichterte nun schon Baumgarten den Eingang bei seinen Zuhörern. Bei ihm war Ordnung im Denken, die Fähigkeit alle Theile eines Begrifs genau auseinander zu setzen, Bestimmtheit und Gedrängtheit in Darstellung derselben, ohne durch Kürze der Deutlichkeit zu schaden; wovon denn auch alle seine Schriften zeugen, und worin besonders seine Moral ein Meisterwerk ist. Dabei besaß er die weitläuftigsten Kenntnisse der allgemeinen, und besonders der Kirchen- und Litterär-Geschichte; verbreitete zwar kein neues Licht über die Dogmatik, war aber doch sorgfältiger in der Wahl der Schriftbeweise und ihrer Verbindung mit den aus der Sache selbst hergenommenen Gründen; behandelte die Moral mehr wissenschaftlich, als es von seinen Vorgängern geschehen war; lehrte in der Polemik das eigentliche Gewicht jeder Streitigkeit mit richtiger Unterscheidung der Haupt- und Nebenfragen kennen. Und verfuhr er gleich in der Schriftauslegung etwas zu tabellarisch; war gleich, was die Kritik des Textes anlangt, Bengel ihm überlegen: so verließ ihn doch dabei sein Scharfsinn nicht, besonders wenn es mehr auf

Geschichte

Geschichte und Sachen als Worte und grammatische Bemerkungen ankam. So urtheilt selbst Ernesti im 4 Bd. der theol. Bibliothek S. 103, über die Streitigkeit welche Baumgarten mit Bengel über die Doxologie hatte, und wobei er unter andern ganz richtig einwandte, daß dieser in Sammlung der Lesarten zu willkürlich gehandelt, wenig erhebliche ausgezeichnet, wichtigere übergangen habe. Beweise von dem allen sind seine vielen gelehrten Arbeiten, von welchen die meisten hieher gehörigen erst nach seinem Tode herauskamen, und dies ganz besonders die Geschichte der Religionsparteien. Indem er selbst das weitläuftige Gebiet theologischer Wissenschaften so umfaßte, so machte er auch seine Schüler damit bekannt, daß es ihnen anschaulich ward, wie viel der gelehrte Theolog zum Wissen nöthig habe, um sich von dem bloßen Prediger zu unterscheiden. Machte er nun gleich für sich wenig Gebrauch davon zur Läuterung und Reinigung des Systems, so konnte er auch das füglich der Folgezeit überlassen. Er hatte genug zu thun, den ganzen großen Vorrath von Materialien zu sammeln; Andre mogten sie nun bearbeiten.

Da auch, besonders vom Anfange dieses Jahrhunderts an, die Menge deistischer und antideistischer Schriften in England herauskamen und vom Jahr 1740 an, mit der verbreitetern Kenntniß der Englischen Sprache, nach Deutschland sich verbreitete; auch Voltaire mit spöttelndem Witz die Religion angrif: so konnte ein öffentlicher Lehrer der Theologie, wie Baumgarten, es nicht vermeiden, in der letzgedachten Geschichte seinen Zuhörern Wissenschaft davon zu ertheilen. So mußte aber auch der selbstdenkende Theil derselben wahrnehmen, daß nun der Streit nicht bloß dem System sondern der Religion selbst galt; daß man gegen solche Gegner ganz andre Waffen nöthig habe: und es wurden auf diese Weise die Schriften eines Leß und Nösselt von der Wahrheit der christlichen Religion vorbereitet; der Geist Semlers bekam die Richtung, durch welche er sich von seinem großen Lehrer unterschied, noch über ihn, obgleich mit unwandelbarer Hochachtung eines dankbaren Schülers, gewissermaßen hervorragte, und von 1753 an, als Mitglied der theologischen Fakultät, ihr und der Universität neuen vermehrten Glanz gab.

So weit war man wohl bis auf diese Zeit gekommen, daß man empfand, es sei ein Unter-

schied

schied unter gelehrter und populärer Theologie. Es hob also Baumgarten jene wieder empor, nachdem seine Amtsvorfahren und zum Theil Gehülfen mehr diese, und nicht ganz ohne Nachtheil jener, begünstigt hatten. Nur fehlte es noch an der deutlichen Einsicht, daß auch selbst unter Theologie und Religion ein großer Unterschied sei. Und es fehlte daran, weil man sich noch zu wenig um die Folge dogmatischer Ideen von einem Jahrhundert zum andern, die Veränderungen des Systems nach Provinzen und Ländern, nach dem Einfluß der Regierungen und den bei ihr in Ansehn stehenden Lehrern, bekümmert hatte. Es fehlte daran, weil in Deutschland fast noch gar nichts zur Berichtigung des Originaltextes des Neuen Testaments, und zu Erklärung desselben nach allgemeinen und besondern, aus der Sprache, aus der jüdischen Denkungsart, den Sitten der Völker in dem apostolischen Zeitalter hergenommenen, Regeln auch nur sehr wenig geschehen war. Gleichwohl ward beides immer mehr zum Bedürfniß, auch um manchen sonst gar nicht zu beantwortenden Zweifeln und Einwürfen der Deisten mit Erfolg entgegen gehn zu können. Und da war denn nun wieder Semler der große Mann, der diesem Zeitbedürfnisse

abzu-

abzuhelfen, mit Erneſti in Leipzig, die Bahn brach, dabei immer kräftiger von dieſem unterſtützt und, um nicht zu ermüden, von Rezenſion zu Rezenſion in der Bibliothek mit ſtets geſteigerten Hochachtungsbezeugungen von ihm aufgemuntert wurde. Mir ſelbſt verſicherte Erneſti im J. 1765, da ich einige Wochen in Leipzig war, und ihm meine Bewunderung der Semlerſchen Gelehrſamkeit äußerte: „Ja, da haben Sie Recht; „ich denke, ich habe auch geleſen und geprüft, aber „der iſt größer denn ich.“ Von ihm aber, der ſich doch auch fühlte und fühlen konnte, war dies wohl nicht wenig geſagt.

Zuerſt alſo machte Semler bei jeder Gelegenheit es ſichtbar, wie verſchieden von jeher die Lehrart im gelehrten Vortrage der Religion geweſen ſei, welche Veränderungen und Abwechſelungen mit dieſem vom zweiten Jahrhundert an vorgegangen waren, und daß es immer eine eigene theologiſche Sprache nach den verſchiedenen Ländern und Zeitaltern gegeben habe. Dies that er beſonders in der hiſtoriſchen Einleitung, welche er der Baumgartenſchen Dogmatik und Polemik vorſetzte, und worin er zuerſt die Geſchichte des Syſtems, dann die einzelnen Lehren litterariſch und kritiſch durchging, ſo wie nach Keiner vor

ihm

ihm es gethan hatte. Denn er schöpfte bloß aus den Quellen *); kannte die Anführer der allezeit willigen theologischen Heerde, und hielt sich nur an sie; hatte Alles mit eigenen Augen gelesen, theilte davon die fruchtbarsten Auszüge mit, und erleichterte so seinen Lesern das eigne Urtheil. Erstaunen mußte man, und sich tief verbeugen, wenn man ihn, nach Lesung des allen, verließ.

Und

*) Wie genau er diese gekannt, und mit welchem kritischen Scharfsinn er sie zu würdigen gewusst hat, davon ist sein „Versuch, den Gebrauch der „Quellen in der Staats- und Kirchengeschichte der „mittlern Zeiten zu erleichtern (Halle, bei Gebauer, „1761, 8; ohne die Vorrede, 10 Bogen)," der lautsprechendste Beweis. Da diese Schrift auf wenig Blättern einen Schatz historischer Berichtigungen, auch was die Lesarten betrift, enthält; so mache ich es mir zur Pflicht und zum Verdienst, hier wieder darauf aufmerksam zu machen, wie auch auf den in der Vorrede gegebnen, aber noch nicht geachteten, Wink: „nach und nach für jedes „Jahrhundert, vom 8ten an, die wirklichen Quel„len, mit Zuziehung der Kopeien, zusammen in „gehörige Ordnung zu bringen, die Lesarten und „Abtheilungen zu berichtigen, und die undeutlichen „Ausdrücke durch andre umschreibende Stücke der „vorigen Zeit verständlich zu machen."

Und er mogte nun auch die eigentliche dogmatische oder symbolische Theologie selbst behandeln; so stieß man allenthalben auf die genauesten Geschlechtsregister der Meinungen, mit beständiger Würdigung ihres Verhältnisses, Werths oder Unwerths zur Religion überhaupt.

Wer ein so weites Feld bearbeitet, den sollte man in einem andern, wenn gleich angränzenden, doch auch von großem Umfange und gleichem Mangel der Kultur, kaum suchen. Trift man ihn aber auch da, und das in voller Arbeit an, so hebt sich jenes Erstaunen noch höher; wie dies nicht weniger der Fall bei Semlern war. Was und wieviel er auch für die Kritik des Textes, im N. T. besonders, und für die Exegese desselben, durch Anleitung wie durch eigene Bearbeitung, gethan hat, ist bekannt und liegt in seinen Anmerkungen zu Wettsteins Prolegomenis, den libellis Wettstenii ad crisin et interpretationem N. T., mit welchen er ausging; im apparatus ad liberalem interpret. N. T.; in der historisch-kritischen Untersuchung der Stelle 1 Joh. V, 7; in seinen Paraphrasen, für Jeden offen. In der Wortkritik war Er es, der zuerst den Satz von einer gedoppelten Rezension des Textes aufstellte; und dann den der allgemeinen Kritik nicht ganz unbe-

unbekannten, aber doch noch nicht genug gebrauchten, Kanon auf das N. T. anwandte: daß verschiedne einander widersprechende Lesarten ursprünglich Randanmerkungen des Korrektoren oder Ausleger gewesen, also eine wie die andre für unächt zu halten seien. In der Kritik der Bücher selbst, wie der Offenbarung Johannis, oder einzelner Abschnitte in denselben, zeigte er nicht weniger sich als den Ersten, der mit strenger und unbefangner Genauigkeit eines der Sprache und Geschichte kundigen Gelehrten verfuhr. Kam es denn zur eignen Auslegung, so umfaßte er mit hellem Blick den Geist der Sprache wie des Zeitalters, scheidete genau Lokalideen von den allgemeinen des Christenthums; was den ψυχικοις geschrieben war, von dem, was für die πνευματικοις gehörte. Gewiß würde er auch dem Alten Testament dieselben Dienste im Ganzen (denn im Einzelnen that er es doch auch) und Großen geleistet haben, wenn er dies nicht hätte Andern, wie Michaelis, überlassen wollen.

Und so sind denn durch ihn in der theologischen Welt Kenntnisse, trotz alles Widerstandes, in Umlauf gekommen, die nun hinterher, auch unter allen Anfechtungen, sich auf die Nachwelt

erhalten werden, und weder Macht noch Argliſt werden ausrotten können. Zwar war auch jener Widerſtand für ihn weder ſo groß, noch ſo furchtbar, als er es würde geweſen ſein, wenn er in umgekehrter Ordnung unmittelbar auf das Frankiſche Zeitalter, wie Baumgarten, mit ſeinem Geiſte und ſeiner Kraft gefolgt wäre. Einen König über ſich, der die Theologen von gewöhnlichem Schlage (und andre kannte er nicht) als irritabile genus ihr Weſen für ſich treiben ließ; mit dem Schilde Baumgartens bis 1757 bedeckt, und gewiſſermaßen noch unter demſelben bei der Ausgabe ſeiner Schriften, welchen er immer ſeine Gedanken anhängte, fortwandelnd; einen ſo gelehrten als Güte- und liebevollen Joh. Georg Knapp, und nun auch Sie — an die ich mich zuletzt wende, gegenwärtige auch von mir herzlich verehrte, und zum Theil aus nähover Bekanntſchaft geliebte Männer! — neben ſich habend: was hatte er zu fürchten? Die einzige Kränkung, die ihm, wie Sie wiſſen, noch ſpät widerfuhr, hatte doch wenigſtens auf ſeine litterariſchen Verdienſte keinen Bezug, und iſt gewiß mit lebhaftem Unwillen aller damaligen Mitglieder des Oberkonſiſtoriums bemerkt worden. Doch ich eile über dieſen Punkt, an welchen ſich andere mir noch näher liegende

Gedanken

Gedanken anreihen, hinweg, um mich noch bei etwas mehr Erheiterndem zu verweilen.

Dies ist seine ächte Frömmigkeit. Sie selbst sind Zeugen derselben gewesen. Schien es nicht, als ob die über Alles waltende höchste Weisheit ihn auch hätte wollen zum Exempel darstellen: daß, wie man ein rechtschaffener Mann sein kann, ohne deswegen ein großer Theolog zu sein; so auch gegenseitig man bei großem Wissen in der Religion, und allen dazu vorbereitenden oder hülfeleistenden Wissenschaften, ein wahrhaft biedrer und frommer Mann sein könne, welches denn freilich auch weit besser ist. Ich hoffe wenigstens es mit Ihrer völligen Zustimmung sagen zu können, daß ächte theologische Gelehrsamkeit (wie sie nicht aus noch so vielen Bänden von Systemen und Kompendien, sondern aus eigenem, auf Philosophie, Sprach- und Geschichtskenntnisse gestützten Studium erlangt wird) weiser und frommer Denkungsart mehr förderlich als hinderlich ist. Denn wenn man bei diesem Studium so wenig auf der Ebene ungehindert vor sich hingehn kann, manche Moräste durchwaden, Hecken überspringen, Anhöhen ersteigen muß; so freut man sich am Ende, auf einen festen ruhigen Standpunkt versetzt zu werden, auf welchem man im Zurückdenken der Überzeugung fä-

hig wird, daß es die Hauptſumme aller — und wie nicht auch der chriſtlichen? — Lehre ſei: Die wahrhaften Anbeter werden den Vater im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Sicher hatte dieſe Überzeugung, mit allen ihren herrlichen Tröſtungen, der wackere Semler auch gefunden, daß er auch, ſchon ſeinem Ende nahe, ein gewiſſes Θεῖον, ſelbſt in der heitern reinen Frühlingsluft, mit Anbetung empfand. Es ſchadet auch, wie mich dünkt, ſeiner ehrlichen Gewiſſenhaftigkeit nichts, wenn man bemerkt haben will, daß er, durch Bahrdt gereizt, den Unterſchied zwiſchen Privatreligion die jedem freiſtehe, und der öffentlichen die der Staat erzwingen könne, aufs höchſte getrieben habe. Sie Selbſt, mein theurer Nöſſelt, haben ſchon darüber das Nöthige geſagt, und Hr. Hofrath Eichhorn hat es mit aller Würde und Schonung, die ein großer Gelehrter dem andern ſchuldig iſt, entſchuldiget. Könnte man aber auch nicht zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, daß dieſer Gedanke ſchon früh bei ihm gekeimt habe, z. B. in der Vorrede zu Baumgartens Glaubenslehre, S. 15; daß er ſich nach und nach immer mehr und mehr bei ihm entwickelt habe, da er ja ſo oft in ſeinen Schriften von der publica doctrina redete, ſie immer vorausſchickte, und dann erſt ſeine Privatmeinung folgen

ließ;

ließ; daß dieser Satz also nur in der gedachten Krisis zur Reife gekommen sei? So hätte Er aber doch, wie er gleichwohl auch that, indem er Prediger an die hergebrachte gemeine Religion band, sich und andern akademischen Lehrern nicht ausschließend das Recht vorbehalten sollen, über die Gränzen derselben hinauszugehen! Denn wozu konnte das helfen, wenn doch die künftigen Prediger keinen Gebrauch davon machen sollten? Ich selbst habe ihm einmal dies zu überlegen gegeben, wogegen er mir antwortete: Er setze freilich dabei voraus, daß wenn die Professoren dies fleißig thäten, durch Gottes Schickung auch mit der publica doctrina eine Umwandlung nach und nach gesetzmäßig vorgehen müsse. So wäre er also doch ziemlich konsequent gewesen; und man würde am Ende um Worte mit ihm gestritten haben.

Er selbst hat diese Zeit nicht erlebt, so wie auch wir sie nicht erleben werden. Auch das Ende des ersten Jahrhunderts Ihrer preiswürdigen Universität und Fakultät, dem er so nahe war, ist ihm verschlossen geblieben. Welche Feier könnte es auch in dieser nah und fern so stürmischen trübseligen Zeit für ihn gewesen sein? Sie, meine Hochverehrte, haben es erleben sollen. Endigen Sie es mit dem edlen Stolz auf die großen und wahren

Verdienste, die Sie um Staat und Universität Sich gemacht haben; mit diesem Stolz, der sich ganz wohl mit innigem Danke gegen Gott, den Urheber aller Gaben und Kräfte in seiner Welt zu wirken, verträgt, und vielmehr, indem er über Alles sich erhebt was im Sichtbaren von eitlen menschlichen Bestrebungen und Angriffen auf Ehre und guten Namen niederschlagen könnte, an ihn, den Unsichtbaren, um so fester heftet. So endigen Sie es, und wandeln im zweiten Jahrhundert, so lange es Gott gefällt, fort mit der Festigkeit in Grundsätzen und Gesinnungen, der nur solche Männer, von einem solchen theologischen Charakter, fähig sind! Das ganze deutsche gelehrte Publikum nimmt in Gedanken und Wünschen an Ihrer heutigen stillen Feier Theil, spricht auch über Sie das rühmlichste Urtheil aus, trägt es in das Archiv der Geschichte für die dankbare Nachwelt ein. Aber nun eben dieses Publikum ist und bleibt, wie auch die kleinern oder größern Gerichtshöfe urtheilen mögen, in jedem Fall der höchste respektabelste menschliche Richter.

Berlin. Teller.

2.

Graf von Thun, ein neuer Wunderarzt.

Für den Beobachter ist gewiß nichts unterhaltender, als die Zudringlichkeit der mannichfaltigen Gaukler und Wundermänner der Reihe nach zu verfolgen, welche sich in der Messe zu Leipzig vereinigen, um einfältige und bloß gutdenkende Geschöpfe irre zu führen, und ihres Eigennutzes wegen alle Mittel anwenden die Leichtgläubigkeit der Menschen aufs höchste zu spannen. Allein, der Ton und die Manier dieser Kraftmänner ist schon allzubekannt, um fürchten zu dürfen, ihr Einfluß werde von zu großen Folgen sein. Sie verlieren in jeder Messe mehr von ihrem Ansehn; und es scheint, daß die Leipziger Polizei diesem Unfuge mehr durch die fortschreitende Kultur, als durch förmliche Verbote, entgegen arbeitet, indem sie den goldenen Spruch vor Augen hat: „Wo kein Glauben ist, da sterben die Propheten den Hungertod.“

Auf eine ganz neue Art, in einem ganz neuen Kostume aber, trat in letzter Ostermesse zu Leipzig ein Wundermann auf, dessen Erscheinung schon darum Sensazion machen musste, wenn man

auf seinen Stand, sein Vermögen und seine hohen Verbindungen Rücksicht nimmt und wenn man zugleich das uneigennützige, milde, herablassende Betragen in Anschlag bringt, mit welchem er dem ihn stets umgebenden Zirkel entgegen zu kommen suchte.

Lord Shaftesbury macht irgendwo die Bemerkung: daß mehrentheils diejenigen Männer, welche gewisse Schwärmereien in Rücksicht der Religion zu verbreiten gesucht, keinesweges Betrüger, sondern selbst Betrogene waren, die nur Egoismus genug hatten sich über alle Täuschung erhaben zu halten. Als einen solchen Betrogenen, obgleich in anderer Rücksicht, stelle ich mir den Mann, von welchem ich hier rede, vor; wer ihn unter andern Umständen, oder vielleicht länger als ich, zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, mag die Absichten und den Endzweck seiner Sendung näher enthüllen. — Ich erzähle bloß, was ich von ihm gehört, selbst an ihm wahrgenommen, und mit unter auch, wie Andere über ihn geurtheilt haben.

Der Graf von Thun *) — so heißt der Wundermann — kam von Wien, seinem Wohnorte,

*) In dem Neuesten Genealogischen Handbuche heißt er: Franz Josef Graf von Thun, Erster Majoratsherr

örte, nach Leipzig, und erklärte öffentlich: daß er, vermöge einer in seiner rechten Hand wirkenden Materie, die Kraft besitze, gewisse rheumatische Schmerzen, gichtische Lähmungen und podagrische Stockungen, vermittelst bloßer Berührung, zu heben. Daß dies keine grundlose Behauptung sei, wollte er durch seinen Stand und seinen Reichthum, der ihn vor der Beschuldigung eines jeden daraus zu ziehenden Gewinstes hinlänglich sichere, und durch die Menge auffallender Kuren welche er in Wien und an verschiednen andern Orten verrichtet habe, erhärten. Er erbot sich zugleich, Jedem der mit erwähnten Beschwerden geplagt sei, ohne Anstand und unentgeldlich seine Berührungskur angedeihen zu lassen. — Man kann wohl denken, daß solche Scheingründe auch aufgeklärte Leute verleiten konnten seine Hülfe zu suchen, und daß er daher einen größern Zulauf erhielt.

Er äußerte übrigens: daß der einzige Beweggrund, weshalb er Leipzig besuche, nur wäre, die dortige Fakultät aufzufordern, die in seiner

ratsherr zu Klösterle, geb. d. 14 Sept. 1734; Kais. Königl. wirkl. Geh. Rath, und des Toskan. Stephansordens Ritter.

Hand sich äußernde Materie und die dadurch entstehenden Wirkungen sorgfältiger zu untersuchen, als dies bisher geschehen sei. Natürlich muß sich hier die Frage aufdringen: Warum der Herr Graf nicht den Naturforschern und Ärzten in Wien sein Problem zur Auflösung vorlegte? Warum, wenn Er die Arzneiverständigen in Leipzig fähiger hielt das Phänomen seiner Berührungskur zu entwickeln, er gerade in der Messe erschien, bei dem großen Zusammenfluß von Menschen, und sich so dem Verdachte bloß stellte, als habe er ein großes Publikum zu täuschen die Absicht gehabt, indem er sich doch nur der Fakultät vorstellen wollte? — Es scheint fast, daß der Graf von den Wiener Ärzten und Naturforschern keinen ihm genüglichen Beifall erhielt; vielleicht erklärten sie sich sogar dahin, daß sein angegebnes Phänomen kein wirkliches sei, sondern bloß in seiner oder seiner Kranken Einbildung Statt finde. Er entschloß sich demnach zu einer Reise nach Leipzig, und wählte aus Vorsicht die Messenzeit: damit, wenn das Urtheil der Leipziger Fakultät nicht zu seiner Gunst ausfiele, er zum wenigsten ein großes Publikum vor sich habe, bei welchem er sein Ansehen geltend machen könnte.

Ahnete er dies, so geschah es. Er kam nach Leipzig. Man führte ihn in Begleitung einiger angesehenen Ärzte zum Krankenhause, um sich erst von dem Phänomen seiner Berührungskur zu überzeugen. Er machte Versuche an verschiednen Kranken; allein — er war unzufrieden, daß die Ärzte das nicht finden wollten, was er ihnen vorher sagte, und daß die Disposizion der Kranken seinem Versuche nicht günstig war. Beide Theile, die Ärzte und der Graf, gingen, wie es bei solchen Umständen immer zu geschehen pflegt, kalt und ohne weiter unterhandeln zu wollen, auseinander.

Indeß hatte der Graf in seiner Behausung einen Zulauf, der außerordentlich war. Alles ging mit der Zuversicht dahin, sich von seinen Leiden durch des Grafen Kur befreit zu sehen; und — welches Wunder! — eine große Anzahl Kranke fanden sich durch die Berührung erleichtert, viele sogar beim Weggehen von allen Schmerzen gänzlich befreiet. Wenn eine große Menge ihn verließ ohne sich geheilt zu sehen, so mußte dies nur einen neuen Beweis abgeben, daß die in des Grafen Hand wirkende Materie hinlänglicher untersucht zu werden verdiene, um zu bestimmen *für welche Art* von Übeln sie eigentlich ein Antidot sei. —

sei. — Eben deshalb gab der Graf seiner Kur keinen bestimmten Namen. Er behauptete bloß: ohne die geringste Einsicht in die Arzneikunde, vermöge er durch seine Hand auf kranke Theile zu wirken. Wie? wann? und wo? sie wirke; das war er bescheiden oder klug genug, einer Akademie oder einem eigentlichen Arzt zur Auflösung zu überlassen.

Die Gleichgültigkeit mit welcher ihn die Leipziger Medizinische Fakultät behandelte, setzte ihn ziemlich außer Verbindung mit ihr. Es scheint nun, daß die Furcht: in den Verdacht zu gerathen als wolle er die Medizin, deren er sich nach seinem eigenen Geständnisse nie theoretisch beflissen, wie ein bloßer Empiriker treiben, — ihn auf die Idee gebracht habe, sich einen dortigen angesehnen Arzt aufzusuchen, in dessen Gegenwart er seine Berührungskur fortsetzen wollte, wodurch er ihr unfehlbar in den Augen seiner Pazienten ein größeres Ansehen verschaffen konnte. Seine Wahl fiel auf den Doktor L**, einen Mann, in welchem Leipzig einen seiner thätigsten Ärzte schätzt, der selbst von seinen Kunstverwandten seiner Einsichten wegen geachtet wird, und dem, bei seiner ausgebreiteten Praxis, sein gutes Herz zu statten kommt, ohne Eigennutz einem

jeden

jeden seiner Kranken Hülfe zu leisten. Ihn ließ der Graf zu sich rufen.

Doktor L** kam, sah, und staunte. — Er fand die Wohnung des Grafen von einer Menge Kranken belagert. Der Graf ließ Einen derselben nach dem Andern in sein Zimmer hinein. Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, traten auf. Jede Person zeigte den Ort, wo der Schmerz hafte. Der Graf berührte denselben; und beinahe keine verließ ihn, ohne, wo nicht geheilt zu sein, doch eine besondre Empfindung durch die Berührung verspürt zu haben.

Von ungefähr besuchte ich den Doktor L. am Nachmittag desselben Tages. Unser Gespräch fiel bald auf den Grafen. Er erzählte mir das Obige, und detaillirte zugleich einige auffallende Kuren, welche er den Grafen verrichten sah. Einige geringe Äußerungen von meiner Seite über die Wirkungen der Imaginazion, und meine zweifelnde Miene, schienen den Doktor aufzubringen, als wenn ich gegen seine Überzeugung argumentiren wolle. Er behauptete, daß er Leute aus seiner Bekanntschaft, die von allen Vorurtheilen entfernt und von aller Einbildung frei wären, vom Grafen habe berühren sehen, und die mehrsten hätten einstimmig eine Erleichterung ihrer Beschwerden

schwerden betheurt. »Ist hier Imaginazion? — Doch wollen Sie Sich Selbst überzeugen? Morgen speist der Graf bei mir. Wenn Sie einigen Versuchen mit beigewohnt haben, werden Sie anders urtheilen.«

Den andern Tag hatte ich verschiedne Berufsgeschäfte; ich ward verspätet, und versäumte dadurch einen wichtigen Versuch, den der Doktor veranstaltete, um die besondre Wirksamkeit der Materie in des Grafen Hand zu beobachten. Ich kam, als der Versuch schon geendigt war; ich fand, außer verschiednen andern Freunden, den Herrn Professor H***, und noch einige Pazienten, die ihr Heil in der Berührungskur versuchen wollten. Alles war frappirt von dem so eben gelungenen Versuche.

Ich sah mich nach dem Grafen um. Ich betrog mich nicht, ihn in der bescheiden-frohen Miene zu erkennen, welche gemeinhin jeder Taufendkünstler nach erreichtem Ziele anzunehmen pflegt. Denn in seinem Äußern affektirte der Graf nichts Sonderbares. Er ging nicht prächtig aber schön, nicht steif aber auch nicht allzunachläßig gekleidet. Übrigens ist er von mittelgroßer Statur, magerer Konstituzion, und schon greis von Haaren. Aus seiner Physionomie springt nichts

Auffal-

Auffallendes hervor, sein Auge ist dunkel und schmachtend, und seine Gesichtsfarbe falb. Er spricht ganz den Wiener Dialekt, drückt sich hart im Deutschen aus, doch etwas besser im Französischen, welches er ziemlich gut spricht. — Doch wieder auf den Versuch zu kommen.

Der Doktor hatte, ohne daß es der Graf wusste, einen blinden Mann, der schon lange mit dem schwarzen Staar behaftet war, zu sich bestellt. Der Blinde, der nie vom Grafen etwas gehört hatte, wird demselben vorgestellt. Der Graf fuhr, wie verabredet war, im Zirkel mit seinem Finger, einige Zoll vom rechten Auge entfernt, einigemal herum. Der Blinde sagte: er fühle eine sich drehende Kälte um sein Auge, und bestimmte sogar, daß es das rechte sei. Während dieser Zeit, setzte der Doktor, statt des Grafen, mit seinem Finger die zirkelförmige Bewegung fort; der Blinde erklärte, daß die gefühlte Kälte verschwunden sei, und er gar nichts empfinde. Man wiederholte einigemal den Versuch, und die Aussage blieb dieselbe.

Auch mich setzte dieser Versuch in Verlegenheit; aber er gab mir keine Überzeugung, daß die in des Grafen Hand wirkende Materie die nächste Ursache davon sei, und daß deshalb dem

Grafen

Grafen, ausschließend, diese Materie eigen sein solle. Wir kennen noch zu wenig den Einfluß, welchen ein Temperament auf das andere hat, haben noch zu wenige Versuche hierüber angestellt, als daß wir zu einem Fluidum, welches vorzugsweise einzelnen Menschen zu Theil geworden sein sollte, unsere Zuflucht zu nehmen nöthig hätten.

Indeß äußerte ich nicht laut diese Gedanken, um die Konversazion nicht zu stören. Alle sprachen mit Bewunderung von dem Versuche, und der Graf schien völlige Satisfakzion dabei gehabt zu haben. Sein Gesicht verrieth eine innere Freude, wobei er immer persiflirend (den Ausdruck seiner Gegner vermuhtlich) wiederholte: **Und das ist alles Imaginazion!!**

Nach diesem Versuche, machte der Graf noch verschiedne Berührungskuren, welchen ich beiwohnte. Seine Methode ist folgende. Er läßt sich den Ort zeigen, wo der Schmerz dominirt. Dahin legt er die ganze Hand, läßt sie einige Minuten liegen, und fragt alsdann den Kranken: Was er empfinde? Der eine sagt: ein Kitzeln; der andere: Kälte; der dritte: Wärme, u. s. w. Sobald er hört, daß sich eine veränderliche Empfindung äußert; nimmt er die Hand weg, und

bedient sich seines Fingers als eines Leiters der erwähnten Empfindung, wenn er gleichsam den Schmerz aus dem Körper herauszuziehen sucht. Die Kranken sagen wahrenehmlich aus, daß sie Empfindung immer der Bewegung des Fingers folge. — Manche fühlen nun seinen Schmerz getindert, manche hingegen empfand nicht die geringste Erleichterung. Oder oft, wenn die Kranken von ihren Empfindungen, was doch immer der Fall ist, da sie sie nicht sunktmäßig zu charakterisiren wissen, bisher Beschreibungen machen, die entweder zu wenig paradirend die Worte: Das ist alles Imaginazion!

Die Kranken verlieren sich allmählich; und ich hatte nun Gelegenheit, den Grafen in die besondere Anmerkung einer solchen bedeutend zu thunen. — Er äußerte gleich gegen mir, daß er gar nicht begreife, wie man solche auffallenden und handgreiflichen Erscheinungen für Geschichte der Imaginazion erklären könne. Verschiedene Anwesende verschworen — vielleicht mehr aus Höflichkeit gegen den Grafen: — Daß, nach dem was sie gesehen, es freilich keinem Zweifel unterworfen sei, daß sie in seiner rechten Hand wirkende Materie von ganz eigener Art sein müsse, und wirklich Aufmerksamkeit verdiene. Ich äußerte,

daß „die Sage von der wunderbaren Wirkung einer Hand zwar ein seltenes, aber kein ganz neues, Phänomen enthalte. Schon im vorigen Jahrhundert soll ein gewisser Irländer Valentin Gregrakes *), eine wunderthätige Wirkung mit der Hand gezeigt haben, und“ .... Hier unterbrach mich der Graf etwas kalt: „Wir wollen nur die Erscheinungen, die wir vor uns haben, verfolgen. Denn meine Absicht ist freilich keineswegs, etwa ein Wunder in der Natur aufzusuchen; vielmehr wünschte ich zu erfahren, wie, nach den allgemeinen Gesetzen der Natur, diese Erscheinungen zu erklären wären.“

Man fing nun an, hin und wieder Erklärungen, Umrisse zu Hypothesen u. s. w. über die in der Hand wirkende Materie anzugeben. Der Graf

*) Eine interessante Nachricht von diesem Magnetisten vor Mesmern, welcher „mit der Hand gelinde „über den leidenden Theil hinfuhr, so das böse „Wesen immer weiter nach den Extremitäten des „Körpers hintrieb, und wenn es zuletzt in die Finger oder Zehen, auch wohl in die Spitze der Nase „gebracht war, es am Ende auch von da durch ein „sanftes Drücken völlig herausjagte,“ — steht in der Monatsschr. 1786 Februar, Nr. 4, S. 160. folgg. B.

Geist blos todter, ganz physikalischer, — ich will sie auch nicht einmal so, in dieser unreinen Sprache des Geistes mich zu nennen. Ich habe dabey den Grund, damit mich nie so gar die Leer gekommen sey, das eine Wort wirklich jetzt viele Dinge bedeuten sollen, welche ganz verschieden sind.

Es sind nur 4 verschiedene, — sehen Sie, das sind lauter einfache ganz unbedeutende Worte, und doch so mannigfaltig in ihrer Bedeutung. Wie viele Millionen Menschen haben jetzt Kopfschmerzen, und wie von denselben so lange verneint worden, bis es endlich wirklich wird, und sich in ein Ganzes, um die nur Rede zu stehen. Während so nun wegen einer Lähmung seiner Arme sie sich einschaltigen wollte, legte sich von ungefähr die rechte Hand auf den kranken Theil. Augenblicklich hatte der Mann eine wunderbare Empfindung; und indem er versuchte zu wenden, stiess er sich wieder von seinem Beschreiben so heftig, daß sie verwundungsvoll ausrief: Ihr Stuhl muß haben Sie in ihrer Hand? — Ich bitte... Wer, der ganz Mann, besonders der Soldat, hat seine Empfindungen ohne weniger als Schmerz-Empfindung, — Ihr Mann, ich will erklären, daß er das wirkliche Arbeit, bei es wegen eines krampfhaften Schmerzes schon seit Wochen

Monaten nicht gebraucht hatte, itzt ohne Beschwerde bedienen konnte. — Sie können leicht denken," fuhr der Graf fort, „daß ich seit der Zeit auf die Wirkungen meiner Hand aufmerksamer ward. Ich versuchte es mit ihr seitdem an verschiednen andern Kranken der Art, ich sah dieselben Wirkungen wiederum erfolgen. Kaum ward in Wien in einigen Zirkeln davon gesprochen, so hätte ich (setzte der Graf hinzu) einen solchen Zulauf, daß ich oft meine Pazienten durch Militär in Ordnung halten musste; so sehr drängte sich Alles zu mir, um meiner Hülfe theilhaftig zu werden. Ich konnte wohl in Wien allein an dreißig tausend Kranke zählen, denen, wenn auch nicht immer mit dem besten Erfolge, ich meine Hülfe angedeihen ließ."

Mit vieler Gewandtheit suchte nun der Graf das Gespräch so zu lenken, um den Zweck, den er mit diesem seinen bisher verkannten Eifer für das Wohl der Menschheit haben wollte, äußern zu können. — „Nicht Wunder will ich gethan haben, noch Anspruch machen welche zu thun; vielmehr will ich durch meine mir von der Natur verliehene Gabe, die den Anschein vom Wunderbaren hat, Gelegenheit geben, daß alles Wunderbare als im Kreise der Natur produzirt betrachtet

trachtet werde: indem ich zugleich darauf dringe, daß diese Wirkungen meiner Hand von denkenden und mit gehörigen Kentnissen versehenen Männern untersucht werden. Freuen würde es mich," fuhr er fort, „wenn unsre Kentnisse von der Natur dadurch ein neues Licht erhielten. Nicht allein die Religion muß dabei mehr gewinnen als verlieren, indem man die Wunder in bloße Erscheinungen der Natur auflöst, und dadurch die Gesetze der Religion mit denen der Natur in größere Übereinstimmung bringt; sondern auch das Interesse der Menschheit, das itzt vorzüglich auf politische Revoluzionen hingespannt ist, muß dadurch eine andre Richtung erhalten, indem die Menschheit, durch den in ihr aufgeregten Geist der Untersuchung über die Natur, auf ihre eigentliche Bestimmung aufmerksamer gemacht wird. Kurz, Aberglauben und Vorurtheil sind die Eckstein, die ich aus dem Wege räumen helfen will."

Es war wirklich auffallend, wie der Graf von der Geschichte seiner wunderbaren Hand plötzlich zu einer Gedankenreihe überging, die nichts geringeres als den erhabensten Zweck darstellte, welchen ein Apostel der Menschheit jemal haben konnte. — Eine Veranlassung dazu mogte vielleicht sein, daß der Pater Superior der Leipziger

katholischen Gemeinde nicht lange vorher den Grafen in einem Schreiben ersucht hatte, seine Bekehrungskur einzustellen. Es wäre, schrieb dieser Mann dem Herrn Grafen doch bekannt, daß man der katholischen Religion es zum Vorwurfe mache, daß sie vorzüglich allen Aberglauben zu befördern suche. Er glaube daher der Schuldigkeit gemäß, dem Grafen als Glaubensgenosse vorstellen zu müssen, in seiner Person keine Veranlassung zu geben, daß diese Beschuldigung von neuem als in der Religion selbst gegründet angesehen werde.

In der Unterhaltung dieses Nachmittags verrieth der Graf übrigens nichts von vorzüglichen Kenntissen. Im Gegentheil, er wich aus, wenn man das Gespräch an einen bestimmten Gegenstand festhalten wollte. In der Deutschen Litteratur war er ganz fremd. — Ein einziger Zug schien mir ein sehr deutliches Licht über den eigentlichen Charakter seiner Denkart zu geben. Man sprach zuletzt über den großen Fortschritt welchen gewisse Kenntisse in neuern Zeiten gemacht hätten. Der Graf hörte gelassen zu, und fiel endlich ein: „Ich muß Ihnen doch etwas, das ich in einem alten Manuscript gefunden habe, zeigen.“ Er griff bei diesen Worten nach einer Feder, zog auf

dem

dem Papier einige einfache Figuren, und zeigte uns (o merkwürdige Entdeckung!) daß aus diesen simplen Strichen die Deutschen und Römischen Ziffern entstanden seien. Es kamen hierum einige Kranken, die der Hause des Grafen theilhaftig seiñ wollten, und uns unterbrachen. Ich verließ die Gesellschaft mit dem Gedanken hier war der Graf auf dem Wege, sich mit uns in den Vorhof der Kabbala zu begeben, von wo aus er unfehlbar die Reise nach dem Tempel angetreten hätte, um uns in seine Geheimnisse einzuweihen.

Den letzten Tag vor meiner Abreise, als ich eben im Sinne hatte den Grafen nochmal zu sehen, kam Doktor L** zu mir. „Mein Freund, begann er, gestern hat mich der Graf wieder besucht. Der Zulauf von Kranken war bei mir außerordentlich; denn man berichtete Allen in seinem Logis, daß er bei mir sei. Aber, Lieber! das Blatt hat sich gewandt. Keiner seiner Versuche wollte ihm gestern gelingen, keine Kur anschlagen. — Das Zudringliche der großen Menge von Patienten brachte mich, mit einigen Freunden die ich bei mir hatte, auf den Einfall, die Disposizion der Kranken zu einer Berührungskur überhaupt, zu untersuchen. Ich ließ zu dieser

Absicht einige Pazienten nach und nach zu einer Hinterthüre in ein andres Zimmer herein, und spiegelte ihnen vor daß sie des Grafen Hülfe bald genießen sollten. Ein Freund übernahm die Rolle desselben, legte seine Hand auf den Ort wo der Kranke Beschwerden empfand; und Keiner ging von dannen, ohne sich leichter zu fühlen. Bei weitem hat gestern mein Freund in der Berührungskur den Grafen übertroffen. Alles schied mit völliger Zufriedenheit von ihm; indeß der Graf, verdrossen über seine ihm so häufig mißlingenden Versuche, Abschied von mir nahm, und betheuerte: so bald wie möglich, das undankbare Leipzig zu verlassen."

„Was schließen Sie aus dem allen?" sagte ich. — „Der Mann ist ein Schwärmer," erwiederte er. — „Wenn er nur Schwärmer ist, versetzte ich, so ist dies sein Schaden; will er aber Schwärmer schaffen, so kann es der Gesellschaft nachtheilig sein. Der Regierung liegt es zwar ob, darauf zu sehen, daß sein — ich will nur sagen, kleinstes — Uibel, die Verblendung, nicht das unsrige wird; unsere beiderseitige Pflicht ist es aber, glaube ich, was wir von ihm gesehen haben, öffentlich bekannt zu machen, damit auch wir verhindern, daß die

Täuschung sich nicht allgemein verbreite. — Und mit diesem Gedanken verließ ich Leipzig.

Berlin. S. Ascher.

* * *

Da der Herr Graf von Thun so nahe bei uns, und an einem so volkreichen Orte als Leipzig zur Zeit der Messe ist, seine auffallenden Kuren verrichtete; so habe ich mehrere Aufsätze und Briefe über ihn erhalten. Keiner derselben widerspricht den Nachrichten des Hrn Ascher; einige können indeß zur nähern Bestimmung und Ergänzung des Obigen dienen. Zu diesem Zwecke füge ich ein paar Auszüge aus solchen Briefen bei, wodurch der Leser noch mehr in Stand gesetzt wird, über diesen Gegenstand einer ziemlich lebhaft rege gewordenen Aufmerksamkeit selbst zu urtheilen. B.

Der Graf Thun, welcher hier itzt das größte Aufsehn erregt, ist der nehmliche, welcher im J. 1781 zu Lavätern reiste, um ihm die Nachricht von dem Spiritus Gabilonе zu bringen: ein Geist, der durch den Mund eines „Rechners" zu dem Grafen redete, und ihm Nachrichten entdeckte, die freilich wichtig genug sind, um die Mühwaltung eines Geistes zu erfordern; z. B. wie eigentlich die 3 Weisen aus dem Morgenlande

gehelßen haben; daß Kaiser Franz Ihr die Aufsicht über alle Schneckenhäuser führt; daß König Friedrich II so erfahren in der Magie war, daß er aus der Titulatur in einem an ihn gerichteten Briefe sogleich sehen konnte, ob der Verfasser des Schreibens die hohe Weisheit besitze. Lavater nahm das bekannte, nachher 1787 gedruckte, Protokoll darüber auf *). Vom Grafen Thun ist auch der Aufsatz in Lavaters Physiognomik, Bd 4, S. 187. Übrigens hat er sich gegen Mehrere erklärt, daß er itzt außer aller Verbindung mit Lavatern sei. — Dies ist Etwas. Indeß, ein Mann der eine so entzündbare Einbildungskraft besitzt, wie die Geschichte von Gablidon und Maffon beweist, ein Mann der mit den seltsamen (von Röllig beschriebenen) Ordensaufnahmen, wobei die Harmonika gebraucht ward **), zu thun hatte: kann schwerlich, bei aller seiner Ehrlichkeit, für unbefangen genug gehalten werden, um Glauben zu verdienen, wenn er itzt mit einem andern Wunder auftritt.

Seine Gemahlinn ist eine der geistreichsten Damen in Wien; welcher Moore, unter andern, in

*) Man s. Berl. Monatsschr. 1788 Febr. S. 172.

**) Ebendas. S. 167.

in seiner Reise durch Deutschland (S. 211) mit grossem Lobe erwähnt. Sein Schwiegersohn ist der Fürst Lignowski, der in Schlesien und in Östreich Güter besitzt.

Ich höre ihn von Leuten welche ihn näher kennen, wegen des Wohlwollens seines Herzens und wegen mancher liebenswürdigen Eigenschaften schätzen. Er hat die Physiognomie eines Weltmannes. Sein Auge ist dunkel, seine Gesichtsfarbe etwas braun. Er ist unbefangen im Umgange, spricht viel, und weiß im Sprechen, wie ein Hofmann, das hinzuwerfen was ihm angelegentlich ist, und die Seite zu vermeiden wohin er nicht will. Er hat viel Witz, und hängt doch mit wahrem Aberglauben an jede Art von Magie! Und, ungeachtet dieser Liebe zum Magischen und Wunderbaren, ist er doch wiederum durchaus kein bigotter Katholik, redet über Religionsangelegenheiten gar nicht schwärmerisch, sondern im Gegentheil ungemein frei. Aus solchen Mischungen besteht der Mensch! — Der P. Spalt, Jesuit, und Superior der Katholischen Mission in Leipzig, schrieb dem Grafen über seine durch Handauflegen — ein bedeutender Ritus in der Katholischen Kirche! — bewirkten Kuren. Er sagte unter andern in diesem Briefe: der Kurfürst habe ihm

(dem

(dem Pater) aufgetragen, ein wachsames Auge zu haben, daß nichts vorgehe, wodurch der Katholischen Religion der Vorwurf des Aberglaubens zugezogen werden könne. Zugleich äußerte er den Gedanken, daß bei diesen Kuren wohl Imaginazion obwalten möge. Der Graf antwortete dem Pater: Seine Bemühungen wären bloß physikalisch, und gingen die Religion nichts an.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine Klasse von Menschen welche aus Allem Nutzen zu ziehn versteht, sich, zu Erreichung gewisser Absichten, der lebhaften Einbildungskraft des Grafen und seines Hanges zu magischen geheimnißvollen Dingen zu bedienen gesucht hat. Als der Rechner gestorben war, und der Geist Maffon vergeblich gesucht ward, erhielt die Phantasie des Grafen eine andre Richtung. Ein Mensch in Wien — man sagt, es war ein Buchbinder — versicherte den Grafen, durch seine Berührung mit der Hand von einer Art Lähmung geheilt zu sein. Man müsste den Charakter und die Konnexionen dieses Menschen kennen, um zu entscheiden, ob es nicht ein angelegter Plan sein konnte, den Grafen in Absicht seiner selbst zu täuschen. Genug, Er glaubte seitdem, daß seine rechte Hand diese ihm und Andern bis dahin verborgene,

und doch so leicht zu entdeckende, Kraft besitze. Und weil er es glaubte, so handelte er nun diesen Überzeugung gemäß. Und weil er so handelte, so glaubten es nun auch Andere; und so ging es ziemlich begreiflich zu, daß Pazienten, welche diesen Glauben hatten, geheilt wurden.

Anfangs operirte er nur in Wien. Die Zahl der von ihm dort Hergestellten soll mehrere Tausende betragen *). Wunderbar genug! Aber fast noch wunderbarer, daß man von diesen vielen Tausenden, und noch dazu in Einer Stadt, bisher kein Wort gehört hat! — Seit einiger Zeit tritt der Graf mit seiner wunderthätigen Hand auch in andern Gegenden auf; doch scheint er die sehr besuchten Orte vorzuziehen. So kurirte er voriges Jahr in Karlsbad während der Brunnenzeit, und so nun itzt in Leipzig während der Messe.

Daß die Imagination ihr Spiel bei der Sache hat, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Es sind schon mehrere Beispiele davon hier umständlich verifizirt; und meine Erzählung davon ist desto unnöthiger, da die Nachrichten davon nächstens in einem besondern Traktat gedruckt erscheinen werden. D.

* * *

Die

*) 30,000, Man s. oben S. 52.

Die schon öffentlich gedruckt sind, Wunderthaten, durch den Beystand des neuen Wundermachers, Grafen Thun, aus. Er hielt sich Hofärzte, um sich durch Berufung derselben, eher auch Arzneyhandlung zu treiben. Die Wirkungen dieser Berufung, oder Einführung sind, daß die Person ein Demon, selbst durch Betten, Speisen, und Kinder stiehlt; gesunde kranke lassen machen, und sterben; so ungeschickt, daß es kaum auch nicht die immer, doch auf einige Zeit, der heilt hat; daß aber eine kurze ihre Heilung nicht seiner Wunderkraft, sondern vielmehr ihrer Arzneygläubigen Person Arzneyen so anschlagen, als ihre Produkte erkannten sind — zu danken haben, bewegen unter andern folgender Umstand.

Ein blödsiger Chirurgus, der Landermann, geht mit drey Kranken &c. und einen Hausknecht Dienstleer, zu Dekretirung seiner Geschicklichkeit zu dem Grafen. Mein Herr hat keinen weder, sondern er hat den Grafen Thun; er und sie gehen hin; indessen sind die Augen verbunden worden. Nach und nach Grafen trift man, doch nicht in Besitz der Kranken, diese Aerzte; und er läßt es sich gefallen. Sobald den Kranken nun die Augen verbunden sind, entfernt sich der Graf ohne

ohne Geräusch in ein Nebenzimmer. Dann tritt der Professor ein die Seele des Kranken, und Dr. Langermann spricht: Was ist die Wirkungen an sich selber, da der Arzt selber sich an seinige Seele sie hier? Die Patient sagt: es scheint eine Wirkung, welche sich immer vermehrt, und zuletzt ein sehr starkes Phänomen, welches sich durch alle Theile seines leiblichen Körpers erstreckt, zuzuletzt aber auch Absatzung seiner Schwerzen; die sich immer auch abmilde verlieren. Man nimmt sein Herzen, wieder dem Zimmer, die Augenlider ab, und er geht zufrieden nach Hause. — Als der drei Herren machten den Gratien diese Operation erzählen, so lächelte er sehr und zuckte die Achseln.

Bei dem gemeinem Manne, der täglich in ungeheurer Menge sein Haus belagert, sieht Graf Thun in großen Ansehen, wenn auch nicht durch seine Wunderkuren, doch durch die mildthätigen Gesinnungen, welche die armen Kranken, sehr zu Statten kommen, auch zu ihrem physischen Wohlbefinden natürlich viel beitragen.

Als zu dem [illegible] [illegible] [illegible]

3.

Das erste Jahrhundert der Universität Halle.

Der Weise selbst, obgleich des leeren Pomves Feind,
Kennt Tage, da er froh nicht ist nur, gern auch scheint,
Da sein verborgner Schatz von Freuden, aufgedecket
Dem Volk, nicht Freude nur, selbst edle Thaten, wecket.
Er weiß, daß unerwähnt die Tugend, ewig zwar
Ihr eigner Lohn, beim Volk' oft Raub des Undanks war;
Daß für die Afterwelt des Beispiels heil'ge Leuchte
Verlosch, wenn Keiner, treu, der Flamme Nahrung reichte.
Uralter Tugend drum, als ob sie lebend sei,
Frohlockt und huldigt er in schöner Schwärmerei;
Und überschaut voll Lust die Reihe großer Todten,
Die Licht verbreiteten, der Täuschung Flucht geboten,
Und bei dem Gottesstrahl der Wahrheit, die erschien,
Der Freiheit altes Recht dem Geiste neu verliehn:
Der Freiheit, die, damit sie selbst das Gute wähle,
Nichts Mächtigers als Recht, nichts als Gewalt der Seele,
Erkennt, und blinde Macht des Körpers kühn verschmäht,
Wenn Recht und Wahrheit nicht der Macht zur Seite geht.

Auch Stolz auf Vaterland wird ihm die Weisheit gönnen.
An edlen Ahnen ist nicht arm das Volk der Brennen.
Wem in Vernünftelei das Herz noch nicht verflog,
Dem schlägt, wenn ihrer er gedenkt, es doppelt hoch.

Nach-

Buchstumung ersetzt er zum Dank. — der Vater selbst, Gott werke er und das Wort zur Feier eines Festes. Und wenn ich in die Betrachtungen eines jeden Tages dieser Feyer Namen nenne, so will ich den Geist erhalten und bitten, um den der Ehrenamt Gott bittet. Der ehrende Vormund nach, wenn der Mündel, welcher Gott, den Vater ehrt, nachdem er alle Gaben, Gnaden, Gnaden bat genossen, den Tag, der sich ausschließt, den Tag, der sich ausschließt, den Tag, der sich ausschließt

Der Bösewicht glaubt vermuthl. um Gnad' und Heil zu
bitte!
Und wenn ein feiner Mann, der Lebens Kenner erbleicht,
Das Dorf Geschwätz nun mit der Vernunft verbleicht —
Er hat genug gethan, daß sich ein Mond schreibt.
Das Lächeln sich der hat verbreitet Warmens halber?
Bald, die Ihr Wärmen steht, die Ihr so warmverlegen
Mich unterbrecht, seht im Lächeln, mich zu segnen,
Alles in seiner Kunst, im Reich der Wärme,
klein!
Seht auch des Königs Spott, in Gott sein Heil, und
schreit!
Antwortet nur mit Lachen, dem unbesonnen Fragen,
Der, blind vom Ehrgeizen, vom kindern Zähnen
bloße,
Ein Wunder klug und feugt: „Was kann der Kuß
schädlich sein,
Ob ist Gottes Verstand, ob Gottes Wahrheit sein?"
Der Wissen hat und noch da ist mit dem Wissen,
Wo Geister hausen, nicht allein der Körper essen.
Das Herz ernährt, und Hirn sind bei Gedankenlosen,
Wenn stets, vollsich sein, die Kasse bei Gastmal.
Wie nützt Kalkulator, sein in dem Jammer Schimmel.
Der Kinderbarbarei, die klagt, die dem Himmel
(O Schande!) meinen soll, — was sie leidet und
klagt —
Einen Irrgeist, Mäßler ihn, und eine Eigheit, heißt?

Es war Thomasius Geist dem Menschen zu hehren,
Zu wahren dem Wissen, ein angewornes Eigenthum
Der

Die Wahrheit, deinen Verstand — und thun was Dich beliebt.

Die Art von Wahrheit, suchst du Leichter klüger, Besonnenheit? Und hat sie ihn entzweyet Den Leichter? — sie auch ist der Eitlen Widerstand Feinde,

Die Leichte wie enthaltsam, die reine Jünglinge beehrt, Nicht Lager hat vielen, auch Jungen ist sie verhaßt, Und Leichter scheuet sie ihn ab, als unverschämter Formalmer es hat Zucht das waren im Wahne wimmelt, O Mutter hat sie Leichter Augen eben Kleine, Je heftiger sich in der Mutter Augen und Mutter Brust ist.

Den lieben Leichter das Phantasie Sein geziehen, Und Aus anderen sind Mund den Sinnen Wahl verstrauet. Wer weiter war, ist mit: leichtester Mutter Kind, Die Abendröthe, da zum Platz erschienen Gesang Verschwand, nach Gleichheit, und, trat der Einsicht Bilder.

Sein Sicherheit auch aufgestellt sieben. Das Phantasie Dank sein, der auch das Recht des Klügers hing verlegt, Ein Patriot auf Blatt, sein Rede viel Verein. Denn, dringt sich sich der in seinen Streiten Ehre Der Ehre, der verlegt den ist verschwinden Opfer

Der

Thomas wollte mit seinen Knechten die Stadt, die unterstellt erobert zu haben. Man schwören, und über Klagen in der folgenden Schilderung. Thomas und Leichter Gesellschaft, so sich zu Leichter Gesellen seiner Jahrgänge der Kriminalsachen.

Der Herrscher predigten, was Recht, was Freiheit sei.
O Du, dem tiefsten Schlamm der feigsten Sklaverei
Entstiegenes Ungeheur, rings von den Eitergeulen
Des Lasters überdeckt, das Wut und Angst umheulen,
O Freiheit Frankreichs, Schmach der Menschheit, ew'ger Fluch
Deß, der Europens Heil im glüh'nden Busen trug!
Die unverletzlichste ist Freiheit des Gedanken.
„Es störe mir kein Hauch der ernsten Wage Schwanken;
„Und, senkt die Schale dann entscheidendes Gewicht,
„Den Ausschlag ändre mir nicht Fürst und Vater nicht!"
So hat Thomasens Muth, von Ehrfurcht unbestochen,
Laut der Vernunft Gesetz vor Deutschland ausgesprochen.
Vernommen ward das Wort, verstanden seine Kraft;
Und Luthers erster Geist, schon alternd und erschlafft,
Erwachte neu. — Mit Dank sei uns genannt, o Böhmer,
Held gegen Zwang und List der schnöden After-Römer *)!

Auch waren rings umher der After-Luther gnug:
„Untrüglich ist kein Mensch, doch wohl ein menschlich „Buch!"
Ein sanfter Freund des Rechts, ein Frommer, werth, den Namen
Zu adeln, dem so oft den Glanz die Heuchler nahmen,
Verwarf den Tand; ihm scholls von innen rein und hell:
„Im Herzen, nicht im Hirn, springt unsers Werthes „Quell!"

Du,

*) Just Henning Böhmer, ein wohlthätiger Aufklärer im Kanonischen und Protestantischen Kirchenrecht.

Du, weiser Spener, hast durch edler Wahrheit Sprüche
Die Lehrerinn geweiht *), damit der Dämon wiche,
Der sonst in Gottes und des Wissens Tempel kriecht,
Wo bald die Redlichkeit, von ihm vergiftet, siecht.

Die Ihr, der Worte müd' und nach dem Geiste schmachtend,
Der Schule dünn Gespinnst, wie Spener, kühn verachtend,
Hier bald euch sammletet, von Lieb und Andacht warm.
Vielleicht umflattert oft von leerer Bilder Schwarm;
Euch schelte nicht, zu stolz auf seiner Zeit Besitze,
Der Kältere! Den Ruhm, den Ihr errungen, schütze
Der Tausende Gebet, die Speis' und Kleid und Dach
Euch dankten, und Gefühl für Gott und Tugend wach!
Vor allen lebe Du in deines Volkes Danke,
Fürs Gute thätig, stark in edlem Glauben, Franke!

Ein großer Name strahlt, wiewohl umdämmert jetzt,
Von unsern Vätern fast zu hoch, zu tief gesetzt
Vielleicht von uns, hervor aus deiner Pfleger Menge,
Fridriciana! Dicht umsummt' ihn das Gedränge
Der Preisenden; doch zischt' auch eine Natter Gift
Aus Gottes Heiligthum, von wo es sichrer trift.
Dein Licht, o Wolf, — entlehnt vielleicht, — unwider-
stehlich

*) Predigt am Tage der Einweihung der Universität. über Spener, Franke, Baumgarten, Semler, sehe man auch den ersten Aufsatz in diesem Stück.

Durchfuhr es Deutschlands Nacht. Die Edlern nahten, selig
Von Ahnung, aufgedeckt zu sehn der Welten Plan,
Sich scharenweise Dir; sie mussten dir sich nahn.
Das tiefste, bleibendste, Bedürfniß aller Seelen,
Was Andacht sanft erfleht, wornach in Zauberhöhlen
Der Aberglauben wild hinabfährt: — Gottes Rath
Zu finden, öffnetest du der Vernunft den Pfad.
Warst du erleuchtet nur von jenem hellen Sterne,
An dem der letzte Mensch noch Deutschland ehren lerne;
Umwandelte dein Gang nur Leibnitz' Stralenball,
Doch wurdest Sonne du, und Licht war überall.
Wie tausendfach vertheilt durchdrang es Thal und Höhen!
Der Sprache Blumen hieß dies Sonnenlicht entstehen;
Der Deutsche war erlös't von fremder Wörter Schmach,
Und Lied und Rede scholl die hohen Sätze nach.
Verehrte Namen webt die Mus' in deine Preise;
Baumgarten lernten dir! Der Kirche Lehrer, leise
Versuchend seiner Zunft stets wache Eifersucht,
Fuhr forschend aus, gewann drauf bald die sichre Bucht.

Doch, feuriger, gestärkt aus zu vergessnen Alten,
Hat die durchwogte See der Forschung der gehalten,
Der, des Jahrhunderts Schluß' in seinem Wirken nah,
Kalt mit Thomasens Muth die Wuth der Eifrer sah.
Gegrüsst am Ausfluß mir der hundert heil'gen Jahre,
O Semler, nimm ihn an den Kranz auf deiner Bahre,
Den eine Hand, nicht werth des hohen Todten, flicht!
Wer hat wie du gestrebt? Wer hat des Lehrers Pflicht,
Zu lernen, streng erfüllt wie du? In ruhigs Denken

Der

Der Möglichkeit ließ nicht dein Eifer sich beschränken.
Was war, und wann und wie? (so schwer die Flüchtigkeit
Des Menschengeistes sich der dürren Mühe beut):
Das fragtest du das Buch der lehrenden Geschichte,
Und horchtest (ohne Wunsch), wie diese Göttinn richte.
Wieviel der Kronen, der Tiaren auch wie viel,
Sahst du herabgestürzt und staubig im Gewühl!
Es jammerte dich nicht der Fallenden; dich schreckte
Ja keine Wahrheit ab, dich Fremdling jeder Sekte.
Du riefest laut sie aus die Namen, wie der Spruch
Der Göttinn sie erhub, und wir hinab sie schlug.
Der Ammen hast du viel uns aus der Brust gerissen *);
Statt feigen Staunens hast du uns gewöhnt zu wissen;
Hobst mächtig aus dem Schutt der Vorwelt das Gebot:
„Sei redlich was du bist! dies Eine nur ist Noth.“

Nun sinke ruhig hin, Jahrhundert voller Segen!
Dein Bruder kommt uns rasch und unbekannt entgegen.
Du überliefers ihm der Zeitgenossen Chor,
Die beste Kraft von dir. O daß sein dichter Flor
Dem treuen Forscher auch des Segens viel enthüllte,
Daß freier Wahrheit Strom den Durst der Guten stillte!

Berlin. G. L. Spalding.

*) — Veteres avias . . de pulmone revello. *Pers.*

4.

Vorlesungen über Kant's System in England.

London, März 1794.

Schon seit mehrern Jahren haben einige geschickte und geistvolle jüngere Männer aus Preußen, welche sich auf Reisen in England, aber vorzüglich der medizinischen und chirurgischen Studien wegen in Schottland aufhielten, ihre Freunde unter den Nordbritten mit dem Systeme ihres großen Königsbergischen Lehrers bekannt gemacht; und hin und wieder hat sich dort, wie ich höre, schon ein Häuflein von Kantianern gebildet. Auch die vielen Reisen lehrbegierliger Engländer nach Deutschland, und die wachsende Theilnahme hieselbst an deutscher Literatur, machen, daß der Namen Kant und einige Idee von seiner Philosophie sich hier immer weiter verbreitet. Indeß kann doch der Engländer dies System nur erst genauer kennen lernen, wenn es in einer ihm geläufigeren Sprache als die Deutsche ist, vorgetragen wird. Ich weiß nicht, ob einige Versuche unsrer Landsleute, es Lateinisch einzukleiden, nach dieser Insel gekommen sind. Itzt aber kann der Londoner

es

es in seiner Mutterſprache, wenn auch nicht leſen, doch — hören.

Dieſe Vorleſungen hat Hr Nitſch eröfnet: ein geborner Preuſſe, ein junger Gelehrter von mannichfaltigen Kenntniſſen und ausdaurendem Fleiße, welcher vorzüglich in der klaſſiſchen Literatur, der Mathematik, und der Philoſophie große Einſichten beſitzt. Er kam als Hofmeiſter der Kinder des verſt. Geſandten Ewart, mit der Witwe deſſelben, von Berlin hieher; und wohnt itzt bei dem gelehrten durch mehrere Schriften bekannten Arzt Gartſhore in Martin's Lane. Dieſer hat ihn unter den freundſchaftlichſten Erbietungen in ſein Haus genommen; ſo wie Nitſch überhaupt von den angeſehenſten hieſigen Gelehrten gekannt und geſchätzt wird. Er ſpricht das Engliſche in hoher Vollkommenheit. Seine Vorleſungen über die Verſtandes- oder Vernunftkräfte (on the reasoning powers of the human mind) ſind Abends um 8 Uhr, dreimal in der Woche. Am Ende jeder Vorleſung eröfnet ſich eine kleine Unterredung über die Punkte, worüber ein Zuhörer noch Erläuterung wünſcht. Der ganze Kurſus iſt auf 3 Monate beſtimmt, der Preis für den Monat 1 Guinee. Er lieſt mit Beifall, welcher ſich vermehrt; ſeine Zuhörer ſind ältere und jüngere

Gelehrte, Männer von andern und den verschiedensten Ständen, auch mehrere Kaufleute.

In seiner gedruckten Ankündigung erwähnte er mit Ruhm der Englischen Philosophen Locke, Berkeley, Hume, Stewart, Watts, u. s. w.; um zugleich zu sagen, daß er keine Kompilazion aus ihren Werken, noch was Jeder selbst durch Lesen oder Nachdenken finden könne, sondern ein ganz neues System vortragen wolle: „den Weg, „wie Jeder leicht sicher und befriedigend die Ver„stöße vermeiden könne, welche seit mehr als tau„send Jahren so viele Träumereien in der spekulativen Philosophie hervorbrachten, dem Fort„schritte wahrer Wissenschaft so nachtheilig waren, „Religion und Moralität so sehr zerstörten, und „einen so feindseligen Einfluß auf die Privat- und „die allgemeine Glückseligkeit des Menschenge„schlechts äußerten. Diese Vorlesungen sollen „eine allgemein deutliche und evidente Entwick„lung der Operazionen des Verstandes, von den „einfachsten bis zu den verwickeltesten, enthalten; „dann den Gebrauch und die Gränzen der Kräfte „desselben bestimmen; und so im Stande sein, „den Sitz der Täuschungen und Verwirrungen „aufzudecken, welche noch bis auf den heutigen „Tag die scharfsichtigsten und unparteiischsten Er„forscher

»forscher der Wahrheit zwingen, sich entweder »zum Idealism, oder Materialism, oder Skepti»zism, oder Atheism, oder selbst Fatalism, zu »schlagen. Diese Kenntniß verdankt der Oben»genannte dem Prof. Kant in Königsberg, dessen »Schüler er war, und dessen Schriften, nach der »Überzeugung Vieler, welche um Etwas zu be»wundern nicht die Sankzion der Menge oder der »Jahrhunderte abzuwarten brauchen, die wohl»thätigste Reform in unsern Ideen seit Christus's »Zeiten hervorbringen werden und müssen. Sie »haben nun über 12 Jahre die größte Aufmerk»samkeit aller gelehrten Verbindungen in Deutsch»land auf sich gezogen; und würden dies auch in »diesem Lande thun, sobald nur eine Übersetzung »derselben möglich gemacht werden könnte.«

Ich freue mich sehr über diese Idee. Manches Gute wird in den Köpfen und den Herzen der Zuhörer bekleiben; vorzüglich aber werden die Philosophen, theils weil ihre Neugierde hierdurch erregt wird, theils weil sie doch schon Hrn. Mitsch kennen, ihre Blicke hierhin richten, und sich durch mündliche und schriftliche Unterhaltung mit ihm nun um eine genauere Kenntniß von der kritischen Philosophie bemühen. Es kann wohl nicht anders als höchst interessant sein, zu erfah-

ren,

ren, wie helldenkende und vortrefliche Köpfe, welche aber bisher auf ganz andern Wegen fortschritten, über diese neue und wichtige Erscheinung urtheilen werden; zu sehen, wie sie die Entdeckungen unsers Weltweisen annehmen, bestreiten, umarbeiten werden. Wir andern kleinen Menschen lernen viel, wenn wir beobachten, auf welche Weise große Geister sich einander nähern, sich anziehn, oder abstoßen; und ich muß z. B. gestehn, daß ich gerne einige Jahre meines Lebens hingegeben hätte, um sie Lessingen zuzulegen, damit ich wissen möchte, was Er, der mit so quälender Unruhe gewisse Dinge zu ergründen strebte, von Kant's System gedacht und gesagt hätte. Tausendmal lieber wäre mir dies gewesen, als (welchen Wunsch ich in meinem Vaterlande so oft hören musste) zu erfahren, wie einige vor dem J. 1789 gestorbne Männer über die Französische Revoluzion mögten geurtheilt haben.

N. S.

Der Jesuiten Meinung über Kants Kritik verlange ich aber nicht zu wissen. Denn ich sehe so eben aus einem Deutschen Jurnal, daß auf deren Betrieb in Dillingen Prof. Weber darüber ferner so lange nicht lesen darf, bis die Unschädlichkeit des Systems allgemein (also auch von diesen Vätern?) anerkannt ist.

7.
Gartenlob.

O wie lebt sichs schön im Garten,
Wo man nicht sich müde warten
Nicht erst suchen darf nach Lust;
Wo sie selbst auf allen Wegen,
Daß das Herz in unserer Brust
Froher schlägt mit allen Schlägen,
Mild' uns immer kommt entgegen!

Gleich beim Eintritt schon, umgeben
Frische Lüfte uns; wir heben
Frischer gleich das Haupt empor.
Aus dem Innern lacht, mit Blinken,
Hell das junge Grün hervor:
Während rechts, so wie zur Linken,
Uns die Bäume näher winken.

Tiefer nun hinein geblicket —
O, wie werden wir erquicket
Durch die Blumen aller Art!
Hundert sind, die Duft verleihen;
Hundert hangen, fein und zart,
Mit den schönsten Malereien
Schwebend vor uns da, im Freien!

Bald ergötzt uns das Gelärme
Summender Insektenschwärme,
Die das Auge kaum entdeckt;
Itzt die Menge Schmetterlinge,
Auf den Flügeln so gefleckt . . .
Alles schwirrt umher im Ringe,
Freudenvoll und guter Dinge.

Plötzlich kommen dann, im Bogen
Oder Zickzack angeflogen,
Vögel auch, wer weiß wie viel!
Wipfen fort, und kehren wieder,
Lassen zu verliebtem Spiel
Sich auf unsre Sträuche nieder,
Schnäbeln sich, und singen Lieder.

Innigst recht uns zu vergnügen,
Könnte dieses schon genügen;
Doch noch mehr ist Schönes da!
Haben wir uns warm gegangen,
Giebts am Obstbaum fern und nah
Früchte, die, wie voll Verlangen
Uns zu laben, abwärts hangen.

Setzen wir den Stab noch weiter,
Treffen wir auf seiner Leiter
Wohl den guten Gärtner an.
Er ist für die Pflanzenkunde
Hier der rechte Ehrenmann;
Wollen wir — aus seinem Munde
Wird uns Lehr und Rath zur Stunde.

Herrlicher, als selbst wir glauben,
Ist es endlich in den Lauben,
Die uns Wein und Geisblatt webt.
Ihre Stille weckt Gedanken;
Auch wird das Gefühl belebt,
Weil so zärtlich ihre schlanken
Reben in einander ranken.

Solche Lauben sind erbauet,
Daß man seinem Freund vertrauet
Sein Geheimes, groß und klein;
Doch beim Abendbrot, die Sachen
Die dem Frohsinn nicht gedeihn,
Sich mit ihm durch Scherz und Lachen
Wieder kann vergessen machen.

Solche Lauben sind die besten
Zu den selgen Liebesfesten,
Die uns unsre Holde schenkt:
Wenn, nach öftern Wechselküssen,
Sie in Wonne uns versenkt,
Daß wir trunken von Genüssen
Fast uns selbst vergessen müssen.

O wie lebt sichs schön im Garten,
Wo man nicht sich müde warten
Nicht erst suchen darf nach Lust;
Wo sie selbst auf allen Wegen,
Daß das Herz in unsrer Brust
Froher schlägt mit allen Schlägen,
Mild' uns immer kommt entgegen!

Berlin. A. F. Ursinus.

J. F. Reichardt.

6.

6.

Paraguai und Paris.

Fernes und Nahes, Altes und Neues mit einander zu vergleichen, bleibt immer lehrreich; und eine solche Vergleichung anzustellen, ist auch der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Die Länder in Westindien: Peru, Tschili, Paraguai, und Magellanien, liegen zwischen dem Äquator (welchen die Schiffer die Linie nennen) und einem Parallelzirkel von 53 Graden südlicher Breite, und zwischen 298 und 330 Graden östlicher Länge vom ersten Meridian, der bei Ferro (20 Grad von Paris westwärts) in Amerika vorbeistreicht. Nach Paraguai kamen 1526 die ersten Spanier. Zu Anfange des 17ten Jahrhunderts ließen sich viele Jesuiten als Missionare in diesem Lande nieder. Da sie in ihren Bemühungen, das Christenthum nach ihrer Art auszubreiten, glücklich waren: so führten sie ihre Gemeinen zu einer gesitteten Lebensart und einer gleichsam patriarchalischen Regierung an, lehrten sie in Dörfern zusammen wohnen, Viehzucht, Ackerbau und andre nützliche Gewerbe treiben. Auf diese Weise errichteten sie nach und nach einen von der Spa-

nischen Regierung ganz unabhängigen Staat, in welchem sie über mehr als hunderttausend Familien wie Väter walteten. — Allein, die so lange Zeit bestandene Regierung der Jesuiten nahm, mit der Aufhebung und der Vertreibung derselben aus Spanien und Portugal, vor noch nicht 30 Jahren ein Ende.

Viele Indianer, so wohl in Peru als Tschili, hatten sich in die Gebirge gezogen, wo sie frei von der Spanischen Herrschaft lebten. Wegen der an ihrer Nazion verübten Grausamkeiten, von welcher die Spanier Millionen umgebracht haben, sind jene beständig zu feindlichen Angriffen bereit, welche dann von Zeit zu Zeit auch wirklich zum Ausbruch kommen. — Eben solche Gesinnungen fanden die Jesuiten bei den Bewohnern von Paraguai. So verhaßt denselben aber die Spanier wegen ihrer Grausamkeit und Raubbegierde waren: so beliebt wurden ihnen, durch das entgegengesetzte leutselige und wohlthätige Betragen, die Missionare und deren kluge Regierung. Die Regenten waren hier das, was in den ältesten Zeiten Amphion und Orpheus, ein Paar Errichter und Gesetzgeber kleiner Staaten waren, von welchen Horaz in der Epistel an die Pisonen singt:

Ward

— — — Ward nicht von Orpheus,
Dem heiligen Geber dem die Götter ihre
Mysterien offenbarten, weil er Thraciens
Halbthierische Bewohner aus dem Wust
Der Wildheit zog und menschlich leben lehrte,
Gesagt: er habe Tiger zähmen, wütige Löwen
Durch seiner Lieder Reiz besänftigen können?
Ward von Amphion, des Thebanischen Schlosses
Erbauer, nicht gesagt: er habe Felsen
Und Wälder seiner süßen Leier Tönen,
Wohin er wollte, folgsam nachgezogen?

Nimmt man das dichterische Gewand weg; so heißt dies so viel, als: Sie waren — wie alle alte Gesetzgeber, und wie selbst die sogenannten sieben Weisen Griechenlands — zugleich väterliche Erzieher, Lehrer und Führer verwilderter Menschen, die sie vom Morden und wilden häßlichen Fraße abhielten, und zu menschlicher Nahrung und Lebensart gewöhnten. Sie lehrten Junge und Alte: Religion, Moral, Friedens- und Kriegskünste, Garten- und Ackerbau, Viehzucht, allerlei Gewerbe, Handel unter einander und mit Auswärtigen; sie unterwarfen sie Gesetzen und Richtern, daß Dieberei, Raub und Ehebruch verhütet ward; führten den Unterschied zwischen dem Eigenthum und dem was zum gemeinen Nutzen gehörte, ein; und sorgten durch feste Plätze

für äußerliche und innerliche Ruhe und Sicherheit. So fährt auch Horaz fort:

Im Heldenalter war's der Weisen Amt,
Ein rohes Waldgeschlecht aus ihren Grüften
Zu ziehn, und an Geselligkeit, und Furcht
Der Götter, Zucht und Ordnung, zu gewöhnen.
Sie stifteten der Ehe keuschen Bund,
Sie legten Städte an, sie gaben Gesetze.
Es stieg des Sängers Ansehn in den Augen
Des Volkes, und ein Glauben, daß er näher
Den Göttern wäre, goß was Göttliches
Um seinen Mund, und seine Lieder wurden
Orakel des Vergangnen und der Zukunft.

Da sah doch wirklich das Gesetzgeberwesen und die Regierung demjenigen ziemlich ähnlich, was die Jesuiten in Paraguai thaten. Auch sie beförderten den Wahn, als ob sie dem Himmel näher verwandt, und Schooßkinder der Gottheit wären. Sie gewannen das volle Zutrauen der Eingebornen, und entfernten die allgemein gehaßten Spanier, Portugiesen, und andre Fremdlinge von dem Innern des Landes; nur an die Küsten durften diese des Handels wegen kommen. Dies erhielten die Jesuiten von den beiden Höfen, unter dem Vorgeben, ihre neubekehrten Indianer

ner wären von so reinen und unschuldigen Gesinnungen, daß sie durch die Laster und böse Sitten der Seefahrer angesteckt und verdorben würden. Sie hatten sich bei ihren Neubekehrten in solches Ansehn gesetzt, daß diese ihnen auf das strengste gehorchten, und kindliche, an das Sklavische gränzende, Furcht gegen sie bewiesen. Um sie darin zu erhalten, sorgten die Ehrwürdigen Väter auch, daß dieser Zustand der unmündigen Kindheit nie aufhörte. So war und blieb also ihr Verhältniß: Sie, Väter; alle Einwohner, ihre Kinder; sie vorschreibende ermahnende, warnende Lehrmeister; diese, lernende, folgsame, sich bessernde Schüler; diese alle gleich, als Kinder einer Familie: obgleich nach verschiednen Leibeskräften und Geistesgaben, zu verschiednen Arbeiten und Verrichtungen aufgelegt, und auch ein jeder von den Vätern dazu angeführt, wozu sein innerer Beruf Winke gab; eine gewisse Art moralischer Gleichheit dabei, wie zwischen Brüdern und Schwestern; und endlich alle mit demjenigen versehn, was zur Nothdurft, Bequemlichkeit und zum unschuldigen Vergnügen des menschlichen Lebens gehört. Wem die Stimme der Natur zurief: Seid fruchtbar und mehret euch! der zeigte dies den bis in die innersten Falten des Kopfes und Herzens

herrschenden Vätern an; sie bestimmten seine Neigung und Wahl; und er heirathete, ohne zu sorgen, wo er Nahrung, Kleidung und Wohnung für Weib und Kinder finden sollte. Das alles hatten die Paraguaier, wie ehmal in ihrem Lande die Juden. Daher auf Ausschweifungen in der Liebe so sehr schwere Strafen gesetzt waren, welche in andern Staaten, wo dergleichen Einrichtungen fehlen, natürlicherweise wegfallen müssen.

Wider die Spanier hatten die Väter den unter ihrer Zucht stehenden Indianern solchen Abscheu eingeflößt, daß sie, ihrer natürlichen Feigheit und angewohnten Duldsamkeit ungeachtet, sich tapfer den Spanischen Kriegsheeren widersetzten, welche mit den Waffen in der Hand das Land einzunehmen gekommen waren; die aber zuletzt nicht mehr gegen sie anrücken wollten, als sie sahn, daß allen auf dem Kampfplatz gebliebenen Verwundeten, ja selbst den Todten, von den Indianern die Köpfe abgeschnitten waren. Denn ihre Väter hatten, um sie zu dieser abschreckenden Verfahrungsart anzureizen, ihnen eingebildet, daß die Spanier den Teufel anbeteten, welcher die Verwundeten gesund und die Todten lebendig mache; dieses aber nicht mehr könne, wenn die Köpfe ganz abgeschnitten wären.

Man

Man wird hier fragen: woher nahmen sie Waffen? und wer hatte sie in der Kriegskunst unterrichtet? ... Waffen aller Art, grobes und kleines Geschütz, und was dazu gehört, war längst vorher aus Europa eingeführt, ohne daß Spanier und Portugiesen das geringste davon wissen konnten. Denn die Waaren in großen Ballen und Kisten, die auf Veranstaltung und Rechnung dieser Väter aus Europa eingebracht wurden, waren vom Visitiren und von allen Abgaben frei. So befand sich auch im Innern des Landes, wohin kein Fremder Zutritt hatte, ein ansehnliches Heer junger Mannschaft, welches in der Kriegskunst unterrichtet, und auf Europäische Art in Waffen geübt war. Sie hatten Fußvolk, Reuterei, und Artilleristen; und es währte lange, ehe die verstärkte Spanische Übermacht zuletzt der Regierung dieser Väter, die sonst bis auf den heutigen Tag bestände, ein Ende machen konnte.

Eine solche Regierung scheint mir nun in Paris, und endlich in ganz Frankreich, wieder aufleben zu wollen. Wer auf die Zeichen der Zeit Acht hat, wird hierin (denke ich) gleicher Meinung sein, und so etwas aus ziemlich wahrscheinlichen Gründen muthmaßen. Man schließt hier analogisch, nach der Ähnlichkeit und Übereinstim-

mung der Amerikanischen und Pariſiſchen Umſtände; von ähnlichen Urſachen auf ähnliche Wirkungen.

Der Geiſt der Jeſuiten belebt viele Leute, die von Profeſſion nicht Geiſtliche dieſes Ordens ſind, aber den erfinderiſchen verſchlagenen Kopf deſſelben haben, deſſen Maximen kennen, und ſelbige befolgen. Daß unter den Jakobinern und der herrſchenden Partei in Paris Jeſuiten ſich befinden, und, obgleich hinter dem Vorhange, dennoch, oder vielmehr eben darum, ſehr thätig ſind: haben ſchon Mehrere geſagt. — Nun, zu einigen Punkten der Vergleichung.

Zuerſt die unter den Neufranken ausposaunte Freiheit und Gleichheit: nach Vertilgung des Königs und der königlichen Gewalt, Verjagung der Prinzen und Geiſtlichen, des hohen und niedern Adels, Plünderung der reichen und begüterten Privatperſonen. Da blieben die ſogenannten Sanscülotten alle gleich, und nur abhängig vom Nationalkonvent, oder vielmehr von den Jakobinern, Lojolens gleichgeſinnten Söhnen; in deren Gewalt alle Gelder und Güter ſind, die ſie aus den Klöſtern und Kirchen, den konfiszirten Erbſchaften der vertriebenen und guillotinirten Menſchen, dem Verkauf der adlichen und geiſtlichen

liegen-

liegenden Gründe sich angemaßt haben; wie auch Kleinode und Edelgesteine im Menge aus dem königlichen Schatze. — Gleichheit ist nun künftig die allgemeine Losung in Paris und Frankreich; und Gleichheit war auch unter den patriarchalisch regierten Indianern.

Zweitens: Die Indianer waren, vor der Ankunft der Missionare, Heiden. Itzt sind es auch die Neufranken, und zwar bis zu dem scheußlichen Grade, daß sie ein verächtliches und ekelhaftes Ungeheuer, Marat, beinahe anbeteten. Jene wurden von den Jesuiten zur Christlichen Religion, nach ihrer Art und Politik, bekehret; die Pariser nehmen itzt schon eine Bekehrung und Bekehrung von dem Haupt der Jakobiner und des Konvents, nehmlich Robespierre, an. Eigentlich kannte das Französische Volk vorher von der wahren christlichen Religion, oder der innerlichen Gottesverehrung, wenig oder nichts; alles war äußerliches in die Augen und Ohren fallendes Zeremonienwerk. Statt des letztern erfinden sie nun andern äussern Pomp, den sie immer wie die Moden verändern können, zur Befriedigung der Liebe zum Neuen; wogegen der vorige kirchliche Gottesdienst, Jahr aus Jahr ein, einerlei blieb. So wie nun die Jesuiten eine Art christlicher Re-

ligion einführten: so scheint auch hier, in Ansehung des innerlichen Gottesdienstes, eine Art natürlicher Religion in Gang gebracht zu werden. Sie lehren doch den Glauben an den Schöpfer der ganzen Natur, und die Anbetung und Verehrung dieses höchsten Wesens; heben auch die Pflichten der Liebe gegen sich selbst, und ihre Nebenmenschen, nicht auf: nur müssen freilich diese letzteren Jakobinischgesinnte Franzosen sein.

Drittens: Die Indianer hassten die despotische Gewalt der Spanier; und die zu sehr gedrückten Franzosen verabscheuten ihre Tyrannen und Unterdrücker. Wahr und sinnreich pflegte Kaiser Maximilian I zu sagen: „Drei Könige sind zu unserer Zeit. Einer ist König über Menschen; der Andere über Esel; der Dritte, über Könige. Der Erste ist der König von Spanien, welcher noch mit Mäßigung regieret, und fühlt, daß er Menschen vorstehe. Der König der Esel ist der König von Frankreich, dessen Unterthanen alle Lasten, die ihnen aufgelegt werden, wie die Esel geduldig tragen. Der dritte König bin ich selbst: denn jeder meiner Unterthanen will König sein, und thun was ihm gefällt.“ Diesen Absehen verstanden, dort die Jesuiten, und hier die Jakobiner, immer noch zu vermehren.

Vier-

Viertens: Eben so verstehen die Letztern die Abneigung gegen alle Ausländer zu vergrößern. Sie sondern durch alle möglichen Einrichtungen und Gebräuche ihr Volk von den andern auf Erden ab, damit eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden sei, und das erste zugleich der väterlichen Zucht sich geduldiger unterwerfe, zugleich aber auch desto erbitterter gegen die andern kämpfe. Alles übel was geschieht, alle ihre eigenen Thorheiten, Fehler und Laster, messen sie dem Einfluß der feindlichen Mächte bei, von welchen sie die tollsten Mährchen erzählen; selbst von den neutralen Mächten sprechen sie mit der größten Verachtung. Sogar die Fremden, welche aus Liebe zu ihnen Alles aufopferten, wurden nachher verfolgt, verjagt, und getödtet.

Fünftens: Die Anhänglichkeit und Unterwerfung, der geduldige und gehorsame Sinn der Franzosen ist eben so bewundernswerth, als bei den Indianern in Paraguai. Tagtäglich sehen sie die fürchterlichsten Exekuzionen, und lassen es sich gefallen. Halb Frankreich schwimmt in Blut, und die andre Hälfte sollte in Thränen schwimmen; aber sie denken, daß ihre Väter und Herren nicht unrecht haben können, und sind lustig und guter Dinge dabei. Wenn auch Barrere

nicht

nicht wirklich gesagt hat, was die Zeitungen kürzlich berichteten: die Pariser wären itzt so zahm, daß auf verkündigten Befehl sich zu einer gewissen Stunde guillotiniren zu lassen, sie sämmtlich vor die Hausthüren treten und ihre Hälse hinstrecken würden; so ist die Sache doch an und für sich nicht minder wahr. In Paraguai geschahen täglich und stündlich Geißelungen und andre Strafen, welche die Ehrwürd. Väter diktirten und vollziehen ließen; in Frankreich, wo das Volk hartherziger ist, greifen sie zu grausameren Züchtigungen, und lassen bei jedem so genannten Vergehen morden.

Sechstens: In Paraguai ward vorzüglich nur Acker- und Gartenbau getrieben; und die Ehrwürdigen Väter in Frankreich scheinen auch bloß Bauren und Soldaten haben zu wollen. Die Künste und die feineren Gewerbe werden ziemlich vernachläßigt. — Man erschrickt, wenn man liest, wie ehemal der Landmann in Frankreich mit Abgaben belastet und durch die schlechte Staatsverwaltung gedrückt war. Itzt haben diese Einrichtungen aufgehört; dagegen aber ziehen bloß die Jakobinerväter die Gränzlinie zwischen Staats- und Privateigenthum, und fordern

dern und nehmen für den Staat Alles was sie wollen.

Siebentens: Durch alle diese Mittel erweckten die Väter in Paraguai zugleich einen kriegerischen Geist, vermittelst dessen dies bisher unbekannte Volk sehr tapfer und anhaltend gegen die Spanier sich wehrte, welche letztern es doch endlich für das Beste hielten, Friede zu machen, und vortheilhafte Bedingungen für die Indianer einzugehn. — Die Gallier hingegen sind eine schon seit 2000 Jahren kriegerische Nazion, in der neuern Kriegsschule gezogen, in der Kriegskunst erfahren, durch die größten Feldherrn der Welt, und noch itzt aus deren Schriften, unterrichtet; und dabei durch den fürchterlich erregten Enthusiasmus begeistert.

Achtens: Die Jesuiten unterhielten in Paraguai zur Friedenszeit eine stehende Landmacht, welche wohl geübt (man sagte damal: auf Preussischen Fuß), und auf jeden Fall feindlicher Angriffe bereit war, aber selbst nicht angreifen wollte oder sollte. Bekanntlich erklärten die Neufranken gleich beim Anfang der Revoluzion, daß sie keine Eroberungen zu machen im Sinne hätten. Aber man weiß, leider! wie gern die Jesuiten nicht nur im Reiche der Geister, durch heimliches

und öffentliches Ausbreiten ihrer Grundsätze, herrschen; sondern wie lieb ihnen auch der Einfluß in der Körperwelt ist, den sie durch allerlei Ränke, durch gestiftete Unruhen, und, wenn es nicht anders geht, auch durch Gewalt und Waffen sich zu verschaffen trachten. So würden sie auch in Amerika, sobald sie nur stark genug dazu gewesen wären, ihre Herrschaft auszudehnen nicht versäumt haben. Man sieht ja, daß die Jakobiner zwar diejenigen Konventsglieder zu verjagen und zu köpfen für gut fanden, welche die Eroberung der Niederlande beschlossen und anfingen, itzt aber selbst diesen nehmlichen Eroberungskrieg mit der größten Hartnäckigkeit fortsetzen und führen.

Neuntens: Der allgemeine Erziehungsplan, wornach sämmtliche Menschen in Frankreich gemodelt und nur in den von den Jakobinern gebilligten Grundsätzen unterwiesen werden und aufwachsen sollen, ist gleichfalls Jesuitischer Abkunft, und zeigte sich in völliger Ausdehnung bei den Schafen in Paraguai: denn so, und nicht Menschen, verdienen die auf solche Weise gezogenen und in ewiger Kindheit gehaltenen Unterthanen genannt zu werden.

Doch genug, um die Ähnlichkeit zwischen Jakobinern und Jesuiten, zwischen Frankreich und Paraguai, ins Licht zu stellen; genug, um aller Welt zu zeigen, welch ein seltsames Ding die auf diese Weise zum Heil der Menschheit angekündigte Freiheit ist. — Möge doch endlich der sehnlich erwünschte Frieden bald eintreten, damit die Abenteuerlichkeit dieses Freiheits- und Gleichheitssystems noch deutlicher erscheine! vorzüglich aber, damit die anders und besser geleiteten Völker ihr Glück erkennen und ruhig genießen mögen; damit sie die ganze ungetheilte Sorgfalt ihrer Regenten auf sich ziehen, und alle Kräfte und Schätze des Landes nur zu Wohlthaten und zur Erhaltung der Sicherheit, der Gerechtigkeit, und der wahren geistigen und leiblichen Freiheit, angewandt sehen können!!

L. im Heumonat, 1794. Z. P.

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift

1794 August.

I.

An die Leyer.

Horazens zwey und dreyßigste Ode des ersten Buches.

– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑

Auf! man heischt uns. — Spielten wir nun im stillen Schatten, was dies Jahr und noch manches andre leben mag: so sinne mit mir auf neue
Römische Lieder,

Du, die vor der Lesbische Bürger rührte,
Der, so kühn er stritt, doch im Kriegsgetümmel,
Oder wenn er nach der Gefahr ans nasse
Ufer sein Schiff band,

Lilien und Kalliopen sang; Cytheren
Und den Knaben, der ihr zur Seite flattert;
Und den schönen Lykus mit rabenschwarzem
Haupthaar und Auge.

Du, o Phöbus Kleinod! willkommne Leyer
An der Tafel Jupiters! süßes Labsal
Aller Schmerzen! sey mir nicht taub, wenn meine
Muse dich anruft.

Anmerkungen.

V. 1. Auf! man heischt uns. u. s. w.) „Man „ermuntert mich mehr zu dichten. Wohlan! ich werde „fortfahren im Geschmack des Liederdichters Alcäus zu „singen.“ Dies ist der Plan dieser kleinen Ode. Vermuthlich war sie für den Anfang des zweyten Buches bestimmt; der Dichter änderte aber seinen Vorsatz, und gab diesen Ehrenplatz dem Freunde des Augustus, dem großen Pollio. Sie vor die Ode an den Pollio zu setzen trug er Bedenken; man hätte glauben können, er wäre von diesem ermuntert worden, ein Loblied auf ihn zu machen.

Eben so schickt sich auch die kurz vorhergehende Ode vortrefflich zum Schlusse des ersten Buches, weil der Dichter darin den Apollo für sein künftiges Leben um Begeisterung bittet. Der Symmetrie nicht zu gedenken, daß beide Bücher alsdann in Ansehung der Odenzahl mehr Gleichheit gehabt hätten. Man setze noch hinzu, daß die Ode des ersten Buchs an die Fortuna, die den Augustus begleiten soll, und die Ode auf seinen Sieg über die Kleopatra alsdann ins zweyte Buch gekommen wären, worin des Augustus jetzt gar nicht gedacht wird.

V. 2, 3. Was dies Jahr und noch manches andre leben mag.) Ein Wunsch, den auch Katull im ersten seiner Gedichte thut, wenn er für sein Buch Minerven anruft:

Und nun, vatergeborne Jungfrau, laß es,
Bitt' ich, länger als Ein Jahrhundert leben!

V. 3, 4.

V. 3, 4. Sinne mit mir auf Römische Lieder.) Er macht seine Leyer, die sich mehrentheils mit ihm zugleich hören ließ, zu einer Person. Die Dichter waren gewohnt, die Lieder, die sie sangen, mit der Leyer zu begleiten, und wenn sie es nicht thaten, so mußten es die Zitthersänger und Zitthersängerinnen thun. Auch hat, wie bekannt, diese Dichtungsart daher den Nahmen der lyrischen bekommen.

V. 5 — 9. Du, die vor der Lesbische Bürger rührte, der, so kühn er stritt, doch im Kriegsgetümmel, oder . . . nach der Gefahr . . Libern und Kalliopen sang, Cytheren, u. s. w.) Alcäus, ein tapfrer Republikaner, machte seine Lieder so wohl im Felde unter seinem Zelte, als zu Hause, und sang vom Bacchus und der Venus. Horaz, der unter den Augen seines großen Brutus im Treffen gegen die Unterdrücker der Republik sich gewiß tapfer gehalten haben wird, ob er es gleich nicht für rathsam fand sich dessen zu rühmen, dichtete gleichfalls im Zelt oder in den Winterquartieren, und sang hier gleichfalls von Wein und Liebe. Lauter ähnlichkeiten mit seinem Vorgänger, die er sehr fein angebracht hat. Daß Alcäus auch in seinen Liedern die Tyrannen und Unterdrücker der Freiheit bestraft hat, wird von dem Dichter klüglich übergangen.

V. 13 — 15. Du, o Phöbus Kleinod! willkommne Leyer an der Tafel Jupiters! süßes Labsal aller Schmerzen!) In diesen Worten wird die Poesie als eine Gemüthsergetzung für Götter und Menschen gepriesen. In dem Briefe an die Pisonen sucht sie der Dichter auf eine andre Art von der Geringschätzung zu retten, worein sie bey einigen vornehmen Römern, vielleicht auch bey einigen eifersüchtigen Gedächtnißgelehrten, gefallen war, welche nicht begreifen konnten, warum man einem Versmacher, wie Horaz, so viele Ehre anthäte. Sie gaben sich also die Mühe, ihn zu demüthigen; und weil sie, ohne ihren schlechten Geschmack zu verrathen, wider die Vorzüge

seiner Gedichte nicht allzuviel einwenden konnten, so faßten sie die Sache kürzer: sie gaben ihm gelegentlich zu hören, Einige auch wohl zu lesen, daß die ganze Poesie nicht viel werth sey, weil sie keinen Nutzen schaffe. — Freylich! die Kunst Brot zu backen schafft mehr Nutzen: weil aber zu dieser Kunst (manche andre mit eingeschlossen) viel tausend Menschen taugen, so blieb man dabey, den vortrefflichen unkonsularischen Dichter ihnen und ihres Gleichen vorzuziehn.

Ramler.

2.

Wer erklärte den 45sten Psalm zuerst für ein Hochzeitgedicht?

Eine literarische Berichtigung: an Hrn Bibl. Biester.

Sie sagen in einer Anmerkung zu den vortreflichen Gedichten des Hrn Friedländer, womit die hiesige Judenschaft die Ankunft der Bräute und die Vermählung unsrer Prinzen feierte, (März, S. 210 unten): daß das Rosenlied der Korahiten oder der 45ste Psalm schon einmal von dem bekannten Herm. von der Hardt als Brautgesang bei einer Vermählung in dem Herz. Braunschwei-

schweigischen Hause angewandt sei. — Diese, wahrscheinlich aus dem Gedächtniß oder nach Hörensagen niedergeschriebene, Nachricht enthält zwei Fehler; und eine öffentliche Berichtigung derselben, welche Sie nach Ihrer Wahrheitsliebe gewiß gestatten werden, ist in der B. Monatsschrift selbst wohl um so weniger am unrechten Ort, da diese Kleinigkeit in die Literargeschichte unsers Landes einschlägt.

Ich besitze das ungemein seltne Schriftchen, welches hier einzig gemeint sein kann; und lege es meiner Beschreibung desselben bei. Sie sehen daraus: erstlich, daß der Verfasser nicht v. d. Hardt war, sondern ein damals zu Helmstädt *) studirender Jüngling, und zwar ein geborner Brandenburger; obgleich sich mit dem besten Grunde annehmen läßt, daß er zu Hardts Schülern gehörte, und vielleicht nur eine Idee seines Lehrers benutzte. Die Gelegenheit war, zweitens, nicht ein Beilager im H. Braunschweigischen, sondern im Königl. Preussischen Hause.

*) Wo Hermann v. d. Hardt bekanntlich von 1690 bis 1727 lehrte, als in welchem letztern Jahre er für Emeritus erklärt ward.

Der Titel heißt: „Delicatiſſimum Salomoneum Epithalamium, in gratiam tanti Iſraelitarum regis ante tot ſaecula cantatum, nunc in gratiam gloriamque Sereniſſimi Principis ac Domini Dn. *Friderici Wilhelmi*, Regni Boruſſici et Electoratus Brandenburgenſis haeredis, Marchionis Brandenburgici, ... [der ganze Titel], nec non Sereniſſimae Principis ac Dominae Dn. *Sophiae Dorotheae*, Brunſvicenſium ac Luneburgenſium Ducis ac Sereniſſimi in Celſiſſima domo Electoris filiae Principis unicae, anno MDCCVI, quum auſpicatiſſimum inirent matrimonium, devote renovatum a Chriſtiano Theophilo.“ Ohne Jahrzahl, Ort, Verlagshandlung, oder Buchdruckerei. Es ſind 40, unpaginirte, Seiten in Oktav; am Ende der letztern ſteht eine nicht üble Holzſchnitt-Viguette: zwei in einander greifende Hände, welche zugleich drei Roſen halten. — Nach dem Titelblatt folgt eine Deutſche Zuſchrift an den ſich vermählenden Kronprinzen, auf 2 Seiten. Die Gedanken und der Ausdruck ſind ſo gut und der Ton ſo würdig, daß man dies kleine Stück als Probe einer von ſo äußerſt Wenigen geſehenen Schrift hoffentlich nicht ungern hier leſen wird.

„Durch-

„Durchlauchtigſter Fürſt,

„Gnädigſter Herr.

„Unter allen Brandenburgern und Preuſſen, „welche Ewr. Kgl. Hoheit bei Dero hohen Ver„mählung mit allerunterthänigſt-ehrerbietigem „Glückwunſch aufwarten, bin ich ohne Zweifel „der Geringſte *), und begehre mich auch darzu „nicht höher als für den Einfältigſten auszugeben. „Denn, ſo kann ich deſto eher entſchuldigt werden, „wenn ich etwa in der Freiheit vor E. K. Hoh. „zu erſcheinen einen Fehltritt gethan habe. In „der Sache ſelbſt nichts zu verſehen, oder zu „ſchreiben, was vor E. K. Hoh. zu kommen „unwehrt wäre, bin ich hoffentlich vorſichtig „genug geweſen. Denn ich habe ein Vermäh„lungsgedicht ausgeſchrieben, welches dem ver„wunderlich-weiſen König Salomo, der gar „wohl zu urtheilen wuſſte, ſchon vor langen Zei„ten iſt überreichet, und von ihm gnädigſt auf-

 „genom-

*) In der Schrift ſelbſt ſagt der Verfaſſer nachher: „Quidni et mihi, *viliſſimae quamvis* dulcis patriae „*particulae*, *in exteris terris haerenti*, gaudium „liceat teſtari meum? “

»genommen worden. Das Ausschreiben wird »mir nicht verdacht werden, weil es mir größere »Mühe gekostet hat, als wenn ich selbst eins ge»macht hätte. Und wo es seines Alters wegen »mit der alten Münze gleiches Wehrts sein soll, »so verdient es mehr Lob als ich begehre. Doch »ich lasse dessen Wehrt und Unwerth E. K. Hoh. »gnädigstem Urtheil heimgestellt sein; und ver»lange sonst nichts, als dieses, daß es so gnädig »möge aufgenommen werden, als es unterthä»nigst wohlgemeinet ist. Sonst wünsche E. K. »H. ich, mehr im Herzen als mit Worten, allen »selbstbegehrten Fürstlichen und Königlichen hohen »Segen; und endlich bin ich mit einfältigster Treue

»Evr. Kgl. Hoheit

»Meines gnädigsten Herrn,

»unterthänigster Knecht

»Christian Theophil,

»aus Vogtsdorf in der Neumark,

»der Freien Künste Beflissener *)

»zu Helmstädt

»in Sr. Hochw. des Hrn Abt Fabricii Hause.«

Die

*) Nachher: »Quae qui legerit, non a Philologo, »sed a *Philologiae studioso* profecta sciat.« Ich führe

Die lateinische Erläuterung des Psalms nimt 31 Seiten ein. Sie ist recht gut geschrieben, freimüthig, und anständig. Als einen Zug des letzteren, merke ich an, daß der Verfasser, um alle Polemik zu vermeiden, der sonst gewöhnlichen Deutelei dieses Gedichtes gar nicht erwähnt, sondern seine Auslegung kurz und mit Gründen so vorträgt, daß sie sich ganz ungezwungen aus dem Texte ergiebt. Wo er in seinen kritischen Anmerkungen widerlegen muß, thut er es in dem einfachen Tone, worin man bei grammatischen Erläuterungen eines alten Autors zu reden pflegt: ohne der Welt zu verkündigen, daß er eine Neuerung einführen, und vom althergebrachten System abgehen wolle; ohne die Frage von der Inspiration, von der Heiligkeit jedes Striches und Punktes im Hebräischen, oder sonst ein Problem der damaligen Theologie und Dogmatik zu berühren. Er nehme, sagt er, aus dem Archive der Könige David und Salomon, soweit dasselbe auf uns gekommen sei, einen sehr schönen, lieblichen, und mit aller poetischen Kunst und Feinheit vollendeten

führe diese Stellen an, um über den ganz unbekannten Verfasser doch alles Licht zu geben, welches sich in dem Büchlein selbst findet.

Brautgesang. Der Dichter sei unbekannt; der Abschreiber habe vermuthlich die Überschrift hinzugethan. — Er ändert ein paarmal die Vokalpunkte, um einen bessern Sinn herauszubringen. Im 14ten Vers erklärt er das schwierige Wort inwendig so: Schön und prachtvoll geschmückt, von der Bekleidung der bloßen Haut (ab indusio) an bis auf die äußern Gewänder. — Die Orientalischen Sitten, den ganzen Gang des Liedes, und manche Feinheiten desselben, entwickelt er in der That sehr treffend; nur mit etwas zu gesuchten und fast Anakreontischen Worten. Er war ein Vorläufer Herder's in dessen „Lieder „der Liebe." Übrigens glaubt er, daß das Gedicht an Salomon gerichtet sei, welcher damal zwei neue Gemahlinnen genommen habe: eine Ägyptische, und eine Tyrische Prinzessinn. Freilich sehr willkürlich bestimmt, und nicht so weise als unser Teller, welcher (in seinem von Ihnen *) angeführten Turretin) die Personen angeben zu wollen sich enthielt.

Auf der 36sten Seite folgt das hebräische Original des Psalmes, ohne Punkte; und dann, auf

*) Man s. den schon genannten März von dies. J., S. 210 die Note.

auf 2 Blättern, eine deutsche *) Übersetzung, oder vielmehr freie Umschreibung, desselben.

So ist dies nicht unmerkwürdige Büchlein beschaffen. — Zwei Fragen müssen jedem denkenden Literator hierüber beifallen: 1) Was ward weiter aus diesem unsern aufgeklärten Landsmann? 2) Wie nahmen die Theologen seine Arbeit auf? ... Ich bedaure, daß ich Ihnen sogar wenig in Absicht der ersten Frage melden kann; aber noch mehr bedaure ich, daß in Absicht der zweiten ich so viel Schlechtes melden muß.

Die Verfasser des „Alten und Neuen", deren Berichte nicht so unschuldig sind, als sie auf dem beim zweiten Jahrgang gewählten Titel lauten, fielen baldigst mit einem sehr ungelehrten und verdammenden Urtheile über die Schrift und den Verfasser her. Sie wollen zugleich den wahren Namen unsers Theophils anzeigen. Und dieser war nicht etwa, wie man denken mögte, Gottlieb; sondern ein ganz andrer, ganz entgegen gesetzter. Es mag manchen orthodoxen Theologen innerlichst erfreut haben, diesen Namen zu wissen; und ich hätte, um in der Sprache dieser Herren

*) Die deutschen Blätter in diesem Büchlein sind mit lateinischen Lettern gedruckt.

Herren zu witzeln, oben (S. 101) sagen können: Nicht v. d. Hardt war der Verfasser, sondern — der Teufel. Ist dies aber wirklich sein Namen gewesen, so wählte er recht gut den angenommenen: theils des Gegensatzes der Bedeutung wegen (κατ' αντιφρασιν); theils wegen der Ähnlichkeit des Schalles: Theuphel, Theophil. Doch die ganze Rezension ist so merkwürdig, daß sie hergesetzt zu werden verdient.

Unschuldige Nachrichten, 1707. Vierte Ordnung, Neues, Nr. 12. „Christiani Theophili „Epithalamium Salomoneum. 1707 *), 8, von dritte„halb Bogen. Es hat ein Studiosus zu Helmstädt, „dessen eigentlicher Namen Christ. Teufel sein soll, „sich

*) Diese Jahrzahl setzt der Rezensent aus eignem Kopfe hinzu. Sie ist aber falsch, und vielleicht auch nur ein Schreibfehler von ihm. Unser König Friedrich Wilhelm I vermählte sich bekanntlich 1706; wie kann das Glückwünschungsschreiben nun von einem andern Jahre sein? . . . Dennoch — so gedankenlos geschieht das Abschreiben — findet man die nehmliche Angabe bei den Verzeichnern von seltnen Büchern, welche aber wohl schwerlich das unsrige selbst gesehen, sondern sich nur die Nachrichten einander überliefert haben. Vogt und Bauer setzen neben dem vollständigen Titel das falsche Jahr geradezu hin, da doch 1) auf dem Büchlein selbst gar kein Druckjahr angegeben ist, welches nun aber ihre Leser vermuthen müssen; und da 2) dieser vollständige Titel das Vermählungsjahr richtig benennt.

„sich unterstanden, mit dieser Schrift der Evangeli„schen Kirche ein groſses Ärgerniſs zu geben, dieselbe „überdies dem Durchl. Preussischen Kronprinzen zu dedi„ziren, und, als hätte er von den Hrn Theologis Ap„probazion, ausdrücklich hinzuzusetzen, daſs er bei dem „Hrn Abt Fabricio zu Helmstädt *) im Hause sei. "

„Er verkehrt in dieser Schrift den 45sten Psalm „ganz unerträglich, als wäre er ein bloſs weltliches „Gedicht und Liebeslied, dem König Salomo und sei„ner Gemahlinn nur zu Ehren gemacht, worin der „Verfasser (von welchem er schreibt: a quocunque tan„dem profectum, quisquis illud descripserit) dem „König auf allerhand Art hätte schmeicheln, und seine „Gunst erlangen, oder ihm eine Lust machen wollen. „Hierbei ist der Autor so verwegen, daſs er schreibt: „se hunc Psalmum e suis obscuritatibus revocaturum „sententiaeque ac menti suae, quantum fieri poterit, „redditurum; eben als wäre dieser Psalm bisher von „dem Messias falsch verstanden worden, ungeachtet er „von dem Gotterleuchteten Apostel, Hebr. I, 8, aus„drücklich also angeführet wird **). Er redet aufs ver„ächt-

*) Mit diesem Joh. Fabricius führten die Unschuldigen Nachrichter einen schweren Krieg: denn er hatte — man denke! — die Toleranz gegen die andern christlichen Parteien empfohlen. Sie konnten also, auch nur die Erwähnung seines Hauses bei dieser Schrift nicht ganz gleichgültig ansehen. Man vergl. unten die Note † zu S. 111.

**) Eine Anwendung zweier Verse ist doch keine Auslegung eines ganzen Psalms. Doch, man s. Teller zum Turretin.

„ächtlichſte von den Accenten! Die Punkte des Grund„textes traktirt er auch gar ſchöne, und ändert ſie „nach ſeinem Gutdünken! Elohim ſoll bei ihm ein welt„licher Königsname ſein. Die nachdrückliche Redens„art: „Gott, dein Gott, " übergeht er mit Stillſchwei„gen, als ſtünde ſie gar nicht da. Die Phraſin „Herr„„lich inwendig " erklärt er gar ärgerlich vom Heind „eines Frauenzimmers; und endlich ſetzt er folgende „Paraphraſin über dieſen Pſalm. " Dieſe ſchreibe ich nicht ab; — ſodann heißt es weiter:

„Erſchrecklich iſt es, daß dem Reich der Finſter„niß unter denen, ſo ſich Evangel. Chriſten nennen, „ſolche Freiheit gelaſſen wird, Gottes Wort alſo zu „Spott und Zynicht zu machen, welches doch unſers „Herzens größter Schatz iſt. Ach Gott ſehe darein, „und trete den Satan unter unſere Füße! O daß der „unglückſelige Auktor, und die ſo ihn hierzu gebraucht „haben *), es bußfertig erkennen mögten, ehe der „Mühl-

*) Damit die Beute fetter werde, muſſte ſich die Verdammung nicht bloß auf einen armen Teufel von Studioſus, ſondern zugleich auf vornehmere Leute erſtrecken. Hier ſind ohne Zweifel die Helmſtädtiſchen Profeſſoren gemeint, vorzüglich Fabricius und v. d. Hardt; auch wohl einige Brandenburgiſche Gelehrten, als Spener, Hardts Freund, der in dieſen Nachrichten immer unglimpflich behandelt wird, und Thomas, über deſſen Denk- und Redefreiheit ſie bitter ſeufzen. Von Jenen ſowohl als Dieſen konnte leicht die Vermuthung erregt werden, daß der in Helmſtädt lebende Neumärker nur ihre Bolzen verſchieße.

„Mühlstein ihnen an den Hals gehängt wird *), „oder noch schwerere Gerichte über solche Ärgernisse er„folgen. Sonst könnte Alles ex principiis philologicis „et historicis leicht refutirt werden **), wenn man son„derlich den 4 und 6ten Vers bedenkt, der sich auf „Salomon gar nicht schickt, weil er keine Kriege geführet; es soll es aber Hr D. Lyserus zu Wunstrop allbereit „in einem besondern Traktat gethan haben †) “.

Welch

*) Der fromme Nachrichter scheint diese bildliche Redensart der Bibel in buchstäblichem Sinne zu nehmen, um damit unmaßgeblich die Strafe vorzuschlagen, welche die Regierungen — die Braunschweigische, oder die Preussische — gegen den Verfasser und seine Helfershelfer erkennen sollen. Er wünscht bloß, daß sie sich vor der Exekuzion bekehren.

**) Doch nicht so leicht, als durch den Mühlstein am Halse.

†) Diese Schrift ist im selben Jahrgang der Unsch. Nachrichten angezeigt: Achte Ordnung, Neues, Nr. 6. „D. Polyc. Lyseri Epistola Exegetica-„Apologetica in Psal. 45. “ Hannover, 1707, 4, 8 Bogen. Christian Theophils Schrift ist darin, vorn, ganz abgedruckt. — Eine andre Widerlegung von einem Joh. Christophil erschien im folgenden Jahre zu Wittenberg. Man s. Unsch. Nachr. 1708: Andre Ordnung, Neues, Nr. 11. Bei der Anzeige davon heißt es über die Unterschrift neben Theophils Namen, daß er im Hause des Abt Fabricius befindlich sei: „Gedachter Herr „Abt hat einen unsers Mittels schriftlich versichert, „daß solches nicht auf allen Exemplarien gestanden, „und ihm erst nicht bekannt gewesen. O daß er „einigen dissensum über solche Greuel öffentlich „bezeugte! “

Welch ein fürchterlicher Ausspruch über einen Selbstdenker, weil er nicht glaubte daß Gott ein Wunderwerk an allen Abschreibern des A. T. gethan hätte, und weil er in der deutlichen Nennung und Beschreibung eines Frauenzimmers keine Allegorie auf die Kirche als die Braut Christi finden konnte! . . . Es ist gut, dergleichen von Zeit zu Zeit wieder ins Gedächtniß zu bringen, damit man von der Verfahrungsart derjenigen Theologen einen Begrif bekomme, die als Gewissenssache „vor Gott bezeugen: daß wir in „einmüthiger Konfession mit unsern Präceptoribus „und andern reinen Theologis aus den Symboli„schen Büchern stehen, und davon wissentlich „nicht eine Stunde gewichen sind *). "

Wie kamen aber die andern Literatoren dazu, bis auf den neuesten, dieses Verdammungsurtheil nachzuschreiben? Muß ein seltenes Buch nothwendig ein kätzerisches sein? Und fiel es Keinem, selbst bei Ansicht des Titels, und der Anzeige in den Unschuld. Nachrichten, ein: daß der Verfasser nur das gethan hatte, was itzt alle denkende

*) Erklärungsworte der Verfasser der Unschuldigen Nachrichten, in der Vorrede zu dem angeführten Jahrgang 1707, S. 28.

kende Theologen thun? — Doch freilich, wer kann so bei Abschreibern fragen! Auch wären sie sämmtlich keines weitern Blickes wehrt, wenn sie nicht noch einige Nachrichten über den Verfasser und sein Buch lieferten. Nur Schade, daß diese Nachrichten durch nichts bestätigt, daß sie sogar augenscheinlich aus der Luft gegriffen sind.

Jahn hat seine Notiz von „dieser höchst gottlosen Schrift, so anitzt höchst selten ist", bloß aus den Unsch. Nachrichten und aus Vogt zusammengeschrieben *). — Vogt (bei welchem man, so wie bei Bauer, seltsam genug! das Buch nicht in T unter dem Namen des Verfassers, sondern in E unter Epithalamium suchen muß) erfuhr von einem Geistlichen Freunde: daß unser Theophil — zuletzt ein Jude geworden seln solle!! Natürlich, da er sich mit der hebräischen Literatur abgab, und doch den Messias nicht überall finden wollte! Die offenbare Erdichtung dieser pfäffischen Verunglimpfung zeigt sich um so deutlicher, da bloß auf die Unsch. Nachrichten verwiesen wird, wo doch, wie der Leser oben gesehen hat, kein Wort

*) Jahn Verzeichn. seiner Bücher, Bd 1, Abtheil. 2, Nr. 1531, S. 1294—1296.

Wort davon steht. Hingegen heißt der Verfasser hier, auf Deutsch, wirklich Christ. Theophel; und also mag die Entdeckung seines Namens Teufel wohl eben ein solcher Theologischer Spaß sein, als sein nachheriger übertritt zum Judenthum *). — Bauer fertigt das Büchlein mit den

*) Vogt Catal. libr. rar. (Hamb. 1747) p. 261. „Notitiam hujus Scripti perquam rarissimi iterum debeo Jo. Bernh. Hasselio" [Superintendent zu Wolfenbüttel. Schlecht genug, daß Vogt nicht einmal so bekannte Bücher, wie die Unsch. Nachrichten, zu seinem Behuf durchblätterte!], qui in Literis ad me datis sequentia de illo annotavit: „Ist ein sehr rarer, aber höchst gottloser Tractat. „Der Autor desselben *ist* Christian Theophel, da„maliger Studiosus in Helmstädt; der aber zuletzt „*soll* ein Jude geworden seyn. Conf. *Nov. Ant.* „*Theol.* 1707, p. 268. D. Polyp. Leyser zu „Wunsdorp *soll* in einer besondern Schrift ihn „widerlegt haben. v. *l. c.* p. 271." [Auch dies schrieb der nachlässige Sammler so hin, ohne das angeführte Buch etwas weiter nachzuschlagen, wo er die wirkliche Erscheinung von Leisers Schrift würde gefunden haben.] „Sonst hat auch einer „unter dem Namen Jo. Christophili herausgege„ben: *Warnung vor Christ. Theophili Erklärung* „*des 45sten Psalms. Wittenberg, 1708, in 8.*"

den zwei Epitheten, die wir nun schon so oft gelesen haben, ab *).

Hr Masch war in dem Fall, nicht nach den Titeln seltener Bücher zu jagen, sondern den Inhalt zu wissen, um, wenn derselbe in sein Fach schlug, das Buch an die gehörige Stelle einzutragen. Giebt er uns noch Urtheile und Literarnotizen neben her, so verdient er um desto mehr Dank; nur müssen freilich beide gegründet sein. In der That hat Hr Masch mit großer Sorgfalt die bekannten Plätze und die versteckteren Winkel durchsucht, um seinem Verzeichniß Vollständigkeit zu ertheilen; und so hat er auch unsers Theophils Schriftchen bei den Hebräisch-deutschen Bibelstücken angeführt. Noch mehr! er hat zuerst den Druckort richtig als nicht auf dem Titel befindlich, und das rechte Druckjahr angegeben. — Aber wie konnte er, noch im J. 1778, dies Büchlein zweimal in Einem Athem gottlos nennen? Wenn er der ältern Meinung von der Heiligkeit des gedruckten Textes, und von einer prophetischen Allegorie auf den Messias in diesem Psalm, zugethan

 ist;

*) Biblioth. libr. rar., Zweites Supplement, S. 52: „Scriptum *rarissimum*, sed maxime *impium*;“ und dabei Voet zitiert.

ist; so kannte er doch auch die großen würdigen Gelehrten, welche hierin anders denken. Ihre Denkart mag ihn nicht überzeugen, mag ihm nicht gefallen; kann er es aber wohl über sein Gewissen erhalten, sie geradezu für gottlos zu erklären? Und ist man einem Verstorbenen nicht dieselbe Gerechtigkeit, wie den Lebenden, schuldig? — Ferner giebt Hr Masch uns eine ganz neue Nachricht über das Buch. Es sei vom Fiskal vernichtet, und daher so äußerst selten. Wenn diese Nachricht nur mit irgend einer Nachweisung belegt wäre! Hr M. zitirt bloß Vogt, Bauer, und die Unsch. Nachrichten *). Diese Zeugen sind oben vor dem Leser selbst abgehört worden, aber sie sagen hiervon nichts aus. Auch ist die Nachricht schon

*) Biblioth. Sacra, post Le Long et Börner. ab A. G. Masch. pars 1, p. 174. „Psalmus XLV hebraice et germanice, interprete Christ. Theophilo. (Helmstadii) 1706. 8. — Adhaeret Psalmus hebraice sine punctis, addita nova interpretatione germanica, scripto *impio* et *fisco addicto*, *hinc* rarissimo, quod exstat sub titulo: Delicatissimum... etc. *Satis impie* detorquet interpres illustre illud de Messia vaticinium, ut Psalmum ad sollemnia Salomonis nuptialia traducat (*e*). — (*e*) *Vogtii* Catal. p. 261. *Baueri* Bibl. Suppl. vol. 2, p. 52. Unsch. Nachrichten A. 1707, p. 265. "

schon an sich so unwahrscheinlich. Gerade die Staaten Deutschlands, welche damal so wie noch itzt (Gott gebe, immer!) die aufgeklärtesten und freiesten waren, der Preussische und der Braunschweigische, sollten so rasch mit der Konfiskazion zugefahren sein? Dann hätten sie wohl mehrere größere Schriften ihrer bekanntesten Gelehrten, welche aber Schutz und Aufmunterung bei diesen weisen Regierungen fanden, zu konfisziren gehabt. Und welcher von beiden Staaten hätte es denn gethan? — Kurz: die ganze Nachricht muß, solange Hr Mäsch seinen Gewährsmann verschweigt, nicht für ein Faktum, sondern bloß für eine Hypothese gehalten werden, wodurch er die große Seltenheit dieses Büchleins hat erklären wollen. Als wenn nicht alle kleine Broschüren, alle einzelne Gelegenheitsschriften, nach 40 und 80 Jahren selten würden!

Die Literarhistorie hat dies übel mit aller Geschichte gemein, daß fast jeder neue Erzähler einen Umstand anders stellt, eine Lücke zu ergänzen sucht, eine Vermuthung als Thatsache einschiebt. Vornehmlich, wenn Parteigeist und Religionshaß mit ins Spiel kommen. Der Eine findet einen Namen undeutsch, der Andere verwandelt ihn sogleich aufs groteskeste; der Eine

weiß nicht was aus einem Menschen weiter geworden ist, der Andere läßt ihn sich zu den Juden gesellen; der Eine diktirt im heiligen Eifer dem Verfasser eine vernichtende Strafe, der Andre läßt das Buch die Strafe wirklich erleiden. Um desto mehr ist es der Mühe werth, alle Angaben und Nachrichten selbst anzusehn, die angeführten Zeugen in chronologischer Ordnung anzuhören, die Quellen genau zu untersuchen; wäre es auch nur, um eine Rettung des Verfassers, des Zeitalters, und des Landes zu schreiben.

Und hierinn war es mir, wie ich gestehe, in der That etwas zu thun. Unser Landsmann Theophel muß nicht mehr in die Klasse der ruchlosen Schriftsteller, sondern der denkenden und fleißigen Gelehrten gesetzt werden. Und sein Buch ist, unter tausenden, aufs neue ein Beweis, daß man schon sehr frühe in unserm Lande frei und geistvoll dachte, daß man der Wahrheit wegen die Verkätzerung nicht scheute, daß man aber auch mit aufgeklärten Schriften sich selbst dem Throne nahen konnte.

Dieses glückliche Zeitalter, welches mit Recht das Thomasische genannt zu werden verdient, hat (der Vorsehung sei Dank!) in unserm Lande noch nicht aufgehört, und wird hoffentlich nie

aufhören.

aufhören. Selbst die Erinnerung an die edlen Männer, welche vor 100 Jahren und seitdem in Halle lehrten, muß dazu beitragen. Auch itzt noch denken und schreiben unsre bessern Theologen eben so frei. Ein geschmackvoller Dichter und sehr guter Kenner des Hebräischen wendet, ohne von seinem Vorgänger vor 87 Jahren etwas zu wissen, den nehmlichen Psalm auf eine Vermählungsfeierlichkeit des Königl. Hauses an; und Niemand findet es einmal anstößig. Man sage nicht, daß es einen Unterschied mache, daß Hr. Friedländer sich nicht zum Christenthum bekennt. Die Nachkommen der Hebräer sind mit noch drückenderen Fesseln an den Buchstab ihrer heiligen Schriften gebunden; und es ist eine auf Thatsachen sich gründende Bemerkung, daß die freie und ausgebildete Denkungsart der Juden den sichersten Beweis für die Kultur und Aufklärung des Landes abgiebt, in welchem jene leben.

Fahren Sie fort, Mein Hochgeschätzter Herr, uns von Zeit zu Zeit Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften, der Religion, der Philosophie, und überhaupt des Geistescharakters unsrer Vorfahren zu geben, wie Sie bisher zuweilen gethan haben. Die Literargeschichte ist immer lehrreich, vorzüglich aber wenn sie Dank

gegen unsre Regenten und Liebe zu unserm Vaterland befördert. Selbst Aufsätze von geringfügiger Bedeutung müssen in dieser Hinsicht willkommen sein. Sch.

* * *

Um der vorstehenden Aufforderung zu genügen, will ich hier sogleich einige Zeilen anhängen, welche durch die Einleitung des ersten Aufsatzes im Juliusstücke veranlaßt sind, und welche einen kleinen Umstand in der Literargeschichte unsers Staates betreffen. Ich schreibe sie mit Genehmigung des gelehrten und würdigen Verfassers jenes genannten Aufsatzes.

Hr. Teller erwähnt S. 2 — 4 der Frage: ob bereits der Große Kurfürst eine Universität zu Halle habe stiften wollen? Nur, dünkt mich, ist seine Darstellung der hierbei vorkommenden Bedenklichkeiten nicht so ganz deutlich und genau, daß der Leser dadurch einen völlig richtigen Begriff von der Sache erhielte. Es sei mir erlaubt, diese Punkte hier anzugeben.

1) Niemand, außer Grävius, redet von diesem Vorhaben des Kurfürsten. Dagegen aber redet er aus der besten Quelle davon: aus dem, was er das Jahr vorher von dem Kurfürsten

hierüber

hierüber selbst gehört hatte *). Und, was wohl zu merken, er wiederholt diese Worte Friedrich Wilhelms in einem Schreiben an Ihn selbst; so daß er also wohl schwerlich etwas darin kann verfälscht haben. Denn sonst — um einen ganz ähnlichen Fall anzuführen, und um zugleich eine neuere Schrift zu nennen, womit ein berühmter Gelehrter das stille Jubiläum der Universität Halle mit feiert — hat der in seinen Schicksalen, wie in seinen Meinungen, ziemlich abenteuerliche Jak. Tollius gleichfalls etwas erzählt, was ihm derselbige Kurfürst (nehmlich über die Wenden

*) In der (unpaginirten) Zueignungsschrift der angeführten Ausgabe Lucians; auf der 9ten Seite. „In tanto numero" [er hatte die 3 Universitäten: Königsberg, Frankfurt, Duisburg, so eben genannt] „novam doctrinae liberalioris officinam moliri in Magdeburgensi dioecesi" [daß dieses auf Halle geht, kann keinen Zweifel leiden], „nuperius" [Grävius schrieb dies 1687, und der Große Kurfürst war bekanntlich 1686 in Kleve, wo er mit dem Prinzen von Oranien über die Engländischen Angelegenheiten rathschlagte] „quum in Clivis ad Tuum conspectum admitterer benignissime, ex Tuis sermonibus, quos, in tanta rerum mole, de amplificanda eruditionis dignitate mecum habere dignabaris, mihi datum fuit intelligere."

in der Mark Brandenburg) soll gesagt haben, welches aber aus des Kurfürsten Munde völlig so gekommen zu sein kaum glaublich ist *).

2) Daß nun aber Friedrich Wilhelm schon über die Ausführung dieses Gedankens mit seinem Nachfolger gesprochen habe, ist wohl bloße Hypothese. Hr. Teller nimmt an, daß die Sache sogar von Friedrich III selbst einigen Räthen erzählt, und auf diese Weise auch zur Kunde des Kanzlers Ludewig gekommen sei. Allein, diesem widerspricht, daß Ludewig einzig bei dieser Nachricht sich auf Grävius beziehet. Wollte man auch einwenden, daß er seinen Sager nicht habe nennen wollen oder dürfen; so war doch nicht nöthig, gerade Grävius anzuführen, und zwar auf eine Weise, als ob dieser etwas sonst ganz Unbekanntes erzähle: so wie auch Ludewig gar nichts weiter über die Sache anmerkt, und durch

*) Specimen reliquiarum linguae Slavonicae... Quo simul inclytae Academiae Halensi... ex animo gratulatur D *J. C. C. Oelrichs*, Berol. 1794. 4to. Die Stelle aus Tollius's Briefen steht S. 22; wobei auch der gelehrte Verf. nöthig fand hinzuzusetzen: „refert Tollius, *si recte intellexit et memoria tenuit*, ea quae hac de re ex ipsius Electoris ore se percepisse ait.“

durch keinen Zug verräth, je davon etwas gehört zu haben, welches er doch im J. 1754 nun wohl thun durfte *).

3) Friedrich III war allerdings ein eitler Fürst, und er hat wohl Manches bloß des Glanzes wegen unternommen, welches nachher wichtige und wohlthätige Folgen äußerte. Allein, daß er seinen Vater wissentlich um einen verdienten Ruhm habe bringen wollen; daß er Etwas läugnen oder verbergen wollte, welches Mehrere wissen konnten oder wirklich wußten; daß Er so eifersüchtig auch auf den ersten Gedanken von Anlegung einer Universität gewesen sei, da doch zwischen Entwerfung und Ausführung eines großen Plans der Abstand beträchtlich genug ist; daß er das Spiel einer Nachforschung im Archive über eine Sache befohlen habe, welche ihm doch recht gut

*) Historie der Friedrichs-Universität Halle, vom J. 1531, sodann 1692 und dero Einweihung 1694 bis auf itzige Zeiten 1734 . . . aus eigener Erfahrung beschrieben von dero Kanzlern J. P. von Ludewig. (Vor dem zweiten Bande der Consilia Hallensium Jureconsultorum.) Daselbst heißt es S. 36: „Und „es ist ganz etwas Besonders, daß der bekannte „Utrechtische Professor, J. G. Gravius, erzählt „u. s. w. — "

gut bewußt war: scheint in der That gar zu seltsam, um es annehmen zu können. Freilich läßt sich einwenden: daß, als Cellarius sein Manuskript von der Beschreibung der Feierlichkeit nach Berlin einsandte, und dadurch der Befehl vom Hofe zur Durchsicht der Akten im Archiv veranlaßt ward, dieser Befehl nicht vom Kurfürsten selbst und persönlich ertheilt worden sei. Allein diese, wohl ziemlich unstatthafte, Ausflucht würde doch auf allen Fall beweisen, daß die Sache bei den Staatsministern nicht bekannt war.

4) Der Archivarius meldete nun nach Halle, daß sich nichts von einer solchen Idee des Großen Kurfürsten finde. Dies war seiner Pflicht gemäß, und kein Verdacht „des Höfelns“ kann ihn treffen. Auch kann man nicht sagen: er scheine dem, was Cellarius im Manuskript gesagt hatte, zu widersprechen; er thut es geradezu. Man kann nicht sagen: daß er die Sache unberührt lassen konnte; er mußte thun was ihm aufgetragen war; und er redete bloß aus seinen Akten, wenn er hinzusetzte, daß der itzt regierenden Kurfürstl. Durchl. auch die erste Idee zuzuschreiben sei. Denn, sonst ist es freilich ein sehr falscher Schluß: daß dasjenige nicht Statt hat, wovon sich nichts im Archive findet.

So

So sind alle bisher bekannte Nachrichten von dieser Sache beschaffen. . . . . Hatte der Große Kurfürst nun wirklich den Entschluß zur Anlegung einer Universität in Halle gefaßt; so scheint es doch in der That, daß Er (so wie auch keine Schritte zur Ausführung von ihm geschahen) diesen Entschluß weiter keinem Staatsdiener, und auch seinem Sohne und Nachfolger nicht, mitgetheilt hat. — Vielleicht aber, und ich muß gestehn, daß mir dies zum wahrscheinlichsten ist, hegte Er diesen Gedanken gar nicht; und Grävius verstand ihn nur unrecht. Der Große Kurfürst hatte schon eine Universität, zu Duisburg, errichtet *); sollte er zwei haben anlegen wollen? Es war gewiß sehr weise, daß solche Institute auch in den entfernten Provinzen des weit ausgestreckten Staates sich fanden: zu Duisburg, und zu Königsberg; da im Mittelpunkt des Landes schon die älteste Universität: zu Frankfurt, lag. Hingegen läßt sich zweifeln, ob es nothwendig und nützlich war, noch eine neue neben der letztgenannten zu eröfnen, da nun die Wohlthaten der Regierung sich getheilt ergießen mußten, welche sonst zur Unterstützung der Einen desto reichlicher

*) B. Monatsschr., Jänner dieses Jahrs, S. 12.

reichlicher hätten fließen können. Kurfürst Friedrich Wilhelm dachte thätigst an die Verbreitung der Wissenschaften und die Beförderung des bessern Unterrichts. Das zeigte er auch gleich bei der Besitznehmung von Halle *). Vielleicht hatte er vor, die neue Exerzizien-Akademie daselbst weiter auszubilden und zu vervollkommnen; und davon mogte er mit Grävius gesprochen haben. — Wie aber, wenn auch Grävius nur dies anzuzeigen im Sinne hatte, und man ihn mehr sagen läßt als er sagen wollte? Denn seine Worte („nova doctrinae liberalioris officina") sind doch nicht nothwendig von einer Universität zu verstehen; obgleich sie, in dem oben (S. 121, die Note) angeführten Zusammenhange, freilich mehr als ein Gymnasium, oder eine Ritterakademie, zu bezeichnen scheinen — aber doch auch nur scheinen.

Wie unbedeutend die Auseinandersetzung dieser Umstände dem Leser auch vorkommen mag, so ist sie es vielleicht darum nicht ganz, weil sie die Wissenschaften, unser Land, und einen Regenten wie Friedrich Wilhelm den Großen, betrift.

B.

*) Ebendas. S. 15.

3.

Nachricht von einem Französischen, auf 30 Jahre berechneten, Kalender.

Die Beschreibung eines sehr saubern Französischen Kalenderblattes, welches ich seit dem Anfang des J. 1793 (wo es verkauft ward) besitze und noch nirgend angezeigt gefunden habe, scheint mir nicht ganz uninteressant zu sein, und dient vielleicht einem Künstler zur Ausführung einer ähnlichen Idee für Deutschland oder für einen bestimmten Deutschen Staat. Für Frankreich selbst ward das Blatt nicht lange nach seiner Erscheinung unbrauchbar, obgleich der Verfertiger Herr Lefevre es für die Dauer von 30 Jahren bestimmte: denn es hat, außer mancher Beziehung auf die katholische Religion, noch die Form Abtheilungen und Namen, welche wir andern Europäer den Monaten und Jahren geben; und ist also seit der neuen Kalendergestalt der Sansculotten veraltet. Das kann aber keinen Behosseten hindern, sich an der hübschen Idee, der guten Ausführung, der zweckmäßigen Mannichfaltigkeit, der Reichhaltigkeit ohne Überladung, dem korrekten Druck und Stich, und der über das Ganze verbreiteten geschmackvollen Eleganz zu freuen.

Es

Es ist ein Großfolioblatt, und könnte in dieser Rücksicht mit unsern Komtorkalendern verglichen werden. Der Titel heißt: Calendrier National, calculé pour 30 ans, & présenté à la Convention Nationale en Décembre 1792. Die Ecken oben sind der Astronomie gewidmet: in der einen zeigt sich das Kopernikanische System (mit dem Planeten Herschel); in der andern, die Lage Frankreichs nach den Weltgegenden, in einer Windrose von 16 Spitzen, wo Paris dem Mittelpunkt ziemlich nahe kömmt, und umher die Seeküsten und vornehmsten Gränzörter genannt sind. Dieser Kompaß bezieht sich zugleich auf die damalige geistliche Eintheilung Frankreichs, in 10 Metropolitan- und 73 Diöcesan-Arrondissements. — Es folgt die politische Geographie: ein breiter, in 10 Streifen getheilter, Halbzirkel. 1) Die Zahlen von 1 bis 84; 2) die Namen der Departemente, zwar alphabetisch von Ain bis Yonne, nur daß Montblanc noch hinter diesem letzten folgt; 3) die Hauptstädte (Chefs lieux) derselben; 4) die Oberfläche jedes Departements, nach Französ. Quadratmeilen: zusammen 26,891; 5) Entfernung von Paris; 6) Briefporto dahin, nebst der Nachricht daß die Briefe aus Paris nach den Hauptstädten um 1 Uhr abgehn; 7) Zahl

der

der Distrikte in den Departementen: Summa 547; 8) Zahl der Kantone: Sa. 4649; 9) Zahl der Votirenden jedes Departements, nach dem Maaßstab des J. 1791: Sa. 4,298,360; 10) Volkszahl überhaupt: Sa. 27,190,023. Am Anfang und am Ende des Zirkelbogens sitzen weibliche Figuren: die Bevölkerung, eine Mutter mit drei Kindern, deren zwei sie säugt; die Gerechtigkeit, ohne Binde, mit Wage und Schwert und Freiheitshut. — Unter diesem Halbzirkel, ein Medaillon, worauf die ganze Declaration des droits de l'homme & du citoyen vom J. 1789 sehr deutlich zu lesen ist. Als Schildhalter sind angebracht: rechts, die Geschichte, deren Griffel die Konstituzion der Republik schreibt, zu ihren Füßen liegen Voltäre's Werke, und Rousseaus Contrat social aufgeschlagen; links, eine gewappnete Marsgestalt, mit der Inschrift auf der Brust: Lebt frei oder sterbt! und auf dem Schilde die Strophe aus dem Marseillerhymnus, Amour sacré de la patrie, ganz.

Dies nimt ungefähr ein Drittheil des Blattes ein. Nun folgt der eigentliche Kalender, aber so eingerichtet daß er vom J. 1792 bis 1821 dienen kann. Eine Tafel mit den Monatsnamen; mit der Zahl ihrer Tage (eigentlich

zum deutlichern Anblick, nur die 7 Monate mit 31 bezeichnet); dann 7 Kolumnen mit Wochentagen, und mit Buchstaben von A bis G darüber. Ich suche nun in einer andern Tafel den Sonntagsbuchstab des Jahres welches ich brauche, z. B. 1794, und lese da E; ich sehe die mit E bezeichnete Kolumne der ersten Tafel nach, und finde hier die Wochentage genannt so wie sie auf den ersten Tag jedes Monats treffen: bei Jänner, Mittwoch; Februar, Sonnabend; März, Sonnabend; April, Dingstag; u. s. w. Eigentlich brauche ich nur den Wochentag des Neujahrstages zu wissen, um mir meinen ganzen Kalender selbst zu machen. Zur größern Bequemlichkeit sind noch 7 kleine Tafeln beigefügt, worin der ganze Monat berechnet ist, wann der 1ste auf einen Montag, einen Dingstag, u. s. w. trift. — Die Schaltjahre, z. B. das J. 1796, haben zwei Sonntagsbuchstaben; der erste zeigt den Wochentag des ersten Monatstages vom 1 Jänner bis 24 Februar; der andere, von da bis zum letzten Dezember. — Die Tafel mit den Sonntagsbuchstaben für alle 30 Jahre giebt, in andern Kolumnen, auch noch an: die Epakten, den Sonnenzirkel, die goldne Zahl, und die Römische Indikzion. Eine gegenüberstehende Tafel nennt,

für.

für die 30 Jahre, das Datum der hohen Feste: Aschermittwoch, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam; nebst den Tagen und Stunden der Sonnen- und der Mondfinsternisse.

An diesem Kalender sitzt auf einer Seite die Sternkunde, und lässt eine Rolle sich entfalten, worauf man die Erklärung von Sonntagsbuchstaben, Epakten u. s. w. liest; auf der andern, der Zeitgott, dessen herabhangende Rolle die Chronologie der Welt nach den wichtigsten Epochen, und dann eine kleine Tabelle über die Wahrscheinlichkeit des menschlichen Lebens, enthält. — Noch schweben links und rechts zwei Genien mit Rollen. Die eine lehrt die politisch-statistische Beschaffenheit Frankreichs vor der Revoluzion: Macht des Königs, Minister, Obertribunal, Cour der Pairs, 12 Rechnungskammern, u. s. w.; Tabelle der Geistlichkeit nach Namen, Zahl, und Einkünften. Die zweite Rolle giebt die merkwürdigen Tage der Französischen Revoluzion an: vom 5 Mai 1789, Eröfnung der Etats Generaux zu Versailles, bis auf den 6 November 1792, Schlacht bei Gemappe.

Sodann kommen: Erklärung einiger Tafeln; Postkarte für die einfachen und die doppelten Briefe oder Pakete, auch in Absicht der sogenann-

ten kleinen Post in den Städten; Anzeige, nach welchen Ländern man frankiren muß. — Tabelle über die Sonne, und die acht Planeten: Durchmesser derselben; Größe, in Verhältniß gegen die Erde; Umdrehungszeit um ihre Axe; Zeit des Laufs um die Sonne.

Das unterste Drittheil zeigt endlich die 12 Monate, so wie sie in unsern Kalendern stehen; nur natürlich ohne die Wochentage, welche man für alle 30 Jahre aus den vorher beschriebenen Tafeln leicht findet. Also: die Monatstage, und die Heiligennamen. über jeden Monat, der Namen des Zeichens im Thierkreise; unten, die Zeit des Aufgangs und Untergangs der Sonne für den 1sten Tag im Monat. Noch: die Nachtgleichen, und die Sonnenstillstände. — Die Monate sind, von 3 zu 3, mit recht hübschen Figuren eingefasst: der Wintergott, Flora, die Erde mit einem Baumzweige, Ceres, Bakchus.

Die letzte Linie heißt: Par le Républicain J. F. Lefevre, rue neuve des petits Champs, No. 1274; & se trouve à Paris chez la Citoyenne Leſclapart, Libraire & Marchande d'Eſtampes, rue du Roule, Nr. 11 et 293; & à la Convention Nationale, Veſtibule du Manege, vis-a-vis le Contreſeing. — Dann: Mlle M. P. Vallet

let scripcit. Und: Prix Cinquante Sols. — — Für einen so zierlichen, vollständigen, und so lange zu gebrauchenden, Kalender ist dieser Preis von 2 ½ Liver, oder 15 Groschen Deutschen Geldes, in der That ungemein mäßig.

4.

Über die Litteratur der Hindus.

Unter diesem Titel befindet sich in den Asiatic Researches, und aus diesen nachgedruckt in den Dissertations and Miscellaneous Pieces etc. *) ein Aufsatz, welcher, ursprünglich in der Sanskritsprache geschrieben, der Sozietät zu Kalkutta von Goverdhan Kaul mitgetheilt ist. Der Englischen Übersetzung ist ein kleiner Kommentar von Hrn Jones beigefügt.

In dem Aufsatze selbst sind die in der Sanskritsprache vorhandenen Werke ihrem Inhalte nach klassifizirt. Die Bücher der ersten Klasse werden jedoch nicht ihres Inhalts wegen dahin gerechnet; sondern, weil sie alle für göttlich oder heilig, nur nach verschiednen Graden, gehalten

*) Man s. Berl. Monatsschr. 1793 November, S. 486.

werden. Dieser heiligen Schriften oder Bedas sind in allem 18, die in 4 Unterabtheilungen zerfallen. Die erste enthält die vier unsterblichen Bedas; Goverdhan Kaul sagt, sie sind offenbar von Gott eingegeben. Der größte Theil dieser Bedas handelt von den menschlichen Pflichten in methodischer Ordnung. — Beda bedeutet einen Theil wahrer Wissenschaft.

Im Kommentare wird bemerkt, daß von diesen vier sogenannten unsterblichen Bedas die drei ersten in einem so alten Dialekte geschrieben sind, daß nur wenige Braminen zu Benares selbst ihn verstehen.

Die zweite Unterabtheilung besteht aus vier großen Werken, die vier Upavedas genannt. Auch diese haben Götter den Menschen gegeben. Das erste Werk enthält die Lehre von Krankheiten und Arzeneien, nebst praktischen Vorschriften. Das zweite handelt von der Musik. „Sie „wird hauptsächlich gebraucht," heißt es in dem Aufsatze: „das Gemüth durch Andacht zur Selig„keit der göttlichen Natur zu erheben". Im dritten Werk wird die Fabrizirung und der Gebrauch der Waffen beschrieben. Das vierte besteht aus Abhandlungen über 64 mechanische Künste.

Zur

Zur dritten Abtheilung gehören sechs Angas d. i. Systeme (corpora institutionum). Das erste handelt von der Aussprache; das zweite von religiösen Zeremonien; das dritte ist eine Grammatik für Gelehrte („denn die faßlichern Grammatiken für Ungelehrte", sagt der Aufsatz, „werden nicht als Angas angesehn"). Das vierte enthält eine Prosodie und Verskunst. Das fünfte eine Astronomie und astronomische Chronologie; das sechste, ein Glossarium über die schweren Wörter und Redensarten in den Vedas.

In der vierten Unterabtheilung endlich befinden sich viererlei Arten von Werken, Upangas genannt. Es sind 1) achtzehn Puranas. „Sie sind," sagt der Aufsatz, „zum Unterricht und zur Unterhaltung der Menschen überhaupt geschrieben." Aus dem Kommentar sieht man, daß sie in Versen sind, und an 500,000 Stanzen ausmachen. 2) Ein Werk von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen; vom Sinn verschiedner Stellen in den heiligen Büchern; von den Quellen der Erkenntniß, u. s. w. 3) Ein Werk oder vielmehr eine Sammlung von Werken theologischen Inhalts: über die Mittel sich durch Vermeidung unreiner Handlungen und Begierden

gierden zur Ersten Ursache zu erheben; — Fragen über die göttliche Natur; — Darstellung und Widerlegung kätzerischer und sophistischer Irrthümer. Eine der hieher gehörigen Schriften handelt von den verschiednen Formen oder Gestalten des Einzigen göttlichen Wesens. Von der vierten Art dieser Werke wird bloß der allgemeine Titel (Derma Sastra) angeführt, ohne Inhalt und Verfasser anzugeben, welches beides bei keinem der vorhin genannten unterlassen ist.

Auf diese achtzehn Bedas folgt Smriti, das Korpus Juris der Braminen. Es besteht aus achtzehn Büchern, und ist von Menu und andern heiligen Männern. (Aus der Vorrede zur Sakontala sehen wir, daß Herr Jones sich mit der übersetzung dieses Werks beschäftigt.)

Von der Sittenlehre sagt der Aufsatz, daß alles darüber in den Bedas und Puranas gesagt sei; von der alten Geschichte, daß die beiden epischen Gedichte Bharata und Ramayama das Wichtigste davon enthielten. Zum Religionsunterricht für das Volk sind hundert zwei und neunzig Traktate oder Aufsätze vorhanden.

Alle diese bisher angeführten Werke haben ein gewisses Ansehn von Göttlichkeit oder Heiligkeit. Von den übrigen sagt der Aufsatz, sie

wären

wären voll unendlicher Widersprüche. Es sind ascetische, mystische, philosophische, naturhistorische darunter. — Von einigen philosophischen Traktaten heißt es: „Das sind die Sechs Schulen, welche alle Lehren der Theisten enthalten“. Im Kommentar wird gesagt, man fände in diesen philosophischen Schriften sechs verschiedne Systeme, deren jedes mit einem der Griechischen Systeme viel Ähnliches habe, nehmlich mit dem Peripatetischen, Platonischen, Stoischen, dem Systeme des Sokrates, des Thales, und des Pythagoras. Über die Originalwerke der sechs Indischen Philosophen *) giebt es eine unendliche Menge von Kommentarien.

Endlich werden noch die Titel von sechs Atheistischen Schriften angeführt. Der Aufsatz sagt: „sie wären alle voll unbestimmter Ausdrücke, voll Verwirrung ganz verschiedner Begriffe, voll gewagter Meinungen, u. s. w.“

*) Die Namen dieser Philosophen sind folgende; ich setze die Griechen, mit denen sie Ähnlichkeit haben sollen, in Parenthesis bei: Gautama (Aristoteles); Kanada (Thales); Jaimini (Sokrates); Wyasa (Platon); Kapita (Pythagoras); Patanjali (Zenon).

Im Kommentar wird gesagt, daß, obgleich die Sudder oder die Hindus von der vierten Kaste alle vorhin erwähnten Werke nicht studiren dürfen, es gleichwohl auch für sie eine Art profaner Literatur giebt, von unermeßlichem Umfange, reichhaltigem Inhalt, und Schönheiten aller Art. Es werden eine Menge Schriften medizinischen, moralischen und historischen Inhalts angeführt. Auch für sie giebt es Gedichte aller Art, epische, dramatische. Es giebt Grammatiken für sie, und Wörterbücher; dieser letzteren sind achtzehn. (Wir Deutschen haben erst Eines.) Dasjenige darunter, welches für das beste gehalten wird, ist sogar in Versen.

Herr Jones rühmt die Waidyas oder Ärzte, die, wie es scheint, eine eigne Unterkaste unter den Sudders ausmachen. Sie besitzen, sagt er, oft mehr Gelehrsamkeit und weit weniger Stolz, als irgend ein Bramine; sie sind gewöhnlich Dichter, Grammatiker, Redner, Moralisten; und können überhaupt als die tugendhaftesten und liebenswürdigsten der Hindus betrachtet werden.

Der Schluß des Kommentars lautet so: „Wohin wir unsre Blicke in der Literatur der „Hindus richten, begegnet uns der Begrif des „Unendlichen. Das längste Leben würde nicht

lang

»lang genug sein, die fünfmal hundert tausend »Stanzen der Puranas durchzulesen; und ihrer »sind vielleicht noch eine Million in den vorhin »erwähnten Werken. Wir können jedoch das »Beste auswählen und die Früchte sammeln, ohne »uns mit dem Laube zu beladen: da wir das »Vergnügen haben zu sehen, daß die gelehrten »Hindus, aufgemuntert durch die Milde unsrer »Regierung und unsrer Sitten, wenigstens eben »so begierig sind, uns ihre Kenntnisse aller Art »mitzutheilen, als wir sein können, sie zu be»kommen. — Den Holländern haben die Euro»päer fast alles zu danken, was sie vom Arabi»schen, den Franzosen alles, was sie vom Sine»sischen wissen; laßt sie itzt von uns (den Eng»ländern) eine genauere Kenntniß des Sanskrit »und der darin geschriebnen wichtigen Werke »erhalten.“

Diese Nachricht muß ohne Zweifel bei dem philosophischen Geschichtforscher und dem Freunde der allgemeinen Literatur eben so große Eindrücke der Freude und des Erstaunens machen, als die ersten Nachrichten von der Entdeckung einer neuen Welt bei dem Geographen und Naturhistoriker machen konnten. Wie klein waren unsre Begriffe von der Indischen Literatur! und sie ist unermeß-

lich.

lich. Man kommt in Versuchung, bloß deswegen den Engländern die Fortdauer ihrer Herrschaft in Ostindien zu wünschen, damit die von Herrn Jones eröffneten Aussichten für unsre Wißbegierde nicht wie ein täuschender Traum vorübergehen. Wenn aber die Milde der dortigen Brittischen Regierung wirklich so groß ist, daß sie den gelehrten Hindus so viel Dankbegierde einflößt, wie oben gesagt wird; so kann man sich jenen Wunsch nicht allein mit gutem Gewissen erlauben, sondern er wird rechtmäßig. Denn welche beßre Regierung ließe sich in diesem Fall für die Hindus denken?

Daß dieses Volk einige alte Schriften besitze, wußten wir schon; aber wir glaubten, es wären wenige. Wäre Herr Jones nicht nach Kalkutta gekommen, so würden wir vielleicht noch lange nicht, vielleicht nie erfahren haben, daß die Indische Literatur von so erstaunlich großem Umfang ist. So sehr hängt es vom Zufall ab, daß die Verdienste einer Nazion um Wissenschaft und Künste andern, entferntern oder spätern, Nazionen nicht verborgen bleiben! Vielleicht ist manches Volk von der Erde verschwunden, dessen Literatur einen Jones verdiente, aber ihn nicht fand.

Schon

Schon vor vielen tausend Jahren thaten die Gelehrten in Hindostan, was sie in Europa erst in unserm Jahrhunderte zu thun angefangen haben. Sie besuchten die Werkstäte der Künstler und Handwerker, beobachteten ihr Verfahren, und beschrieben es. Hohe Kultur muß da sein wo dies geschieht, wenn zugleich alle übrige Zweige der Wissenschaften und Künste so eifrig getrieben werden, wie im alten Hindostan.

Daß es unter den alten Hindus schon so verschiedne Arten über Gott und göttliche Dinge zu denken, daß es so verschiedne Arten zu philosophiren gab: scheint die Hypothese zu bestätigen, nach welcher im menschlichen Gemüthe eine Anlage zu allen diesen Denkarten vorhanden ist, die sich nach der Verschiedenheit der Temperamente, der Zeiten und Umstände verschiedentlich entwikkelt. — Warum sollen wir nicht alle mögliche Entwicklungen dieser Anlage vielmehr befördern, als verhindern?

Endlich scheint es mir nicht unwichtig, noch folgende Anmerkung beizufügen. In dieser alten Hindostanischen Literatur, deren Umfang so unerwartet groß und reichhaltig ist, finden sich gleichwohl keine Schriften mathematischen Inhalts, wenn nicht etwa die über Musik und Astronomie

dahin

dahin gehören. Es scheint also, daß die Ägypter und Griechen, in ihren Ansprüchen an die Erfindung der Mathematik, wenigstens an den Hindostanern keine Kompetenten haben.

Kiel. Hegewisch.

5.

Ein paar Worte in Bezug auf den Aufsatz über die Messe zu Frankfurt an der Oder.

Der Verfasser des Aufsatzes über die Frankfurter Messe (Junius Nr. 5) kündigt sich als Sachkenner an; aber, indem er seinen Vorschlag der Berl. Monatsschrift gleichsam zur öffentlichen Ausstellung hingiebt, scheint er die Stimme des Publikums hören zu wollen. Diese Bescheidenheit muntert den Vorübergehenden auf, seine Meinung zu sagen, erinnert aber auch an die bekannte Warnung des Apelles. Ich überlasse also Andern, das Haupträsonnement des Verfassers über die Vortheile und Nachtheile der Messen überhaupt, und über den Vorzug einer Messe in Posen näher zu beleuchten; und schränke mich

bloß

bloß auf den Einwurf ein, welchen der Verfasser sich am Schlusse selbst macht, und mit folgenden wenigen Worten gehoben zu haben meint.

„Der Einwurf endlich daß die Stadt Frank„furt zu viel dabei verlieren würde, kann um so „weniger in Betracht gezogen werden, da sie das „nehmliche Schicksal hat, welches Elbing betrifft. „Es sind die veränderten Umstände, worunter „jederzeit Individuen leiden, auf die wohl Rück„sicht genommen zu werden verdient, nur nicht „so, daß deßfalls Einrichtungen völlig unterblie„ben, bei welchen das Ganze gewinnt.“

Das Beispiel der Stadt Elbing ist für die Stadt Frankfurt nur ein leidiger Trost; und sie wird sich um so weniger dadurch beruhigt fühlen können, als beide Fälle ganz verschieden sind. Elbing nahm sich nur durch den temporären Verfall Danzigs auf, und büßet also nur durch Zufall ein, was ihm Zufall gegeben hatte. Frankfurt hingegen soll, was es einem alten wohl erworbenen Rechte verdanket, um eines bloßen Zufalles willen, nähmlich der Erwerbung von Südpreussen, verlieren. Als Grund kann dieses Beispiel so wenig, als irgend ein Beispiel überhaupt, gebraucht werden; dazu wären höhere Ansprüche erforderlich, welchen die Ansprüche der Stadt

Frankfurt

Frankfurt auf Beibehaltung ihrer Messe weichen müssten. Diese nun werden in zwei Worten: der Gewinn oder das Beste des Ganzen, zusammengefaßt.

Um die Triftigkeit dieses Grundes zu beurtheilen, wird man sich durch dieses hochtönende Wort nicht betäuben lassen dürfen; sondern der Vortheil, welcher für das Ganze zu erwarten stehet, muß gegen die Vortheile, welche die Stadt Frankfurt einbüßen soll, abgewogen, und die Natur und Wichtigkeit der Ansprüche dieser Stadt auf Beibehaltung der Messe untersuchet werden.

Zuerst gründet die Stadt ihr Recht auf ihr Mess-Privilegium; und ein solches hängt nicht von „veränderten Umständen“ ab, sondern es aufzuheben ist nicht anders möglich, als wenn die Stadt entschädiget wird. Über beides kann das Allgemeine Preussische Landrecht den Verfasser belehren. So schwer eine solche Entschädigung zu schaffen sein möchte, so nothwendig ist es aber doch für die Ausführung des Projektes, darauf zu denken: weil solange die Messe in Frankfurt bestehet, es aufs wenigste ungewiß bleibt, ob die Anlegung einer solchen in Posen möglich sein werde.

Hiernächst

Hiernächst giebt es einen zweiten Grund für die Beibehaltung der Messe, welcher einer guten Regierung so viel als die Sicherheit des Eigenthums gelten muß; und dieser ist: das Beste eines nicht unbeträchtlichen Theiles des Ganzen, nehmlich dieser Stadt und des umliegenden platten Landes. Es ist unläugbar gewiß, daß die Stadt ihren itzigen Wohlstand nur von den Messen herleitet; und eben so notorisch ist es, daß das umliegende platte Land einen großen Theil seiner Produkte dort absetzet. Die Verarmung derselben würde also nothwendig auch den verminderten Wohlstand der umliegenden Gegend zur Folge haben. Dieses träfe zunächst die Bauren des Sternbergischen und Lebusischen Kreises, welche großentheils nicht hinlänglich starkes Gespann haben, um bei den gehäuften Vorspannfuhren weiter als nach den nächsten Städten zu fahren; und es würde ihnen um so fühlbarer werden, als Frankfurt bei weitem die beträchtlichste Stadt in dieser Gegend ist. Sollte also dieser Nachtheil abgewandt werden, so müßten im voraus der Stadt neue Erwerbquellen geschaft worden sein, damit ihr Wohlstand und ihre Bevölkerung die Verlegung der Messe nicht empfände.

Der Vortheil, den die Stadt und das umliegende Land von den Messen ziehet, wäre so im Allgemeinen angegeben; eine nähere Berechnung desselben würde seine Beträchtlichkeit zeigen, und vielleicht von jedem raschen Entschlusse einer Veränderung abhalten. Aber nicht die baare Einnahme von der Messe würde hier vorzüglich in Betrachtung kommen; sondern der Werth der Hausmiethen, welcher plötzlich fallen müßte, die Bankerotte welche davon die Folge sein würden, der verlorne Erwerb der Einwohner, der verlorne Absatz des platten Landes: alles dieses ließe sich schlechterdings nicht durch Abkaufungen mit baarem Gelde ersetzen.

Was ist nun das Beste des Ganzen, welches der Verfasser diesem entgegen zu setzen hat? Vornehmlich die Aufnahme der inländischen Fabriken durch Verhütung der Konterbande. Wie beträchtlich dieser Vortheil sein könne, müßte durch sehr gründliche Berechnungen dargethan werden, und diese auf dem Unterschiede zwischen der gegenwärtig durch die Messe verursachten Konterbande und der künftig noch bleibenden beruhen; denn der Verfasser giebt (S. 556) selbst zu, daß sie gänzlich abzuschaffen unmöglich sei. In der That möchte auch dazu wenigstens eine Natur-

begeben-

begebenheit von Ziehens Art, welche die Preussischen Staaten zur Insel machte, erforderlich sein. — Bis nun eine Berechnung nach obigen Grundsätzen gemacht worden, läßt sich immer nur zweifelhaft vermuthen, nie einmal wahrscheinlich glauben, daß der Vortheil des Ganzen von der Verlegung der Messe dem Nachtheil eines seiner Theile gleich käme; noch vielweniger (welches doch allein eine Veränderung rechtfertigen kann), daß er denselben beträchtlich überwöge.

Allein dem Verfasser mögen selbst einige Zweifel hierüber aufgestiegen sein, indem er noch einen andern Vortheil, und zwar den welchen die Provinz Südpreussen davon ziehen würde, und der seiner Meinung nach, jenen Schaden vielfältig ersetzen würde, in Anschlag bringt. Ich will ihn mit seinen eigenen Worten reden lassen:

„Durch die Anlegung einer Messe in Posen „und das Dahinströmen der Fremden, werden „die Einwohner nicht allein mit Nutzen ihre Stadt „anbauen, und verschönern — welches sonst auf „Königliche Kosten geschehen würde —; sondern „ihre Zivilisazion und Kultur wird in zwei Jahren „weiter fortrücken als es ohne dieses Mittel in „zwanzig bewirket werden kann. Posen hat „Einfluß auf die ganze Provinz; der Adel Bür-

»ger und Bauer, der des Jahres einigemal nach »Posen kommt, wird die Sitten, Gewohnheiten »und die Sprache der Hauptstadt annehmen, und »so wird der Nutzen bald bis auf das kleinste Dorf »sich erstrecken.«

Also soll die Stadt Frankfurt die Kosten zum Anbau und zur Verschönerung der Stadt Posen hergeben? damit nur nicht aus den Südpreußischen Einkünften eine Summe jährlich dazu angewandt werde, welche im Lande wuchern, und so allmählich wieder in die Staatskasse zurückfließen würde. Also hat der Staat kein anderes Mittel in Händen, Zivilisazion und Kultur zu befördern, als eine Messe? Also sind einige Schritte früher oder später nach diesem Ziele gethan, werth eine nahrhafte Stadt verfallen zu lassen? — Ich fühle mich unvermögend, dasjenige zu widerlegen, was jedem unbefangenen Leser auffallen muß; aber ich bin auch überzeugt, daß eine väterliche Regierung, welche bei Erwerbung neuer Provinzen vornehmlich das Beste ihrer alten Unterthanen beabsichten muß, diese zimmermehr dem Besten jener aufopfern werde.

6.

Wie sind Pflichten und Rechte verschieden? Und wozu bedürfen wir des Vernunftrechtes, als einer für sich bestehenden Wissenschaft?

Wenn wir die Begriffe Pflicht und Recht bloß nach der Vorstellungsart der gemeinen Menschenvernunft nehmen, so entdecken wir zugleich eine auffallende Verwandtschaft und Verschiedenheit zwischen ihnen. Beide Begriffe sind praktisch: sie beziehen sich auf Freiheit; sie sind moralisch: sie beziehen sich auf die Gesetzgebung der Vernunft für Freiheit; sie sind von dem Charakter der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit begleitet; sie beziehen sich eben so wenig auf rein vernünftige, als auf bloß thierische, vielmehr auf vernünftig-sinnliche Wesen. — Allein, wenn Pflicht die Nothwendigkeit einer Handlung, bestimmt durch das Gesetz der Vernunft, ausdrückt: so bezeichnet Recht die Erlaubtheit einer Handlung durch das Gesetz der Vernunft; wenn Pflicht ohne alle Beziehung auf die Gewalt unsrer Mitwesen gedacht werden kann, so ist es unmöglich,

diese Beziehung von dem Begriffe Recht zu entfernen. Pflicht kann durch Recht nicht aufgehoben werden; aber das Recht steht jederzeit der Pflicht nach. Eine der sonderbarsten Eigenthümlichkeiten des Rechtes besteht darin, daß es seine Gültigkeit unverändert behält, wenn es auch der Pflicht halber nicht durchgesetzt werden darf; ich kann z. B. verpflichtet sein meinen Schuldner seiner Leistung zu entbinden, und doch bleibt mein Recht unbezweifelt ihn zur Leistung zu zwingen.

In der That, ist der Begrif des Rechtes eine ganz eigene Erscheinung im Gebiete der moralischen Begriffe; und die Wissenschaft der Rechte hat einen so zweideutigen Charakter, daß man, ohne strenge Untersuchung, kaum weiß, ob ihre Sätze zum sittlich Guten oder zum sittlich Bösen hinführen. Kein Wunder daher, wenn gewöhnlich Menschen, die, bei mangelhafter Einsicht des wahren Wesens des Naturrechtes, das verfeinerteste und veredelteste Pflichtgefühl besitzen, das Naturrecht für eine Lehrschule des Lasters halten; während Andre, die, bei gleich unzureichender Kenntniß dieser Wissenschaft, von aller wohlwollenden Gesinnung, allem Interesse für höhere Tugend entblößet sind, in ihr die einzige Richtschnur

schnur für vernunftmäßige Handlungsweise zu finden glauben *)!

Wenn der Begrif des Rechtes die Erlaubtheit einer Handlung, bestimmt durch das moralische Gesetz, ausdrückt; so muß sein letzter Grund in dem höchsten Grundsatz der reinen praktischen Vernunft liegen. Die Rechtslehre stützt sich also mit der Pflichtenlehre auf eine und dieselbe Basis **).

Der höchste Grundsatz der reinen praktischen Vernunft bestimmt den Charakter eines an sich guten Entschlusses des freien Willens: einen Charakter, welcher in der Beschaffenheit der Maxime besteht, nach welcher dieser Wille sich selbst die Richtung giebt. Dieser Grundsatz ist ein Gebot;

*) „Nach dem Naturrechte leben"; heißt Jenen: zügellos, vernunftwidrig, thierisch leben; Diesen: höchst vernünftig, vollkommen menschlich leben.

**) Dii immortales, quam tu longe juris principia reperis! wird hier mancher mit Jenem beim Cicero ausrufen. Der gründliche Denker wird die Nothwendigkeit nicht bezweifeln, so weit zurückzugehen, um das Prinzip alles Rechtes zu deduziren. Non a praetoris edicto, neque a XII tabulis, sed penitus *ex intima philosophia hauriendа juris disciplina.* Cic. de leg.

aus ihm entspringen, wenn der Mensch ihn auf seinen eignen freien Willen bezieht, bloß Pflichten. Alle Pflicht kommt, jenem Gebote zu Folge, darauf hinaus: daß der Mensch nur nach solchen Maximen handle, von denen er wollen könne, daß sie allgemeine Gesetze unter den vernünftigen Wesen werden.

Die Unmöglichkeit, den Begrif des Rechtes ohne alle Beziehung auf seine Mitwesen zu denken, läßt schon vermuthen, daß man im Systeme der sittlichen Begriffe nicht eher auf diesen Begrif kommen könne, als bis das höchste Gesetz der reinen praktischen Vernunft auf das Verhältniß vernünftig-sinnlicher Wesen gegen einander angewendet worden. Und so ist es auch in der That. Keine Maxime eines vernünftigen Wesens kann als allgemeines Gesetz gewollt werden, in welcher die Vernunft nicht als Zweck an sich anerkannt wird. Unter Wesen also, deren freier Wille sich nach Gründen der Vernunft und der Sinnlichkeit bestimmen kann, steht in Rücksicht ihres Verhältnisses gegen einander das Gebot fest: Behandle dein Mitwesen jederzeit als Zweck an sich, nie bloß als Mittel für einen Zweck deiner Sinnlichkeit. Vernünftig-sinnliche Wesen können durch Handlungen gegenseitige Veränderungen ihrer

Zustände

Zustände bewirken; Eines kann dies, dem Willen und Zwecke des Andern gemäß, aber auch zuwider, thun. Dieselbe Vernunft, welche nach allgemeingültigen Maximen zu handeln gebietet, gebietet demnach den vernünftig-sinnlichen Wesen: Keines verändere den Zustand des andern wider dessen Willen und Zweck! Aus diesem Gebote aber folgt ein andres, nehmlich das: Laß nicht zu, daß eines deiner Mitwesen wider deinen Willen und Zweck deinen Zustand verändere! Beide Gebote ergeben sich aus einem und demselben Grunde. Es würde widersinnig sein, wenn die Vernunft es schlechterdings nothwendig machte, ein vernünftiges Wesen als Zweck an sich anzusehn; ohne doch zugleich zu verbieten, daß Eines den Zustand des Andern wider dessen Willen und Zweck verändere, und zu gebieten, daß Jedes verhindern solle daß nicht ein Andres dessen Zustand wider seinen Willen und Zweck verändere. Jenes Verbot ist das Verbot alles unrechtmäßigen Zwanges, oder schlechtweg alles Unrechtes; dieses Gebot ist das Gebot des rechtmäßigen, des vertheidigenden Zwanges. In der That gebietet die Vernunft Abwehrung des Unrechts, Schützung seiner Freiheit; nur in einzelnen Fällen gebietet sie, Unrecht zu leiden, wenn ohne die Erduldung desselben

höhere und nothwendige Zwecke nicht erreicht werden können.

Aus der durch die Vernunft gebotenen Pflicht, seine Freiheit zu schützen, und verbotenem Zwange zu widerstehen, läßt sich keinesweges das Recht, dasselbe zu thun, ableiten. Daraus, daß dies nothwendig ist, kann nicht folgen, daß es möglich sei; oder daraus, daß es geboten ist, nicht, daß es erlaubt sei; daraus daß ich soll, nicht, daß ich dürfe. Beziehen wir das moralische Gesetz immer auf die Freiheit dessen welcher Unrecht leidet, in wiefern er selbst in dieser Hinsicht unter dem Gesetze steht und sich nach ihm bestimmen muß; so können wir nur finden, daß ihm vertheidigender Zwang geboten oder verboten ist: eine bloße Befugniß findet nicht Statt. Sehr natürlich also, daß diejenigen, welche die Grundsätze des Naturrechts aus dem moralischen Gesetze in dieser Beziehung ableiten, im Grunde nur erweisen es gebe gar kein Naturrecht; daß ihre Lehrgebäude des Naturrechts nichts anders, als Lehrgebäude über die Pflicht seine Freiheit zu schützen, sind.

Allein, ungeachtet sich das Recht, seine Freiheit zu schützen und verbotenem Zwange zu widerstehen, aus der in der Ethik zu erweisenden Pflicht,

dasselbe

daſſelbe zu thun, nicht herleiten läſſt; und das Naturrecht alſo in dieſer Rückſicht von der Pflichtenlehre unabhängig iſt: ſo hängt es doch in ſofern ganz offenbar mit derſelben zuſammen, als es alles Recht, ſeine Freiheit zu ſchützen und verbotenem Zwange zu widerſtehn, auf die allgemeine Verpflichtung der Menſchen, Unrecht zu unterlaſſen, gründet, dieſe Verpflichtung alſo als in der Ethik erwieſen vorausſetzt. Wie haben wir uns demnach das wahre Verhältniß beider Wiſſenſchaften zu einander vorzuſtellen?

Pflichtenlehre und Naturrecht ſetzen die höchſten Prinzipien der reinen praktiſchen Vernunft voraus. Nur dann, wenn ich mir den Menſchen als durch reine Vernunft beſtimmt denke, bloß die Maximen zu befolgen welche er als allgemeine Geſetze wollen könne: Maximen in denen die Vernunft als Zweck an ſich anerkannt wird, Maximen die er als eigner und allgemeiner Geſetzgeber in einem Reiche vernünftiger Weſen zu Geſetzen erheben kann; nur dann kann und muß ich ſeine Pflicht und ſein Recht, ſeine äußere Freiheit zu ſchützen, anerkennen. Die Pflichtenlehre (Ethik) ſtellt in ihrem reinen Theile ein vollſtändiges Syſtem der reinen praktiſchen Geſetze für alle vernünftige und vernünftig-ſinnliche Weſen über-

haupt

haupt dar, und entwickelt in ihrem angewandten Theile die dem Menschen unter seinen mannichfaltigen Verhältnissen in der wirklichen Welt zukommenden Pflichten. Sie betrachtet den Menschen, wenn sie in speziellen Fällen über das entscheidet was Pflicht für ihn ist, durchgängig nach dem Verhältnisse seiner Freiheit zu dem moralischen Gesetze in seinem Bewusstsein; und erklärt, was die Vernunft in jedem Falle kategorisch gebiete oder verbiete. In ihrer Sphäre bleibt nichts unentschieden, die zweideutigsten Kollisionen werden auf das feinste gelöset, und keine Bestimmung der Freiheit wird als gleichgültig angesehen; keine freie Befriedigung des Naturtriebes bleibt der Willkür des Menschen überlassen. Sie bestimmt die allgemeine Pflicht, nach welcher jeder Mensch den andern in dem Kreise seiner äußern Freiheit nach eignen Zwecken ungehindert handeln und wirken lassen soll; bestimmt, auf den Fall wo ein Mensch die Freiheit des Andern willkürlich aufhebt oder einschränkt, wiefern der Unrechtleidende durch das moralische Gesetz in seinem Bewusstsein zur Gegenwehr oder zur Duldung, der Unrechtthuende und die übrigen Menschen aber durch das moralische Gesetz in ihrem Bewusstsein verbunden sind, seiner Gegenwehr nicht zu widerstehen.

Sie

Sie bestimmt aber auch für gewisse Fälle die Pflicht: die äußere Freiheit seines Mitmenschen einzuschränken, wenn er davon einen schlechterdings unmoralischen Gebrauch gegen alle Würde und Zweck der Menschheit machen will; und die daraus folgende Pflicht: der Gewalt zu widerstehen wodurch der Mitmensch sich in diesem Falle sein Recht, seine äußere Freiheit zu mißbrauchen, sichern will. (Beispiele: intenzionirter Selbstmord, beschlossener Mord eines Andern, gewaltsame Zerstörung einer Unschuld.)

Das Naturrecht gehört, allem diesem zufolge, nicht in dem Bezirk der Pflichtenlehre. Es nimmt aus dieser den Erweis der Pflicht, alles Unrecht zu unterlassen und vertheidigende Gewalt nicht zu hindern; und betrachtet den Menschen, auf den Fall daß er Unrecht leide, im Verhältniß zu dem moralischen Gesetze im Bewusstsein seines Gegners und der übrigen Menschen, wiefern nehmlich dies moralische Gesetz denselben gebietet, die äußere Freiheit des Erstern nicht einzuschränken und seiner vertheidigenden Gewalt nicht zu widerstehen. Und in dieser festgehaltenen Beziehung, stellt es die äußre Freiheit des Menschen in ihrer durch die Vernunft bestimmten Unverletzlichkeit, und das Recht seine

Freiheit

Freiheit zu schützen in seiner durch dieselbe Vernunft bestimmten Unverletzbarkeit, dar.

Nur, wenn wir das Naturrecht aus diesem Gesichtspunkte betrachten, sind wir fähig, die Möglichkeit seiner permissorischen Sätze einzusehn, ohne durch den sie begleitenden Schein von Indifferenz in Verlegenheit zu gerathen; sind fähig, den wahren Sinn alles Dürfens und Rechthabens zu fassen, die Selbstständigkeit des Naturrechts als einer Wissenschaft, und ihre Gränzen gegen die Ethik, anzuerkennen.

Die moralische Vernunft gebietet jederzeit mit unnachlaßlicher Strenge: vor ihrem Richterstuhle bleibt kein Fall unbestimmt, und unter ihrer Gesetzgebung ist keine freie Handlung gleichgültig. Wenn wir je glauben, die moralische Vernunft erlaube etwas, überlasse es unsrer Willkür so oder anders zu handeln; so entspringt dieser Schein bloß daraus, daß wir die Anwendung ihrer Gesetzgebung, welche die feinsten Verhältnisse befaßt, nicht weit genug fortführen. In Beziehung auf das Sittengesetz im Bewusstsein des Handelnden giebt es daher kein bloßes Erlaubtsein, kein Dürfen; sondern eine Reihe von abgeleiteten, aber schlechterdings nothwendig gebietenden, Gesetzen. Alles Erlaubtsein, alles Dürfen, kann

nur unter Voraussetzung einer Beziehung auf das moralische Gesetz im Bewusstsein der Menschen außer dem Handelnden gedenkbar sein. Sobald ich also sage: „es sei mir etwas erlaubt, ich dürfe etwas“; so heißt dieses nicht: meine moralische Vernunft lasse mir es zu; sondern die moralische Vernunft in den Menschen außer mir verbiete diesen, mich zu hindern. Der Begrif des Erlaubtseins, des Dürfens tritt erst ein, wenn der handelnde Mensch im Verhältnisse gegen seine Mitmenschen betrachtet wird; vor dieser Hinsicht, ist alles Erlaubtsein und alles Dürfen in der Sittenphilosophie widersprechend. Das Bewusstsein des Menschen, daß ihm etwas (in Beziehung auf seine Mitmenschen) erlaubt sei, gründet sich auf das Bewusstsein der Vernunftgebote, welche für alle Menschen gleichgelten. Indem der Handelnde sich dieser Vernunftgebote und ihrer gleichen Gültigkeit für alle Menschen bewusst ist, kennt er mit apodiktischer Gewißheit die Verpflichtung der Menschen außer ihm, eine gewisse Handlung nicht zu hindern: weiß also daß er dürfe, nicht in Hinsicht auf sein Gewissen, sondern in Hinsicht auf seine Mitmenschen, welche verbunden sind ihn nicht zu hindern. — Dies alles wenden wir nun folgendermaßen auf das Zwangsrecht an.

Wenn

Wenn der Mensch sich bewusst ist, daß er, unter Voraussetzung eines ihm widerfahrenden Unrechts, Gewalt gegen seine Mitmenschen brauchen dürfe, daß die Vernunft dieses zulasse: so gilt dieses nicht in Beziehung auf sein moralisches Bewusstsein, d. h. das Bewusstsein der Entscheidung, welche aus dem moralischen Gesetze in seinem Bewusstsein für die Bestimmung seiner Freiheit im gegenwärtigen Falle folgt; sondern in Beziehung auf das moralische Bewusstsein desjenigen, der ihm Unrecht anthut, und der übrigen Menschen, das heißt das Bewusstsein der Entscheidung, welche aus dem moralischen Gesetze in ihrem Bewusstsein für die Bestimmung ihrer Freiheit im gegenwärtigen Falle folgt. Nach seinem eigenen moralischen Bewusstsein, ist ihm der Zwang geboten oder verboten, ohne daß es einen Mittelzustand gebe; allein, in wiefern sein ihm Unrecht anthuender Mitmensch verpflichtet ist, seiner Gewalt nicht zu widerstehen, wiefern die übrigen Menschen die Ausübung derselben nicht hindern dürfen, darf er, in Beziehung auf diese. Wenn man demnach sagt: die moralische Vernunft erlaube dem Unrechtleidenden Zwang; so versteht man darunter nicht die moralische Vernunft im Bewusstsein des Unrechtleidenden, sondern dieselbe-

Vernunft im Bewusstsein des Unrechtanthuenden und der übrigen Menschen.

Jeder Mensch ist sich des Moralgesetzes bewusst, in wiefern er unter ihm steht; zugleich aber auch ebendesselben, wiefern alle seine Mitmenschen unter demselben stehn. Wenn er das ihm innwohnende Moralgesetz auf seine innre Freiheit bezieht, so findet er sich durchgängig einer strengen Gesetzgebung untergeordnet, welche in jedem Falle gebietet oder verbietet; bezieht er dasselbe Moralgesetz, wiefern es seinen Mitmenschen innwohnt, auf die innere Freiheit derselben im Verhältnisse zu seiner äußern Freiheit, so findet er sie verpflichtet, gewisse seiner Handlungen nicht zu hindern, ja sogar einem gewissen Zwange nicht zu widerstehen. Sein Bewusstsein also daß er dürfe, gründet sich auf sein Bewusstsein des Moralgesetzes, nicht in wiefern er im gegenwärtigen Falle unter demselben steht, — sondern wiefern die übrigen Menschen, oder der Mensch gegen welchen er handelt, unter demselben stehen.

Dasjenige Dürfen also, welches die naturrechtlichen Sätze ausdrücken, heißt nichts anders, als: nicht gehindert werden sollen; und dieser Sinn schwebt auch jedem vor welcher sich, wenn gleich noch so dunkel, ein Recht in Beziehung

auf seine Mitmenschen denkt. Außerdem giebt es aber auch in aller Sittenphilosophie kein Dürfen; nur durch Mißverständniß, Trägheit, und Eingeschränktheit unsrer Urtheilskraft, kann es hineingetragen werden.

Das Naturrecht gründet sich auf einen verbietenden Pflichtsatz, und einen zulassenden Rechtssatz. Der verbietende Pflichtsatz ist: Unterlaß alle Handlungen, bei welchen du dich deines Mitmenschen, als bloßen Mittels für deinen beliebigen Zweck, bedienen würdest; oder: Unterlaß alle Handlungen, wodurch du den Zustand deines Mitmenschen wider seinen Zweck und Willen willkürlich veränderteſt. Der zulassende Rechtssatz ist: Du darfst aller, dir von deinem Mitmenschen widerfahrenden, Behandlung deiner selbst als bloßen Mittels, oder aller durch ihn verursachten, deinem Zweck zuwiderlaufenden, willkürlichen Veränderung deines Zustandes — Zwang entgegen setzen.

Der zulassende Rechtssatz folgt aus dem Bewusstsein des verbietenden Pflichtsatzes, bezogen auf meinen Mitmenschen. Ihm ist verboten, mich als Mittel für seinen beliebigen Zweck zu behandeln, meinen Zustand gegen meinen Zweck und Willen zu verändern; es ist ihm also auch verbo-

ten,

ten, der Gewalt zu widerstehen womit ich meine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit schütze. Aus dem Satze also: Ich soll alle Handlungen unterlassen u. s. w. . . . , welcher für alle Menschen gleich gültig ist, folgt der andre: Die Vernunft verbietet meinem Mitmenschen, der Gewalt zu widerstehen womit ich mein Recht vertheidige; d. h. ich darf dem Unrechte Gewalt entgegen setzen.

Die Befugniß zum Zwange im Falle erlittenen Unrechts läßt sich also nicht dergestalt aus einer Pflicht ableiten, daß man schlösse: man dürfe, was man solle. Sie folgt aus der vorgestellten Verpflichtung des Unrechtanthuenden und der übrigen Menschen, sich der rechtmäßigen Gewalt des Unrechtleidenden nicht zu widersetzen. Weil er mich nicht zwingen gesollt, so soll er sich nun zwingen lassen, mich nicht zu zwingen; und es sollen die Menschen außer uns mich ihn zwingen lassen, mich nicht zu zwingen.

Was dem Vertheidiger seiner Rechte sein Gewissen in Beziehung auf dieselben gebiete, gehört nicht für die Entscheidung des Unrechtanthuenden. Denn 1) er kann es nicht entscheiden; 2) gesetzt auch er könnte dies, so würde durch die Einsicht der Verpflichtung von Seiten desjenigen der sein Recht durchtreibt, seine Verpflichtung Unrecht zu

unterlassen, und dem vertheidigenden Zwange nicht zu widerstehen, nicht aufgehoben.

Eben so gewiß gehört es nicht für die Entscheidung des Unrechtleidenden, was der Unrechtanthuende für eine höhere Pflicht zu haben vermeinen möge, wegen welcher er die Pflicht, seinen Mitmenschen in seiner äußern Freiheit nicht einzuschränken, verletzt; und diese vermeinte Pflicht des Unrechtanthuenden hebt keinesweges das Recht des Unrechtleidenden auf, sich zu vertheidigen.

Nach zwangsrechtlichem Verhältnisse betrachtet, hat sich der Unrechtanthuende nicht um die innere Verpflichtung des Unrechtleidenden (die ihm etwa gebieten mag das Unrecht zu erdulden), und der Unrechtleidende eben so wenig um die innre Verpflichtung des Unrechtthuenden (die ihm etwa, nach seiner Meinung, gebieten mag die äußre Freiheit des Andern einzuschränken) zu bekümmern. Der Unrechtanthuende also muß das Recht des Unrechtleidenden als unverlierbar anerkennen; und der Unrechtleidende ist sich seines Rechtes, als eines unverlierbaren, bewusst.

Nach dieser Bestimmung des wahren Wesens des Naturrechts und seiner Gränzen gegen die Pflichtenlehre, wird es nun nicht schwer sein,

die

die scheinbaren Widersprüche zwischen Naturrecht und Pflichtenlehre zu heben, und es dadurch noch deutlicher zu machen, als es vielleicht bisher geschehen ist: daß beide Wissenschaften, wenn man nur die eigenthümliche Sphäre einer jeden gehörig fasst, vollkommen harmoniren.

Indem das Naturrecht durchgängig erlaubt, widerspricht es keinesweges der Pflichtenlehre, welche beweis't, daß die Vernunft in Hinsicht auf freie Handlungen nichts unsrer Willkür überläßt, also nichts erlaubt. Denn das Erlauben des Naturrechts drückt nichts weiter aus, als die Verpflichtung eines Menschen der seinem Mitmenschen Unrecht thut, und der übrigen Menschen außer ihm und dem Unrechtleidenden, der vertheidigenden Gewalt dieses Letztern nicht zu widerstehen: eine Verpflichtung, die aus dem allgemeinen Charakter der Persönlichkeit folgt welcher dem Menschen zukommt, und daraus mit Evidenz erkannt wird, ohne Rücksicht auf besondre zufällige Verhältnisse.

Das Bewusstsein eines Zwangsrechtes hat das Eigenthümliche, daß das Zwangsrecht, welches der Mensch besitzt, zugleich als unverlierbar bei aller Pflicht die er haben mag, und doch auch als aufhebbar durch Pflicht, vorgestellt werden

muß: ein Räthsel für Jeden, der den Begrif des Rechtes nicht in der von mir befolgten Methode ableitet. Habe ich Zwangsrecht in einem gegebenen Falle, so kann mir keine Pflicht, die ich in Beziehung auf denselben Fall haben mag, dasselbe entreißen; denn, wozu ich auch durch mein Gewissen verbunden sein mag, so hebt diese Verpflichtung keinesweges die Verpflichtung meines Mitmenschen auf, mich in dem Kreise meiner äußern Freiheit nicht zu stören, und meiner in Beziehung auf das mir von ihm widerfahrende oder widerfahrene Unrecht erfolgenden vertheidigenden Gewalt nicht zu widerstehen: mein Recht steht also fest, und hat nichtzubezweifelnde Gültigkeit. Allein, nichts desto weniger kann mein Recht in sofern durch meine Pflicht aufgehoben werden, als ich durch dieselbe verbunden sein kann ihm nicht gemäß zu handeln, also die Handlungsweise nicht einzuschlagen, die der Andre doch verpflichtet wäre nicht zu hindern. — Was die Pflicht anbetrift, die der Unrechtanthuende zu besitzen glauben kann, die Freiheit des Andern einzuschränken und seiner vertheidigenden Gewalt zu widerstehen, so nimmt der Unrechtleidende auf dieselbe gar keine Rücksicht: unfähig sie bestimmt zu kennen, folgt er seiner gewissen Erkennt-

kenntniß, daß jener verpflichtet ist, seine Freiheit nicht einzuschränken und seinem vertheidigenden Zwange nachzugeben.

Der Unrechtanthuende selbst muß das Recht des durch ihn Unrechtleidenden als unverlierbar anerkennen: unangesehen die Pflicht, welche dieser Unrechtanthuende zu haben glauben mag, die Freiheit des Unrechtleidenden einzuschränken; und die Pflicht, durch die Jener Diesen verbunden glaubt, sich die Freiheit von ihm einschränken zu lassen.

Der Unrechtanthuende kann zureichenden Grund haben, es für Pflicht zu halten, die Freiheit seines Mitmenschen einzuschränken; nichtsdestoweniger muß er zugleich zugestehen, daß er kein Recht dazu habe, der Unrechtleidende hingegen Recht habe seine Freiheit zu schützen. Das heißt: wenn ihm auch sein Gewissen es zur Nothwendigkeit macht die Freiheit des Andern einzuschränken, so muß er doch zugleich auch wissen, daß der Andre überzeugt ist, er (der Unrechtanthuende) sei im Allgemeinen verpflichtet, das Unrecht zu unterlassen und der vertheidigenden Gewalt des Unrechtleidenden nachzugeben, und daß er ihn nicht anders als aus diesem Gesichtspunkte ansehen kann.

Wir wollen ein Beispiel von den auffallendsten wählen. Kajus will aus überdruß des Lebens seine Tage abkürzen. Sempronius, sein Freund, unternimmt es ihn durch Zwang von der Handlung des Selbstmordes abzuhalten. Kajus setzt sich zur Wehr, verwundet Sempronius, und vollbringt seine That.

Kajus hat unstreitig das Recht, aus Lebensüberdruß sein Dasein abzukürzen (Kajus darf); Sempronius hat kein Recht, ihn daran zu hindern (Sempronius darf nicht). Da Sempronius dieses ohne Recht und Fug thut, hat Kajus das Recht sich gegen ihn zu vertheidigen (Kajus darf); Sempronius, kein Recht, seiner Vertheidigung zu widerstehen (Sempronius darf nicht). Kajus verwundet also den ihm Unrecht anthuenden Sempronius, und Sempronius kann nicht sagen daß ihm Unrecht geschehen.

Kajus hat Pflicht, sein Leben unter allen Umständen zu erhalten (Kajus soll sich nicht ermorden, darf nicht); Sempronius hat Pflicht, den Kajus durch Einschränkung seiner Freiheit vom Selbstmorde abzuhalten (Sempronius soll dem Kajus Unrecht *) thun).

Die

*) Unrecht ist jede Einschränkung der Freiheit des Andern, gegen seinen Zweck und Willen, aus welchen Motiven sie auch geschehe.

Die Pflicht, welche Kajus hat sein Leben unter allen Umständen zu erhalten, vernichtet keinesweges sein Recht, sich zu ermorden, und dem mit Gewalt zu widerstehen der ihn daran hindern wollte; er soll sich nicht ermorden, aber er hat Recht, sich zu ermorden und zu vertheidigen, wenn man ihn in der Ausübung dieses Rechtes hindern will. Die Pflicht, welche Sempronius hat, den Kajus am Selbstmorde zu verhindern, vernichtet eben so wenig das Recht des Kajus, sich zu ermorden und dem, der ihn daran verhindern will, zu widerstehen. Nehmlich: Kajus hat das unverlierbare Recht sich zu ermorden, wiefern die übrigen Menschen verpflichtet sind ihn nicht zu verhindern; er hat das Recht, sich gegen sie zu vertheidigen indem sie solches unternehmen, wiefern sie in diesem Falle die Verpflichtung haben seiner vertheidigenden Gewalt nicht zu widerstehen. Dadurch, daß Menschen außer ihm die Pflicht haben ihn zu hindern, folgt nicht, daß er sie nicht als unnachlaßlich verpflichtet denken müsse, ihn nicht zu hindern. Denn jene Pflicht kann er nicht unter allen Umständen und schlechterdings wissen; diese muß er, wenn er bei Bewußtsein ist, jederzeit wissen: denn, selbst wenn ich eine pflichtwidrige Handlung unter-

nehme, die nur Niemanden in seiner Freiheit stört, muß ich mir meine Mitmenschen als streng verpflichtet denken, zuzulassen, daß ich die Handlung vollbringe, und die Verantwortung wegen derselben lediglich auf mich nehme. Sempronius ist sich der Pflicht bewusst, den Kajus zu hindern; er muß aber zugleich auch wissen, daß Kajus diese Pflicht nicht anzuerkennen braucht, und daß für ihn, in Hinsicht auf den gegenwärtigen Fall, das einzige Gewisse darin besteht, daß Kajus sich ihn verpflichtet denkt, ihn (Kajus) seinem eigenen Gewissen zu überlassen und an der Handlung des Selbstmordes nicht zu hindern: d. h. daß Kajus Recht hat, sich zu ermorden, und sich gegen den zu vertheidigen der ihn daran hindern will.

Recht bleibt also unter allen Umständen Recht; und selbst das aufs äußerste durchgetriebene Recht *) (summum jus) ist nie Unrecht (injuria): ob wohl die Art und der Grad seiner Durchtreibung pflichtwidrig sein kann **).

Auf

*) Dies geschieht auch unstreitig, wenn Gesetze buchstäblich ausgelegt werden.

**) Daher das Sprichwort: summum jus, summa injuria, weit richtiger ist, wenn man es so (wie auch die ältern Römer thaten) ausdrückt: *jus* summum saepe summa *malitia* est; auch: summum *jus*, summa *crux*.

Auf dieselbe Weise, als sich nach den von mir aufgestellten Grundsätzen ergiebt: wie das Naturrecht, als Inbegrif von bloßen oder unverlierbaren Befugnissen zum Zwange, möglich sei; leuchtet auch ein: wie es in vielen Fällen Gewalt erlauben könne, wo die Pflichtenlehre die Anwendung derselben verbietet. Nehmlich, wenn ich sage: daß, in einem solchen Falle, das Naturrecht Gewalt erlaube; drücke ich nichts anders aus, als: daß es denjenigen Menschen, dessen Freiheit wider seinen Zweck und Willen von seinem Mitmenschen eingeschränkt wird, mit dem Bewusstsein darstellt: der seine Freiheit einschränkende Mitmensch sei verpflichtet, dies zu unterlassen, und, da er es dennoch gethan, der vertheidigenden Gewalt nicht zu widerstehen welche er gegen denselben anwendet; einem Bewusstsein, welches auch dann nicht wegfällt, wenn innre Pflicht dem Unrechtleidenden gebietet, zu dulden. Nach dem Naturrechte darf ich dem widerstehen, der mich vom Selbstmorde abhalten will; d. h. ich weiß daß er verpflichtet ist, mich in dem Kreise meiner Freiheit handeln zu lassen wie ich will, also zugegeben daß ich mich, auf meine Rechnung, ermorde, mir, wenn ich mich in diesem Falle vertheidige, nicht zu widerstehen. Die Pflichtenlehre

tenlehre gebietet mir, ihm nachzugeben, und mich von ihm zwingen zu lassen vom Selbstmorde abzustehen. Naturrecht und Pflichtenlehre entscheiden (jede Wissenschaft nach ihrem Gesichtspunkte) mit Wahrheit, und nicht zu bezweifelnder Gültigkeit.

Kein Räthsel ist es endlich, daß das Naturrecht es in vielen Sachen erlaubt, gewissenlos zu handeln. Es erlaubt Verletzung aller Pflicht, wenn nur dadurch kein Mensch den andern in dem Kreise seiner äußern Freiheit stört. Es erlaubt also Selbstmord, Verstümmelung seines Körpers, Mißbildung, gänzliche Schändung seines Wesens, alle Arten des Mißbrauchs seiner Mitmenschen, alle Arten und Formen der Unzucht, kurz auch das Entsetzlichste für das moralische Gefühl, — wenn nur dabei kein Mensch gegen seinen Zweck und Willen behandelt wird; es erlaubt dieses alles, in wiefern es zeigt, daß kein Mensch es hindern dürfe, wenn ihm nur kein Unrecht dadurch geschieht.

Sehr natürlich also, daß ein Mensch, der sich es zur Regel macht nach dem Naturrechte zu leben, ein sittliches Ungeheuer wäre! Das Naturrecht enthält aber auch nicht die Norm für Leben und Wandel des Menschen; diese stellt,

angewendet auf die wichtigsten Verhältnisse des Lebens, die Ethik dar.

Man kann fragen: wozu denn überhaupt eine Wissenschaft, wie das Naturrecht, nöthig sei, da jeder Mensch durchgängig der Pflicht folgen soll, jene Wissenschaft also weder für das Gewissen des Unrechtanthuenden, noch für das Gewissen des Unrechtleidenden, noch für die Gewissen der übrigen Menschen eine sichre und zureichende Richtschnur sein kann?

Betrachten wir den Menschen außer allen Verhältnissen einer bürgerlichen Gesellschaft: so wird ihm zwar eine genaue Bestimmung von Recht und Unrecht, an und für sich, immer interessant sein; aber er wird von ihr allein im Verhältnisse zu seinem Nebenmenschen keinen praktischen Gebrauch machen. Seine moralische Vernunft wird ihn mit dem Bewusstsein der Überzeugung erfüllen, daß er sich nicht darauf einschränken dürfe, Niemandes Recht zu verletzen, und daß er von seinem Mitmenschen mehr zu fordern habe, als die bloße Unterlassung alles Unrechts. Er wird also seine Befriedigung in Hinsicht seiner Obliegenheiten, als moralisches Wesen, in der Pflichtenlehre suchen; ohne einer beson-

dern,

dern, für sich bestehenden, systematischen Auseinandersetzung der Menschenrechte zu bedürfen.

Daß die Menschen im Stande der Natur unausbleiblich in Zwiespalt und Kampf gerathen müssen: ist eine Bemerkung, die sich einem Jeden darbietet, der die Stärke der Selbstsucht, den Reiz gefühlter Bedürfnisse, und die Schwäche und Unzuverlässigkeit einer nicht entwickelten sittlichen Vernunft erwägt. Weniger gemein dürfte eine andre sein, daß nehmlich der Stand der Natur auch deßhalb kein Zustand des Friedens sein kann, weil die unfehlbar eintretenden Kollisionen zwischen Rechten und Pflichten die Naturmenschen, ohne allen Einfluß selbstsüchtiger Neigung, in Uneinigkeit und Widerstreit versetzen. Kajus treibt ein Recht auf eine Leistung des Tizius, gegen alle Billigkeit, auf das Äußerste durch: im Bewusstsein, daß er es hat, und daß Recht Recht bleibt; Tizius widersetzt sich ihm unrechtmäßiger Weise: in der Überzeugung, Kajus sei verpflichtet sein Recht fahren zu lassen; Sempronius, Tullius, Antonius, kommen dem Kajus zu Hülfe: in der Überzeugung, es sei Pflicht, dem beizustehn welcher Recht hat; Marius, Laurenzius, Julius, stehen dagegen dem Tizius bei: in der Überzeugung, es sei Pflicht

dem

dem unmenschlich Bedrückten Hülfe zu leisten; Attikus, Porzius und viele Andre fallen über diese her: in der Überzeugung, man sei verpflichtet zu verhindern, daß sich Jemand unberufen in die Rechtshändel eines Andern mische; alle Diese handeln aus moralischen Gründen, und gerathen aus solchen in gegenseitigen Kampf. So ruht also die Unsicherheit des Menschen im Naturstande auf Ursachen, die aus der physischen, und solchen die aus der moralischen Natur desselben folgen.

Der Mensch tritt in bürgerliche Gesellschaft und Staat, um seine äußre Freiheit vor jedem Angriffe seines Mitmenschen zu sichern, möge dieser nun aus selbstsüchtigen oder moralischen Gründen herrühren. Weit entfernt, in dieser Verbindung auf seine Unabhängigkeit Verzicht zu leisten, beabsichtigt er vielmehr sie dadurch erst vollkommen geltend zu machen. Jeder, welcher in bürgerliche Gesellschaft und Staat tritt, gelobt jedem andern Mitgliede derselben Verbindung: sich schlechterdings keine Einschränkung der Freiheit desselben zu erlauben, zu welcher ihn ihre Einwilligung nicht berechtige, und unterwirft sich der Strafgesetzgebung für jeden Fall wo er, aus welchem Grunde es auch sei, das Recht des

Andern

Andern verletzen würde. Der Staat übernimmt das Vertheidigungsrecht jedes Einzelnen; die in der höchsten Gewalt enthaltene richterliche Gewalt entscheidet über das Unrecht, welches die Einzelnen einander anthun, und bestimmt in Beziehung auf dasselbe die gesetzmäßigen Strafen, und Sicherungsmittel.

Da Jeder beim Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft und den Staat sowohl auf das Recht, sein Recht in gewissen Fällen aufzugeben oder auch davon nachzulassen, Verzicht thut, als auch sich anheischig macht, einer vermeinten Pflicht wegen niemal das Recht eines Bürgers zu verletzen; und der Staat die auf diese Weise für Jeden entstehende Festigkeit und Unveränderlichkeit seiner Rechte garantirt: so erhellet, daß erst durch den Staat für den Menschen ein unwandelbar bestimmter rechtlicher Zustand erfolgt, wo das Recht eines Jeden unausbleiblich durchgesetzt werden muß, Keiner ein Recht freiwillig aufgeben, Keiner einen Andern zur Aufgebung desselben zwingen darf; ein Zustand, wo (äußerlich) bloß Rechte gelten, diese aber auch ohne alle Einschränkung gelten*).

Die

*) Leges res iurida e inexorabiles.

Die moralische Vernunft kann die Begründung eines solchen Zustandes nicht verbieten; sie muß sie vielmehr für nothwendig erklären, weil Sicherheit für die äußere Freiheit eine unersetzliche Bedingung ist die innere Freiheit geltend zu machen, und demnach als ein nicht aufzugebender Zweck für jedes vernünftig-sinnliche Wesen angesehen werden muß.

Wenn durch bürgerliche Gesellschaft und Staat ein unveränderlich-feststehender rechtlicher Zustand der verbundenen Menschen entstehen soll, welcher aber zugleich mit der moralischen Vernunft vollkommen harmonire: so setzt die Bildung und Organisazion derselben eine vollständige und scharfe Bestimmung der Rechte des Menschen, bloß als Menschen betrachtet, voraus; und hier allein haben wir, wenn ich mich nicht täusche, den Grund zu suchen, weßhalb das Naturrecht als eine für sich bestehende Wissenschaft nothwendig ist. Sie bezieht sich ganz auf das natürliche Staatsrecht; ohne diese Beziehung, fällt ihre Selbstständigkeit als einer besondern Wissenschaft weg.

Unstreitig haben dies jene Weltweisen geahnet, welche behaupten konnten: alles Recht sei

erst in der bürgerlichen Gesellschaft, und durch sie, möglich. Es entging ihnen nicht, daß ein bestehender bloß rechtlicher Zustand für Menschen nur durch Einverständniß und Einwilligung erfolgen kann, und in der bürgerlichen Gesellschaft allein die moralische Vernunft es zulassen, ja vielmehr gebieten, muß: daß es durchgängig bloß nach Recht gehe. Sie fehlten nur darin, daß sie das Dasein und die Gültigkeit von Rechten vor Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft leugneten; statt sich auf die Behauptung einzuschränken, daß alles Recht erst durch die bürgerliche Gesellschaft und in derselben seine unfehlbare Geltung erhalte.

Leipzig. Heydenreich.

7.

An die Fichtenraupen.

Im Frühjahr 1793.

Die Leier tönet zwar, Ihr Waldverheerer,
Von euch; doch hofft nur keinen Panegyr,
Selbst Toleranz hofft nimmermehr von mir!
Die beg' ich nicht für solche Freudenstörer.
Ich traure laut; und meine Leier klagt
Um Busch und Baum, die grausam Ihr zernagt.

Das schöne Nadelholz, wild und verworren,
War sonst im Winter selbst noch grün und frisch;
Jetzt muß sogar das kleinste Kiengebüsch —
O Jammerschad'! — im Lenz durch euch verdorren!
Und Liebchen, ach! die sonst so gern im Wald
Lustwandelte, grämt sich zu Tode bald.

Vor keinem Ohrwurm, keiner großen Spinne,
Selbst nicht vor Kröte, Frosch und Fledermaus,
Erschrak die Holde je mit Furcht und Graus;
Ihr aber buhlt umsonst um ihre Minne.
Vor euch allein hat sie sich stets gescheut,
Weil — läugnet's nicht! — Ihr gar zu häßlich seid.

Schön' Ihr noch eben auf dem Fichtenwipfel,
Es hebt, auch denn die Hexe nicht so sehr,
Trotz aber hierher, um Ihnen Ihr wieder,
Und wünscht noch sehr in ihre Schöne Ihnen
Mag ist von dort mit unverschämten Blum
Und bis zum Hellsprung um Plocken dein.

Wenn Sie der trust, so nicht Meister Urban,
Wo Thomian und Hexenmeister *) laufe,
Hat Hexen nur auch verdächtig sie gewandt,
Sieht, wie sie glaubt, die Erdbeer's hoch getrieben,
Sie möchten dein im Wald, und langen Tanz
Und hierin und Bey und Hallin trauen mit.

Auf Sodomen, Hexen-Meister, Doctor, Spectrum!
Auf! Hexen-Besen, Kessel, und Hexen-Speckt!
O Blocks-Berg auf in freyer Feld, und schau
Die Hexenfest an diesen Walpurgisnacht!
Hier ist mein Wort! Lebe Ihr so aufgeschaut
Zierlicher als dankbar meinen Vaterland.

Dessau, den 1. Mai 1778. F. W. A. Schmidt,
Hexen-Meister.

8.

Milde Stiftungen des Oberamtsregierungsrathes Stahn in Schlesien.

Fälschlich glaubt man, daß der wohlthätige und religiöse Geist, welcher unsre Vorfahren zu milden Stiftungen veranlaßte, in unsern Tagen ganz erloschen sei. Sein Dasein und seine Wirksamkeit haben von unserm Lande schon mehrere Nachrichten in der Berlinischen Monatsschrift erwiesen; und hier ist wiederum ein Beispiel davon.

Der genannte Herr Stahn war 1720 zu Goldberg geboren; bezog 1736 die Schule zu Liegnitz, wo er bis 1739 blieb, und darauf nach Leipzig zur Universität ging. Im J. 1765 ward er Oberamtsregierungs- Oberkonsistorial- und Pupillenrath in Glogau; welche Ämter er bis an seinen Tod mit großer Treue und Geschicklichkeit verwaltete. Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit, Edelmuth und hohe Rechtschaffenheit zeichneten seinen Charakter aus *). Er starb 1788.

*) Einige ausführlichere Nachricht von seinem Leben und seinem Charakter steht in Kleins Annalen der Preuss. Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit, Bd 12, S. 232.

Die mannichfaltigen Stiftungen seiner Tes-
stamente, verdienen es noch auch seinem Tode zu
ehren, und sind folgende.

1) Ein Kapital von dreitausend Rthalern,
dessen Zinsen, jährlich nach dem Tode seiner
Thesauriny, zu bestyer Unterstützung des Al-
tares und Konventes zu liegnitz angewandt
werden sollen.

2) Ein Kapital von dreitausend Rthlr., um die
Interessen davon zu einem Stipendium für
einen armen auf der Universität Studiren-
den zu verwenden.

3) Ein Kapital von dreitausend Rthlr., um
die Interessen an vier arme Schüler auf der
Schule zu liegnitz zu vertheilen.

4) Ein Kapital von 1377 Rthlr. 20 Sgr.
herzuschicken, dessen Interessen halbjährig an
die Wittwen und Waisen bey bei der Ober-
amtsregierung zu Glogau gehörigen Offi-
zianten ausgezahlt werden sollen.

5) Ein Kapital von 631 Rthlr. 20 Sgr., wo-
von die Armen in dem Dorfe Miesnick jähr-
lich die Interessen zu bekommen haben.

Die

Die Einrichtung dieser beiden Arten Versuchsanstalte ist folgende: Der mit Abraham nach hatte die Gewohnheit, am Ende jedes Jahres seine Rechnung förmlich abzuschließen, und von den erfparten Gelde mildte er einige Hand zu Unterstützung dürftiger Personen. Dieser von ihm errichteten Kasse hatte er in seinem Nachlassungsbriefe, unter der Aufsicht: ad pias usus, ein besonderes Zeichen bestimmt, auf welchem Acker, worin derselben sich und was aus der selben ausgegeben ward, von ihm aufgezeichnet wurde. In seinen Testamente verordnete er nun: daß die Erbnehmer besselben nach seinem Tode die selbe Kasse abschließen, und von dem was alle Besitzer derselben ausgeschlossen hat werde, jeder Dürftigen in dem Verzeichniß die sie Verwandschaft Mitnehmen und Meinen, und ein Dürftiger für die Armen zu Mitnehmen angewandt werden solle. Diese Vorsicht ward befolgt, und da jetzo sich, daß der Kassenbestand 1916 Reichs. betrug, welche Summe der Anordnung gemäß auf die jetzo dürftige Verwandt werden ist.

Die Oberaufsichten Offiziaten ertheilen die Vorschrift des Gesetzes für die Armen und Waisen am jetzigen Tage, da diese Stiftung Anlaß gibt, den Anfang jedes Vierteljahr

beweisen: wie denn der im vorigen Jahr verstorbne Hofrath Sack zu diesem Behuf ein Kapital von Zweitausend Rthlrn. ausgesetzt, und in seinem Testament das Bekenntniß abgelegt hat, daß er dazu durch die vom Oberamtsrath Stahn gemachte Stiftung veranlaßt worden ist. Auch ein andrer in Glogau allgemein geschätzter Mann hat, auf seinen Todesfall zu dieser Stiftung einen Beitrag bestimmt.

6) Das Geschenk, welches er dem Publikum mit seiner ansehnlichen Bibliothek gemacht hat; zu welchem Behuf

7) auch ein Kapital von Tausend Rthlr. zu Erkaufung oder Erbauung eines besondern Bibliothekgebäudes von ihm ausgesetzt worden ist.

Seine Absicht bey dieser letzten Anordnung ging dahin: die Bibliothek einestheils möglichst vor Feuersgefahr zu sichern, und anderntheils ihr einen beständigen Standort zu verschaffen. — Nach gewissen Voraussetzungen des Verstorbenen, waren zu Erreichung dieser Absicht die dazu bestimmten 1000 Rthlr. hinlänglich. Allein da einige vorausgesetzte Fälle nicht eintraten, so ward diese Summe unzulänglich, um davon ein Bibliothekhaus

thorheiten zu bemerken zu gelassen, weshalb die Gesellschaften leichte Zeitvertreib der Leser der Bücher suchen, in dem ihnen von denselben hierdurch seinen unbekannten Hange zum Gemächlichen nicht wehe, noch schädlich die Bibliothek einzuschränken. Hierdurch sind nicht nur die vorgedachten beiden Absichten, sondern auch dieser erreicht worden, daß das aus den Verschriften hinterlassene und weitschweifende von mir gänzlich daraus Hinweggelassen, ein Theil beybehalten, und in unter seinem Namen setzen werden.

1) Ein Exemplar von Wolfenbüttel Archiv, mit der Bedeutung, daß nach seiner Absicht eine jede seiner Reise Acte, die Geschichte ihn deren jedesmal sein nächster Verwandter, und der Primogenitur, aus den Wachsammen seines Großvaters abgeleitet, Gute, und in deren Ermangelung sein nächster Verwandter aus den Nachkommen seines Vaters, seines mittelsten Sohn, so wie in deren Ermangelung eine nächste Verwandte aus den Nachkommen seines jüngsten Sohnes, fortgesetzet.

M. C. Dritte

2) Die Todesfall der Ingenieur Hauptmann Leute

Diese Familienstiftung ist von des Königs Maj. bestätiget worden. Und da von den Testamentsexekutoren ein besonders Buch über die unter den Verwandten des Verstorbenen sich ereignenden Verabredungen geführet werden muß, damit es in der Folge einem jeden, der Anspruche auf den Genuß dieses Kapitals machen will, leicht werde seinen Verwandtschaftsgrad auszumitteln, so bemerkt der gelehrte Referent mehrmalen, wie den Nutzen, daß alle die welche sich in den Verwandten den ersten Oberamtsrath Stahn, rechnen, die in ihren Familien vorfallenden Verabredungen den Testamentsexekutoren zu melden, ihr der Hofrath Ritter und der Oberamtsregierungsrath Schwangerhagen zu Gingen Anzeigen thun.

Manual an Gemälden und andern Kunstwerken auf der Deutschen Universitäten.

Der Eifrige der schönen Künste auf die moralische Bildung der Menschen und die Ausbreitung als sonst; und die in unsern Zeiten getroffene Anstalten, richtigen Geschmack in den Werken

Theorie der Kunst zu bedienen, haben sich Theil bei diesen Unterrichtsstunden Gruppen. Die sich ein großes Seminarium von Jünglingen, die einen solchen Unterricht sehr hoch verehren, daß sie selbst an einer guten Stammung und Kunstwerken, z. B. wie solche schönen Bücher oder Bilder, Steinen, Gemmen, Gemälden, Kupferstichen, u. s. w. nicht fehlen. Besonders auch, daß sie den Prinzessen und den Kunstverständigen eine solche Stammung unentgeltlich weisen, welches insbesondere bei einmal Verlassungen darüber, daß er solchen Büchern richtige Begriffen von Schönheit durch Anleitung und Anwendung der Kunstregeln zu bedienen, und auf die Weise einen Beitrag zur vernünftigern Erziehung der studirenden Jugend liefern.

Wenn man nun diesen Grundsatz, die Sache richtig sind, daß eine ernsthafte Aufsicht, Oberhaupt zu sein scheint, weiter Universitäten geben, so muß man bedenken, und sich zugleich vorstellen, daß die Gelegenheit, richtige und feine Einsichten in den Künsten zu erlangen, so äußerst selten oder gar nicht zu haben ist. Die Bibliotheken und an die Akademie sogenannten Kunstsammlungen in den Provinzialstädten Deutschlands: Göttingen, Halle, Jena, haben wirklich nicht ein

Digitized by Google

ein einziges ertrügliches Gemälde unmöglich einer Bildnuancen aufzuweisen; und doch wissen wir Viele in und außerhalb dieser Versammlung, das dichten nicht weniger Pflegerinnen der Künste als der Wissenschaften sind. Wie verabredend aber gar nicht erstirrend der Verrath der Sinnen, z. B. Höhen, Tiefen, Weiten u. s. w. sey wodurch der Gesichtssinn zu verleiten vermöchte Nuancen zu finden, wo keine, welche Arte denn auch nur den Hemisphären kennen, einräumen. Wissen wir aber in solchem wir unsern gewissen Nuancirungen auflegen, somit wohl der Irrthum in die Identität zu Erscheinungen mit, zu bekennen gar nicht zu verhehlen sey. Will man jenen, das der geringe Raum zu Nuancirungen durch Kreis-Linien weniger in Anspruch nimmt, Unrecht geben werden; so muß man denen, welch ein immenses Intervall zwischen dem Original und der Copie im Gypsreich, beurtheilig für einen neuen Mann, dem das Original, wo der Autor, wo unter die Augen schwimmt ist.

Endlich, vielleicht unsere Erwägungsreihen nicht viel den Rand mit möglichen Kunstreihen füllen, indem nach den Orten in Kunstwerken die Nuancen bilden, und der Code die Richtung an den, das sie nur das Nahere Ganz und dicht

schätzt, so machen alle Dinge, von denen man glaubet, daß sie heilig, geschehen Gelübde und Versprechen werden, angenommen und den Gottheiten vorgehalten werden. Denn der gläubige, so braunche Mittel, eine schwere Krankheit und vor den Händen, die unter den Sterblichen zu gehören, haben zu wollen, stimmt niemahls gar sehr zum Theil über Gott mit Gebeten. Die Gelübnungen der Menschen, die in unendlichen Fällen als die Zeiten der Noth, sollen versprochen und angenommen, die an ihre Stelle stehen, worden. Denn in solchen Versprechungen, Gelübnungen, Gebeten, wenn wir den Anfang zu machen, so ist es nicht zu leugnen, daß sie sich auf die innere Natur anschicken, und eigentlich der Werth, den man ihnen beylegt, indem den Zeiten der großen Publiken, welche gewissen Handlungen, und Gebeten gewidmet. Der junge Mann muß sich zu Zeiten vorsichtig, die er der Wachung der Natur und Kunst gegen Kaufleute gefallen, als die sich durch Gebeten der Thiere und Thier empfindlich gemacht werden. Die Kaufleute, die das Gebeten gegen seiner Gelübnungen, werden sich zu seinen nicht Thiere, sondern Menschen.

Die Gelübnungen sind Versprechungen, die

leichtsinnen sanfte und über das Gemüthe sich erhebende Andacht in ihm erregen; so muß man ihn die Gelegenheit verschaffen, daß er in den Zuhörern wenn er in Kenntnissen starker Schriftsteller wird, und sein Geschäft mit Ernst in den Augen der Menschen, die besten und vortrefflichen Kunstwerke, alte und neue Art einander im Original oder einer Kopei, oft zu sehen bekommt. Es muß sie nicht auch bewundern können, und verschaffen, daß ihr innigst eines Kunstverstehers und Kenners Beifall machen; die sein angebohrne Hize nicht zu entdecken im Stande sind, bedarf Ermunterungen zur Bescheidenheit, und müssen überlegt, der wahre Kunstverständige darüber zu halten gelehrt ist, können dahin auf Universitäten unentbehrlich sie selbst, und deutsche sind eine Pflanzschule der Ehre, zuweilen Zuflucht vor der Torgischen. Wenn ich dann mit Lust meinen Reisen einen Hansen Jünglinge in einem Saale von Gemälden, Statuen, u. s. w. um einen Lehrer sehe, der ihnen studiren erklärt, vorzumachen scheint, so werde ich mich nie wundern können, als wenn ich einen jungen Juden in Gesellschaft der Ehre eingeladen sehen sich auf einmal in die klassischen vier Lebensalter erblicke.

Der Buben einen jüdischen Jüngling noch so leicht dick auf die moralische Bildung der Jüng-

linge

lage entreten. Es ist doch überhaupt wahrscheinlich, daß der gute Geschmack, d. h. richtige Kenntniß alles dessen, was schön ist, mehr einer dreiter werde. Die weiche weiter hohen Vaterland als Italien, England und Frankreich zu verschaffen Gelegenheit gehabt, müssen wissen, daß es darin zur Zeit noch den ungeheissen Rindern nachstehet. Es ist wohl ausgemacht, daß die Gelehrsamkeit der Kunstwerke in Deutschland darin den weit weiter noch sich zieht. Die meiste sind dahin, daß gesammelte in den Kabinetten. Auch den Künstlerschulen, wo sie, wieder die Gesetze der Natur, den Leben dem Staate darüber dienen wollen, einige Jahre zubringen, finden sich die wenigsten. Eine solche ist aber doch gegen den Zustand, worinn sie sich befinden, beträchtlich gut, den Vaterlande keinewegs schon damit diejenige Talente und Fertigkeiten zu den bildenden Künsten auf die Universität mitbringen, welche nach den vorzüglichen Mustern weiter ausbilden können, und Alle etwas von den Eindrücken, welche die Ansicht der Kunstwerke gewähret, in den mannichfachen Künsten ihres künftigen Gewerbes mit ihrigen Nutzen können über das ganze Leben verbreiten.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Kunst

10.

Nähere Anzeige von der Subskripzion auf ein Denkmaal Bürgers.

Bürger starb am 8 Junius dies. J. zu Göttingen. — Sein Freund und Arzt, Hr Professr. Althof, hat den Gedanken gefasst: daß die Stelle des Kirchhofes, wo dieser originale, ächtdeutsche Dichter begraben liegt, mit einem prunklosen aber geschmackvollen Steine bezeichnet werde (man s. Junius, Nr. 7).

Findet der Vorschlag Unterstützung, so soll eine kurze Skizze von Bürgers Leben, insbesondre aber eine wahrhafte Würdigung seines Charakters entworfen, und dieser Schrift ein Kupferstich von dem Monumente beigefügt werden. Die Vorausbezahlung auf dies Buch wird zugleich zur Ausführung des Denkmaales angewandt. Die nidrigste Summe des Beitrags ist auf einen Gulden bestimmt; wer mehr geben kann und will, wird es (wie bisher schon von verschiednen Pränumeranten geschehen ist) ohne Aufforderung thun. Die Namen der Beitragenden werden dem Buche vorgedruckt.

Der Unterzeichnete erbietet sich, als einer der ältesten Freunde Bürgers, zur Annahme und Beförderung der Pränumerazionsgelder.

Berlin, d. 28 August 1794. Biester.

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hofs und Regierungs-Buchdrucker.

Berlinische Monatsschrift

1794. September.

I.

Die Araber oder Sparr,

ein kleiner Beytrag zur allgemeinen Weltgeschichte.

Sollten die Sparr, wie sie gewöhnlich genannt werden, oder die Araber, wie sie eigentlich heißen, nicht mehr Aufmerksamkeit in der Welt geschickte verdienen, als gewöhnlich, oder sie zur Wahrheit machen? Man pflegt sie in den Zeiten, die mit der Wanderung der Völker anfangen, und mit Karln dem Großen endigen, in Schatten zu stellen: mit Recht, wenn sie wirklich so unwichtig sind, wie Viele wollen. Allgemeine Uebersichten in gleichen Zeiten pflegt man zu machen. Der Leser urtheile: ich will ihm einige Thatsachen vorlegen, die mir bey der Sache merkwürdig scheinen.

Zuvor haben die Sparr unter sich selbst mehrere Reiche gestiftet, noch andere mächtige Reiche erobert, oder zerstümmert. Es begnügen sich die Sparren, über sie so wenig als möglich hier, als

innerhalb der natürlichen Gränzen desselben, wo sie seit uralten Zeiten (der Tradizion zufolge, von der Sündflut her) ansässig waren, anzubauen und mit so vieler Industrie, als von irgend einem alten Volk bekannt ist, zu benutzen: aber sollten sie nicht eben deshalb vorzügliche Achtung verdienen? Zwar sind sie auch nicht durch glänzende Erfindungen in Wissenschaften und Künsten bekannt; aber manche ist doch wahrscheinlich von ihnen mit Eifer und nicht ohne Erfolg getrieben worden; und vielleicht waren es Aramäer, die in einigen Wissenschaften das geleistet haben, was in der Tradizion andern Morgenländischen Völkern beigelegt wird. Die Syrer scheinen mir, wenn gleich keinen groſsen oder lauten, doch stillen und nicht zu verkennenden Einfluß, wo nicht auf den Charakter auf die Denkart und Meinungen, doch auf die literarischen Beschäftigungen verschiedner Nazionen, gehabt zu haben. Daß sie in der Christlichen Kirche auch Einfluß auf Meinungen hatten, ist bekannt. Doch ich will nicht zum voraus Erwartungen erregen.

Die Syrer waren, in Betracht des Umfangs des von ihnen bewohnten Erdstriches, und der Menschenmasse welche sie ausmachten, ein zahlreiches, groſses Volk. Dieſes zu erweisen, muß ich an Verschiednes aus der Geographie erinnern.

Man

Man bedenke, daß die Länder, welche zuerst von diesen Syrern angebaut und mit Städten und Menschen erfüllt wurden, alles das begriffen, was wir heut zu Tage Syrien im gewöhnlichen Sinn und die Gegenden am Euphrat und am Tigris zu nennen pflegen: oder die heutigen Türkischen Provinzen Tarablus, Damas, Haleb, Basra, Bagdad, Aldschesira, Diarbekir, Urfa, Mosul; und die Persische Provinz Kurdistan. Diese Länder machen auf der Karte ungefähr die Figur eines Trapezium. Man ziehe von ihrer nördlichsten an Armenien stoßenden Gränze, oder etwa von dem Quell des Tigris, eine Linie in südwestlicher Richtung bis zu dem alten Laodicea, dem heutigen Ladikia, am Mittelländischen Meer; von da eine zweite Linie südlich bis Ptolemais, dem heutigen Akka; von hier eine dritte ostwärts bis zum Ausfluß des Pasitigris, oder Schat-ul-Arab, in den Persischen Meerbusen; endlich die vierte von diesem letzten Punkte, auf der östlichen Seite des Tigris, nordwärts hinauf bis da wo wir die erste Linie anfingen: so haben wir die vier Seiten, welche ungefähr dies Trapezium einschließen. Die beiden westlichen Linien, die wir als Eine betrachten können, weil ihre Richtung nur wenig verschieden ist, fallen zwischen den 31 und 38 Grad

Norderbreite, und machen also eine Länge von ungefähr 105 Deutschen Meilen. Die östliche Linie erstreckt sich ungefähr vom 30 Grad Norderbreite bis zum 38sten, und beträgt folglich eine Länge von etwa 120 Meilen. Die südliche geht ungefähr vom 54 Grad Östlicher Länge bis zum 66sten, welches also an 180 Meilen giebt. Dies Trapezium kann füglich als ein Dreieck betrachtet, und demzufolge sein Flächeninhalt ungefähr zur Hälfte desjenigen berechnet werden, welchen ein Quadrat, dessen längere Seite 180, die kürzere aber 120 Deutsche Meilen betrüge, ausmachen würde: mithin zu ungefähr zehntausend Quadratmeilen; woraus erhellt, daß das Land der Syrer unserm Deutschlande oder Frankreich an Größe gleich kam. Wenn sich nun aus der Folge ergeben wird, daß dies Land von Einem Volke zuerst durchgehends angebaut und auf alle mögliche Weise benutzt ward; daß dies Volk so zivilisirt war als irgend eines der Alten, und daß es seinen zivilisirten Nazionalcharakter länger behauptet hat als Griechen und Römer, daß es ihn bis ins neunte Jahrhundert nach Chr. Geb. behauptet hat: so wird man eine Achtung gegen dieses Volk bekommen, welche man ihm bisher in der allgemeinen Weltgeschichte nicht erwiesen hat.

Ich

Ich muß nun zeigen, daß es Ein Volk war, welches diese Länder zuerst anbaute. Den ersten Beweis nehme ich von dem wahren und ursprünglichen Namen her, den diese Länder seit den ältesten Zeiten beständig geführt haben und der einerlei Volk bezeichnet. Die Namen Syrien, Assyrien, Mesopotamien, Babylonien u. s. w. rühren von den Griechen her, die, als sie zuerst dieselben zu brauchen anfingen, mit der wahren Geographie dieser Länder nicht bekannt waren, und nachher, theils aus fortdaurender Unwissenheit, theils bei schon richtigern Kenntnissen aus Bequemlichkeit, dabei beharrten: weil es eine Art von Anstrengung erfordert, sich der einmal geläufig gewordnen Namen und Eintheilungen der Länder zu enthalten, und sich der neuen, ob sie gleich richtiger sind, zu bedienen. Der alte, wahre und einzige Namen dieser Länder ist Aram; er kommt unzähligemal in der Bibel des Alten Testaments vor; auch die gelehrten Griechen kannten ihn, und nannten wohl die Einwohner des Landes Aramäer *), aber nur selten: denn gewöhnlich behielten sie die Benennung Syrer bei, weil diese einmal den Griechen geläufig war. In allen

*) Strabo lib. 1, p. 42 (ed. Casaub.).

Stellen des Alten Testaments wo von Aramäern die Rede ist, werden sie immer als ein und das nehmliche Volk bezeichnet; sie kommen aber schon in der Geschichte der Patriarchen vor, und annoch in den Schriften der letzten Propheten. Ungefähr wo diese aufhören, fangen die Nachrichten der Griechen und in der Folge der Römer an; wobei es dem aufmerksamen Leser nicht entgehen wird, daß die Gelehrten unter ihnen, so wenig bestimmt auch sonst ihre Kenntniß von diesen Ländern war, gleichwohl mit dem Namen Syrer den Begrif eines großen weit ausgebreiteten Volks verbanden.

Meinen zweiten Beweis, daß Ein Volk dieses große Land bewohnte, gründe ich auf den allen morgenländischen Philologen bekannten Umstand, daß Einerlei Sprache in diesem Lande geredet ward. Von ihr sind bekanntlich Überbleibsel in zwei Dialekten vorhanden, wovon der eine das Chaldäische, der andre das Syrische im engern Sinn, genannt wird. Daß beides nicht verschiedne Sprachen, sondern nur zwei Dialekte der nehmlichen wären, ist ausgemacht. Welcher von beiden früher kultivirt ward, ob das Syrische im engern Sinn erst später durch Korrupzion des eigentlichen Aramäischen entstand, ob die Herrschaft

und

und der Aufenthalt der Griechen hieselbst zu dieser Korrupzion Anlaß gab — welches freilich wahrscheinlich ist —: sind Untersuchungen, worauf ich mich nicht einlassen kann; sie gehören nicht in meine Sphäre, nicht zu meinem Zweck. Genug, es war Einerlei Sprache; und, was wir hier zugleich mit bemerken wollen, eine schon in den ältesten Zeiten zu den Geschäften des Lebens *) so wohl als zu gelehrten Werken hinlänglich kultivirte Sprache. Dieses erhellt aus den in der Bibel vorkommenden in Chaldäischer Sprache geschriebnen Büchern und Aufsätzen, unter welchen letztern sich Geschäftsbriefe und Verordnungen der Monarchen befinden. — Daß das Aramäische einst die rezipirte Geschäftssprache unter mehrern Asiatischen Nazionen war, kann aus dem Umstande geschlossen werden, welchen Diodor von Sizilien **) anführt. Der an Kriegslisten so erfinderische Eumenes ließ, um die seinem Rival Peucestes ergebnen Asiatischen Fürsten und Völker von ihm abwendig zu machen und auf seine Seite zu ziehen, einen falschen Brief im Namen des Statthalters von Armenien, der Peucestes's Freund

*) 2 B. der Kön. V. 5.

**) Lib. 19, cap. 23.

war, schreiben; und veranstaltete, daß dieser Brief, als aufgefangen, ins Lager gebracht und von jedem gelesen wurde. Der Inhalt war so beschaffen, daß der beabsichtigte Zweck dadurch erreicht ward. Dieser Brief, sagt Diodor, war mit Syrischen Buchstaben geschrieben; wahrscheinlich aber auch in Syrischer Sprache: denn, war er Griechisch abgefaßt, wozu alsdann die Syrischen Buchstaben? Der Brief sollte Allen verständlich sein: dazu reichten Buchstaben, die Jedermann kannte, nicht hin; es war eine allgemeinbekannte Sprache nöthig. Die Armee bestand, bei weitem dem größten Theile nach, aus Asiaten; und diese, nicht die wenigen Griechen welche bei derselben waren, sollten durch den Brief auf andre Gesinnungen gebracht werden.

Dies geschah ungefähr 300 Jahr vor Chr. Geb.; die in der Bibel vorkommenden Chaldäischen Bücher und Aufsätze sind ungefähr aus dem 6ten Jahrhundert vor Christus; eine kultivirte Sprache war sie noch im 9, ja im 13 Jahrhundert nach Chr. Geb. Sie war es noch später: dies beweisen nicht bloß die in Syrischer Sprache geschriebnen zahlreichen Werke, wovon Assemani in seiner Orientalischen Bibliothek Nachricht giebt; es beweisen dies vielleicht noch mehr die vielen Übersetzungen,

Hofnung, die aus dem Gleichschein der Sprache
geraubt wurden. Eine Sprache, wie die hiesige
Ebersprache war, erregte die Vermuthung, daß es
unter dem Volke viel Luft zu feinen, viel Witzigen
und unthätigen Kunstrichtern und Nachrichtern,
daß es auch viel Sprachspielerie unter ihm geben
müsse, welches alles eine gewisse Kultur der Sprache
unumgänglich veranlassen muß.

Ein Spaß, ein Gleichnißbild im 73ten
Jahrhundert, Ueb Jeju — was dem dem
Ohre da für Ehre seiner Magen und Nerven, bey
fast unter allen Völkern, welche Literatur hatten,
so manchen Lobpreiser oder doch Vertheidiger ver-
loren hat ertrehen lassen — wagte es gar die
Feinen Sprachgenies? daß die Sprache Ironie
an Reichthum und feinem andern Vorzuge der Ara-
bische übertreffe. Zum Sprache dieser Behaup-
tung hatte er sich aber selbst schon vorbereitet
meine Werke; hinderte schrieb selbst ein langes Ge-
dicht in so Gesängen — um seiner Landes-

B 5 schaft

* Er hatte 1768.

** Ueber Jesu scheint auch Rudolf. In dem von
ihm selbst herausgegebenen Verzeichniß seiner Schrif-
ten findet sich ein hebräisches Wort für Arabischen.
Er macht die Anmerkung der ungelehrten Sprachforscher
unter

sprache diesen Triumph zu verschaffen: ein Wagestück, welches die Urtheilskraft des Mannes sehr verdächtig macht. Indessen muß man doch aus diesem Hervortreten eines so muthigen Kämpfers für

unter den Syrern, so wohl in Prosa als Versen, gehalten. Sein großes Gedicht in Syrischer Sprache führt den Titel: der Garten Eden. In der Vorrede führt er selbst die Veranlassung zu diesem Gedicht, und die Absicht die er dabei hatte, an; er wollte dadurch die Behauptungen eines Arabers über die Vorzüge des Arabischen und das verkleinernde Urtheil desselben vom Syrischen widerlegen. Asseman, der das Gedicht gelesen, urtheilt: Ebed Jesu habe durch sein Genie wirklich die Araber übertroffen; doch müsse die Syrische Sprache, so wie sie in vorhandenen Denkmälern darliege, der Arabischen weichen; in alten Zeiten, als die Syrer eine große mächtige Nazion gewesen, möge es Grund zu der Behauptung Ebed Jesu's gegeben haben. — Allein in Ansehung dessen, was Asseman von dem Genie seines Autors rühmt, ist seinem Geschmacke nicht zu trauen. Er führt Verschiednes von diesem Gedichte an, welches einen pedantischen Künstler, aber kein Genie verräth: z. B. im ersten Gesange folgen die Anfangsbuchstaben der Strophen auf einander wie im Alphabet, und zwar immer zwei Strophen für einen Buchstab; im zweiten, kommen auf jeden Buchstab nach

alpha-

für die Ehre seiner Landessprache schiessen, daß diese damal schwerlich eine gang arme oder todte geheissen Sprache war, und daß in ihr eine Menge Werke geschrieben sein mussten, die mit Vorzügen einen Sprer einen großen Vorzug von ihren Nachbarn einräumen konnten.

Das Syrische ist also gewiß 17 Jahrhunderte lang, vielleicht noch länger, eine kultivirte Sprache gewesen, und folglich in Absicht der Dauer mit der Griechischen und Römischen zu vergleichen. Aus den beyden letzten Epochen eben jetzt unbrauchbar, das es Eine Region war, von welcher hier so lange unter den Einwohnern des Landes fortdauernde Sprache geredet wurde. Denn, daß sie noch immer in diesen Zeitraum, selbst noch in den letzten Jahrhunderten, eine lebende Sprache war: ergiebt sich aus den vielen Uebersetzungen und Abschreibereyen, die in die sich der Einführung der Christlichen Religion gestiftenden wurden. Vorzüglich auch für gelehrte, jenderen

für

abgelaufenen Ordnung Werke. Da dieses gant jene Zeit einzelnen gelehrten, den wenigsten Sinn, als wenn er ordentlich arbeiten muß; und so hat jener Gelehrte einst Eigard von Kloster der Abtey Clairvaux, Hist. Comm. l. 2. p. 256. sch

für das Volk, bestimmte Schriften müssen natürlicherweise in der lebenden Sprache des Volks verfasst werden.

Wider diese meine Behauptung lassen sich zwei Einwendungen machen, wovon die eine unbedeutend ist, die andre aber mit einigen Schwierigkeiten verknüpft zu sein scheint. Die erste kann man von der großen Menge Staaten hernehmen, die sich der Bibel zufolge in diesen Ländern befanden, und deren es über dreißig gab. Allein zur Einheit eines Volks wird nicht nothwendig erfordert, daß es zu Einem Staate vereinigt sei; worüber die ehemaligen Griechen, die heutigen Deutschen, die heutigen Italiäner zum Beispiel dienen können. Die Einheit einer Nazion kann auch durch Beibehaltung einer gemeinschaftlichen Sprache, durch gemeinschaftliche Sitten und Gebräuche, gemeinschaftliche Religionsbegriffe und Anstalten, bewirkt werden. Auf keinem andern Grunde beruhte die Einheit der Griechischen Nazion, die sonst in sehr verschiedne, einander auf Leben und Tod bekriegende, Staaten zerfiel. Daß unter den Bewohnern des Landes Aram Eine kultivirte Sprache, wenn gleich vielleicht in zwei verschiednen Dialekten, im Gange war, ist vorhin erwiesen; daß sie einen gemeinschaft-

schaftlichen Nationalhandwerker und gemeinschaftlichen Mannszuspiele hatten, hergegen alle die Mahrchen. Solch finden wir auch, daß die zu Eingeborenen des Christenthums erwehlte Götter- oder Heldenwelt in diesen Ländern blieb, und Jupiter den Religionsannahme schreiben mir die bekannten Tempel zu Baalbek oder Heliopolis und zu Bodra oder Hierapolis, wohin nicht blos aus ganz Asien, sondern auch aus Arabien, Cilicien und Kappadocien gewallfahret wurde, und wo man jährlich die grossen Feste hielt, worzu sich nur die Mannszuspiele gewinnen, da hingegen die zu Ehren der Griechen durch den Jupiter Olympischen, Nemeischen und Pythischen Feste, die Mannszuspiele der Araber durch ihre Wallfahrten nach der Kaaba nach der Mohammed, die Mannszuspiele der alten Römer durch ihre Olympische zu Rom, und die Schweden durch den Tempel zu Upsara erhalten und befestiget ward. Daß diese Feste zu Heliopolis und Hierapolis einige der Griechen Feste eben gefeiret worden, das ist weit weniger, erzeigt sich aus allen Umständen derselben, und aus den bald gar. Gründe liegen den Jupiter, wovon man die der ursprünglich Griechischen Mythologie Eine Gruppe ausmacht.

Die

Die zweite Einwendung, welche man machen könnte, scheint von größerer Stärke zu sein; ich hoffe sie aber doch zur Befriedigung der Leser zu widerlegen. Man wird mir nehmlich die beiden großen Monarchieen entgegen setzen, die von allen Geschichtschreibern, alten sowohl als neuen, in diesen Ländern angenommen werden, und die den größten Theil derselben unter sich begriffen haben sollen: die Monarchie der Assyrer, und der Babylonier oder Chaldäer. Beide Völker stellt man gewöhnlich als von den Syrern verschieden vor; und den Babyloniern insbesondre pflegt man ausschließlich die Kultur beizulegen, welche ich gern dem ganzen großen Volk der Aramäer zuschreiben möchte. — Um diesen Einwurf zu entkräften, muß ich zeigen:

1) daß die Babylonier selbst Aramäer waren, und ihre Kultur überhaupt Aramäische Kultur war;

2) daß die beiden Monarchieen, die Assyrische und die Babylonische, von kriegerischen Völkern, die von außenher einbrachen, errichtet wurden; und daß diese Völker sich zu ihren Aramäischen Unterthanen verhielten, wie die erobernden Mogoln und Mandschu zu den ihnen unterwürfigen Sinesen: daß sie nehmlich der Aramäi-

schen

schen Kultur keinen Eintrag thaten, sondern sie sich vielmehr gefallen ließen und zu eigen machten.

Ich kann aber die Gründe, womit ich beiden Behauptungen den möglichsten Grad der Wahrscheinlichkeit zu geben hoffe — und was kann man bei der Geschichte so alter Zeiten mehr verlangen? — noch nicht vollständig vortragen, indem ich sie zum Theil von Thatsachen hernehme, die ich erst voranschicken muß. Weil ich nun die nehmlichen Thatsachen brauche um meinen zweiten Hauptsatz darzuthun, so will ich diesen zuerst ausführen: wodurch der Zusammenhang meiner Gründe leichter zu übersehen und zu beurtheilen sein wird.

Die Syrer oder Aramäer waren nicht bloß ein zahlreiches, großes, sie waren auch ein sehr kultivirtes Volk. Sie verdienen dieses Lob in folgenden Hinsichten: 1) sie trieben die Landwirthschaft im ganzen Lande zu einem so hohen Grade, als irgend ein altes oder neues Volk gethan hat; 2) sie benutzten die Produkte und die Lage des Landes mit vieler Industrie zu Manufakturen und zum Handel; 3) sie legten sich auf die Wissenschaften, und kultivirten ihre Sprache.

1. Was den physischen Anbau des Landes betrift, so kam zwar die Natur daselbst dem Fleiß

der

der Menschen, wenn ich so sagen darf, auf halbem Wege mit ihren Geschenken verschwenderisch entgegen. Aber statt daß diese Freigebigkeit bei manchem andern Volke ein Anlaß zur Trägheit ward, scheint der Fleiß der Aramäer noch mehr dadurch aufgemuntert zu sein. Fast das ganze Land ist eine durch viele Flüsse gewässerte Ebne, von solcher Fruchtbarkeit, daß sie die Arbeit des Landmanns mit zwei- mit dreihundertfältiger Frucht belohnet. Nur der Theil, den man unter Syrien im gewöhnlichen Sinn versteht, ist durch zwei parallel von Norden nach Süden gehende Gebirge, den Libanus und Antilibanus, (wahrscheinlich Fortsetzungen des Taurus) durchschnitten; aber zwischen diesen Gebirgen liegt eines der schönsten und fruchtbarsten Thäler auf der Erde. Zwar dem Aram zwischen den beiden großen Flüssen versagte die Natur drei ihrer schönsten Gaben: Wein, Öl, und Feigen; womit sie Aram disseits des Euphrats so reichlich, wie irgend ein Land, gesegnet hatte. Hingegen geriethen dort die Arten welche hauptsächlich zur Nahrung der Menschen dienen, insbesondere Weizen und Rocken, außerordentlich. Das ganze Land ist mit Waldungen von Palmbäumen überstreut, die in Ansehung des mannichfaltigen Nutzens den sie den

Menschen

Mittelchen gebrauchen, den Kakos- den Sago- und den Arrowrootbaum kommen an die Reihe zu ziehen sind.

Bey aller die Armuth und ein sclechtes Loos warten, erweist uns der starken Bevölkerung, welche alle alte Nachrichten einstimmig dem Lande beilegen. Es war noch der Fleis der Einwohner, der die Armuth des Landes hob, in gutes fruchtbares Land in wüste Felsenklippen verwandelte. Wen dem Fleisse der Armuth folgten dem Ueberfluß und Luxus folgen unvermeidlich die besten Künste, die so gepriesen werden, und wodurch die Völker ihre grossen Grade zu dem glücklichen innern Verkehr im Lande in Verbindung brachten, stellte das Mittelmäßige Mittel aus so viele ungeheure Klüfften, Abgründe, Felsen und Bergen, wo sie jetzt Einsamkeit, Einöden und die dürren Länder und Wüsten verschlossen.

Wenn gesagt werden kann der Fleisse eine solche sollte, so dieses nicht minder Industrie der Bedürfnisse und Qualitäten, als der Armuth gemessen ist, so einige ist es, so auch einige zu gebrauchen; so bald, unser Fleisse sol bald als [illegible]

[illegible] Jahrs 10. 12. [illegible]

2. Von der Erfindsamkeit und dem Fleiße der Aramäer in Veredlung der Naturprodukte ihres Landes, finden wir auch Beweise. Ihre Leinwand- und Ledermanufakturen waren berühmt. Daß die Bearbeitung des Leders in Asien zuerst getrieben ward, und die Europäer die Mittel dazu und das Verfahren dabei von Asiatischen Völkern gelernt haben, ist bekannt; vielleicht sind die Aramäer die ersten gewesen, welche sich durch Betreibung dieses Gewerbes auszeichneten. Die Babylonischen Teppiche und Mäntel waren schon zu Josuas Zeiten vorzüglich gesuchte Prachtartikel; und waren dies noch zu Plinius's Zeiten in Rom *). — Auch der Handel wurde lebhaft getrieben. Ob aber die Aramäer selbst, entweder zu Lande mit Karavanen, oder zur See mit Schiffen, fremde Länder besuchten, selbst zur Ausfuhr ihrer Waaren und zur Einfuhr ausländischer thätig waren; oder ob sie sich dabei passiv verhielten, sich begnügten, daß der Reichthum ihrer Produkte Fremde herbei lockte welche ihnen den

*) Plin. lib. 8, sect. 74. Er redet eigentlich von tricliniariis, das ist stragulis, quibus lecti triclinares sternebantur: von Überzügen und Decken, die über die Tischsophas gelegt wurden.

den Überfluß gegen auswärtige Waaren abtauschten, und daß die Lage ihres Landes den Durchzug der Karavanen (durch welche der Handel zwischen Kleinasien, Ägypten, Persien und Indien getrieben ward), und eben dadurch auch die Niederlassung vieler fremden Kaufleute und die Errichtungen von Waarenlagern, Märkten und andern Handelsanstalten veranlaßte: über alles dies finden wir nicht die geringste Nachricht. Seehandlung hätten sie nur, zwei Zeitpunkte ihrer Geschichte ausgenommen, vermittelst des Persischen Meebusens haben können, weil sie auf allen übrigen Seiten durch ringsumher liegende Länder von der See getrennt waren. Von Schiffahrt auf dem genannten Meerbusen findet sich aber keine Spur, bevor die Griechen sie unternahmen; auch lassen die Gefahren und Beschwerlichkeiten, die mit der Fahrt auf diesem Golf verknüpft sind, vermuthen, daß sie zwar vielleicht früh aber vergeblich versucht, und eben deswegen nicht wieder vorgenommen wurde, bis die, aus Eitelkeit sowohl als aus Unbekanntschaft mit den Hindernissen, kühnern Griechen sie wagten.

Die beiden Zeitpunkte, wo die Herrschaft der Syrer sich bis an ein andres Meer, das Rothe, ausbreitete; wo sie daselbst zweimal, aber

jedesmal nur kurz, einen Handelshafen besaßen, der unstreitig einer der wichtigsten im Alterthum gewesen ist: waren unter den kriegerischen Königen Hasael, und Rezim; und Elath war dieser Hafen, dessen Wichtigkeit bekannt ist.

3. Die Aramäer hatten eine kultivirte Sprache. Dies ist schon oben bewiesen; und unten wird noch mancher Umstand vorkommen, der zur Bestätigung dienen kann.

Jetzt will ich suchen, meinen Lesern in Ansehung der obigen Behauptung: daß die Kultur der Babylonier und Assyrier Aramäische Kultur war, nicht chaldäische, nicht assyrische, — Befriedigung zu geben. In Ansehung der Babylonier und Chaldäer, glaube ich den Beweis bis zur historischen Evidenz zu führen. Ich lege die durch die Geschichte aller Zeiten und Länder bestätigte und keinem Zweifel unterworfne Bemerkung zum Grunde: daß eine ausgebildete Sprache und eine anhaltende und glückliche Beschäftigung mit den Wissenschaften, nur die langsame Frucht der Bestrebungen eines Volks, während einer Reihe von Jahrhunderten, sein kann. Ich berufe mich sodann auf die von den neuern Kommentatoren der historischen Bücher des Alten Testaments wahrscheinlich gemachte Behauptung:

daß

daß die Chaldäer ein fremdes kriegerisches Volk waren, welches sich erst ungefähr zur Zeit der Propheten, ungefähr 600 Jahr vor Chr. Geb., die Herrschaft über Babel, so wie die Mandschu über Sina, oder die Mogoln über Hindostan, durch seine Waffen erworben hatte. Man füge hinzu, daß diese Chaldäer, zur Zeit da sie ihre Eroberungen am meisten verbreiteten, unter ihrem mächtigsten Könige Nebukadnezar, nach den Zeugnissen glaubwürdiger Zeitgenossen, der so genannten Jüdischen Propheten, noch ein ganz rohes barbarisches Volk waren; man sehe die Gemälde von ihnen beim Jeremia V, 15—17 *); VI, 22—25; Habakuk I, 6—10: und man beantworte sich dann die Frage, ob es dies Volk habe sein können, welches zu Babel astronomische Anstalten machen ließ, welches Manufakturen anlegte, und seine Sprache kultivirte. Ohne Zweifel wird man dies alles so unwahrscheinlich

*) In dieser Stelle liegt auch ein Beweis, daß die Chaldäer ein fremdes Volk waren; denn ihre Sprache, heißt es, war den Juden unverständlich. Das konnte die Aramäische Sprache, und deren verschiedne Dialekte, das Syrische und das irrigerweise so genannte Chaldäische, wegen ihrer genauen Verwandtschaft mit dem Hebräischen, nicht sein.

finden, als wenn jemand die Ostindischen Baumwollenmanufakturen, die Astronomie und andre Wissenschaften der Braminen, und die in der Shanskritsprache geschriebnen Bücher, den Mogoln die in den beiden letzten Jahrhunderten über Hindostan herrschten, zuschreiben wollte.

Daß die Assyrier ebenfalls ein fremdes, durch die Waffen in Aram eingedrungnes Volk waren, wird mir durch folgende Betrachtungen, aus der Analogie dessen, was von jeher in Asien geschehen ist, wahrscheinlich. Von jeher waren daselbst die auf fruchtbaren Ebnen wohnenden Völker ruhige, ihre Äcker bauende, die ihnen so reichlich zugetheilten Geschenke der Natur dankbar genießende, sanfte, duldende, Menschen; die unfruchtbaren, gebirgigen Länder hingegen waren Sitze kriegerischer Völkerschaften. Die Kurden, die Afganen, die Patanen kamen aus gebirgigen Gegenden; die Maratten wohnen im gebirgigen Theile von Hindostan. Auch die Aramäer oder Syrer in den gebirgigen Theilen des Landes scheinen einen kriegerischern Charakter, als ihre Landesleute auf der Ebne, gehabt zu haben. Die verschiednen syrischen Reiche, die mit den Juden Kriege führten, Damask und Zoba, lagen in dem gebirgigen Theile. Von den

Assyriern

Assyriern ist es nun die allgemein angenommne Meinung der neuern Geschichtschreiber, daß sie aus dem auf der Nordöstlichen Seite des Tigers liegenden gebirgigen Kurdistan gekommen waren: einem Lande, aus welchem auch in spätern Zeiten kriegerische Horden ausgezogen sind, von welchem aber die Geschichte nicht die geringste Spur gefunden hat, daß es einst von kultivirten Völkern wäre bewohnt gewesen.

Das Schicksal der Aramäer, so oft von andern Völkern unterjocht zu werden, ward ohne Zweifel durch ein Zusammentreffen mannichfaltiger Ursachen bestimmt. Überhaupt aber trug die Lage ihres Landes dazu bei. Mehrentheils eine fruchtbare, mit den schönsten Gaben der Natur prangende, zum Genuß einladende Ebne: stieß es in Westen, in Norden, in Osten an gebirgige Länder, wo Klima und Lebensart, Unfruchtbarkeit des Bodens und Veranlassungen zur Jagd, abgehärtete rohe Völker entstehen ließen; die, im Besitz der Ausgänge dieser Gebirge, leicht wie ein Bergstrom auf jene Ebne herunterstürzen konnten. Auf der südlichen oder südwestlichen Seite stieß Aram an das wüste Arabien, dessen Beschaffenheiten seinen Einwohnern ebenfalls einen Charakter gaben, wodurch sie zu gefährlichen Nachbarn

für ein fleißiges, ruhiges, mit Ackerbau, Manufakturen und Handlung beschäftigtes Volk wurden.

Bei dieser Gelegenheit erlaube man mir eine Hypothese anzuführen, wodurch ich glaube die Entstehung des so genannten Babylonischen und Assyrischen Reiches, wie sie im 1 B. Mose X, 8 — 12 erzählt wird, der Natur der Sache gemäßer zu erklären, als bisher geschehen ist. Der dortigen Erzählung zufolge, war der Stifter des Babylonischen Reichs Nimrod: ein Jäger, das heißt wohl eigentlich so viel als das Oberhaupt, der Khan, eines Jägervolks. Der Anfang seines Reichs, heißt es weiter, sei Babel, Erech, Akad, und Chalne gewesen. Das versteht man so: er habe diese vier Städte erbaut. Nun wird man aber kein Exempel finden, daß rohe kriegerische Jägervölker Städte erbaut hätten; das haben weder die Hunnen, noch die Tartarn, weder die alten Deutschen, noch die Mogoln, weder die Türken, noch die Mandschu gethan. Wohl aber haben sie von andern Völkern schon erbaute Städte sich unterworfen. Es scheint mir also, daß man den 10ten Vers so übersetzen müsse: „Und der Anfang seiner Eroberungen „waren Babel u. s. w.“ Jene vier Städte machten folglich den ersten Staat aus, der durch

die

die Waffen eines kriegerischen Volks gegründet wurde. — Fast mögte ich auch annehmen, daß Nimrod nicht der Namen eines Anführers, sondern der Namen der kriegerischen Horde, welche diese vier Städte zuerst unterjochte, gewesen sei. Man bedenke, daß alle vorhergehende und nachfolgende Namen, nach der heutigen allgemein angenommenen Auslegung, nicht Namen von Personen, sondern von Völkern und Ländern sind. Selbst der unmittelbar vor Nimrod hergehende Chus, welcher den Nimrod gezeugt haben soll, ist der Name der südlichen, an den Persischen Meerbusen stoßenden, Provinz Chusistan, deren gebirgige Beschaffenheit bei ihren Einwohnern kriegerische Eigenschaften und Neigungen veranlassen konnte. — Die Worte im 11ten Vers: „Von dem Lande ist darnach kommen der Assur" scheinen mir bloß zu sagen, daß neben diesem Nimrodschen Staate ein andrer liege, welcher etwas später errichtet worden. Oder es kann auch der Sinn sein: dem großen von Nimrod gestifteten Staate wären nachher verschiedne Provinzen durch die Assyrier entrissen, und ein eignes Reich daraus errichtet worden.

Ich fahre fort: die Syrer haben einen großen Einfluß auf den Charakter und auf die

Literatur andrer Völker gehabt. Sie haben immer, von der Zeit an da Seleukus das Syromacedonische Reich errichtete, bis unter den Khalifen aus der Abbasidischen Familie, also binnen einem Zeitraume von tausend Jahren ungefähr, ihren fremden Beherrschern etwas von ihrem Charakter mitgetheilt. Sie haben insbesondre den Nazionalcharakter der nach Asien verpflanzten Griechen verderbt; sie kultivirten die Griechische Sprache und die Griechischen Wissenschaften; sie wurden Lehrer der Griechen, aber in einer falschen Wissenschaft; sie haben eine beträchtliche Reihe von Schriftstellern hervorgebracht; sie waren die ersten und thätigsten Beförderer des Christenthums im Morgenlande; Syrer waren es auch, die in den ersten Jahrhunderten an dem einfachen Stoffe der christlichen Lehre, so zu sagen, künstelten; sie waren es, die den Arabern Geschmack an Wissenschaften beibrachten, und waren ihre ersten Lehrer darin.

Daß die nach Asien, insbesondre nach Syrien, verpflanzten Griechen ein ausgeartetes, leichtsinniges, weichliches, luxuriöses Volk waren, ist bekannt. Doch muß ich hier eine nicht unwichtige Anmerkung machen: theils die gewöhnlichen Vorstellungen von diesen Asiatischen und Syrischen

schen Griechen zu berichtigen; theils um sie in der Folge, wenn ich von den in Syrien gebornen Schriftstellern reden werde, wieder zu brauchen. Es scheint mir nehmlich eine irrige Vorstellung zu sein, wenn man die Asiatischen Griechen für lauter nach Asien verpflanzte Griechen oder deren Abkömmlinge hält; mir scheint es vielmehr, daß es gröſtentheils in Griechen verwandelte oder gräzisirende Asiaten waren. Man läßt sich durch die Griechischen Namen der Städte bewegen, alle oder doch die meisten Einwohner für Griechen zu halten: Seleucien, Antiochien, denkt man sich wie von lauter Griechischen Kolonisten bewohnt; mir aber scheint es, daß bei weitem der gröſte Theil der Einwohner Asiatischen, Syrischen, Jüdischen Ursprungs war: weshalb auch die bekannte Weichlichkeit, Vergnügungsbegierde und die Ausschweifungen der Antiochier im sinnlichen Genuß nicht eigentlich als Beweise von der Verschlimmerung des Griechischen Charakters können betrachtet werden. Wahrscheinlich machten in allen diesen Städten — obgleich sie Griechische Namen hatten, mit Werken Griechischer Baukunst prangten, Griechische Sitten in ihnen herrschten — dennoch die Griechen nur den kleinsten Theil der Einwohner aus. Man erwäge

folgende

folgende Gründe. Gleich der erste Syromacedonische König baute Seleucia, Antiochia, und noch 14 andre Städte; diese sind schnell, sind fast auf einmal große, blühende, volkreiche Städte: sollten sie das durch Kolonisten aus Griechenland geworden sein? So plötzlich geschehen Auswanderungen nicht; so starke Auswanderungen hätten die größten Griechischen Städte zu Einöden machen müssen; wäre die Sache nicht auch zu auffallend gewesen, als daß sie von keinem Schriftsteller hätte sollen bemerkt werden? Zudem, würden die Könige von Macedonien, welche über Griechenland herrschten, so starkes Auswandern nach den Staaten ihrer Rivalen, oft ihrer Feinde, wie die Könige von Syrien waren, gelitten haben? Wer die Geschichte der Nachfolger Alexanders mit Aufmerksamkeit gelesen hat, weiß, daß sich unter den Armeen der Häupter, die sich in den Asiatischen Provinzen gesetzt hatten, immer nur wenig Nazionalgriechen befanden, daß sie größtentheils aus Asiatischen Völkern bestanden, wovon aber einige Korps auf Macedonische Art exerzirt waren: die man also mit den Sipohis im Dienst der Englischen Ostindischen Kompanie vergleichen kann. So bestand die Armee des Peucestes, Satrapen von Persis, aus 10000 Mann persischen

Persischen Schützen und Schleuderern, 400 Persischen Reutern, 600 Reutern aus Griechenland und Thracien, und aus 3000 Mann von allerlei Nazionen, die auf macedonischen Fuß bewaffnet und exercirt waren *). Antigonus hatte eine Armee von 30,000 Mann; darunter aber waren nur 8000 Macedonier, noch 8000 aus verschiednen Nazionen, die auf macedonischen Fuß exerzirt waren; der Rest bestand aus Asiatischen Truppen. Gleichwohl konnte Antigonus, der im Besitz von Kleinasien war, am ersten Truppen aus Griechenland bekommen, wenn sie anders so leicht zu haben waren; wogegen Seleukus, dessen Staat so weit von Griechenland entfernt lag, weit mehr Mühe haben mußte, sie durch so viele seinen Feinden gehörige Länder kommen zu lassen.

Die schnelle Bevölkerung jener sechszehn, zum Theil großen, von Seleukus erbauten Städte wird viel begreiflicher, wenn man annimmt, daß Syrien selbst, sowohl Syrien im gewöhnlichen Sinn, als Mesopotamien und die angränzenden Länder, die Anbauer dazu hergaben. Von den Juden wissen wir es aus zuverlässigen Nachrichten, daß sich

*) Diod. Sic. lib. 19, cap. 14.

sich große Kolonieen von ihnen gleich Anfangs in diesen Städten niederließen. Dann kommt folgende Betrachtung dazu. Syrien, seinem großen alten Umfange nach (das heißt, Mesopotamien, Babylonien u. s. w. mit in begriffen) war lange vor den Griechen, war von alten Zeiten her voll großer Städte. Diese wurden zum Theil in den Kriegen zerstört oder kamen in Verfall. Wenn nun unter Seleukus neue Städte erbaut wurden, oft vielleicht an besser gewählten Stellen als wo die alten gelegen hatten; was ist natürlicher als anzunehmen, daß sich die aus den zerstörten Städten geflohnen Einwohner wieder in den neuen sammelten, oder aus den in Verfall gerathnen dorthin zogen? Von mancher Stadt heißt es auch vielleicht, sie ward erbauet, wenn sie bloß aus ihrem ruinirten Zustande wieder hergestellt, erweitert, auf griechische Art verschönert, mit Amphitheatern, Gymnasien und geschmackvollen Tempeln geziert ward: wie dieses z. B. unläugbar der Fall mit Baalbek, oder wie es die Griechen nun nannten, Heliopolis, gewesen ist.

Daß aber diese Städte nicht bloß durch ihre Griechischen Gebäude, sondern auch durch die Sitten und die Sprache der Einwohner ein so ganz Griechisches Ansehn bekamen, glaube ich, ist

aus

aus dem Geschmack zu erklären, den die Asiatischen Völker an den Sitten und der Sprache der Griechen fanden. Sogar unter den ihren väterlichen Gebräuchen so hartnäckig anhängenden Juden gab es viele, die fast enthusiastisch alles Griechische vorzogen und nachahmten; ich glaube also schließen zu können, daß dies in noch weit höherm Grade von andern Völkern, die wenigstens nicht von der Seite fester Anhänglichkeit an den alten Sitten bekannt sind, geschehen sei. Die Juden vertauschten sogar ihre persönlichen jüdischen Namen gegen griechische. Es gab gräzisirende Juden *), welche die Namen Jason, Menelaus u. s. w. schöner fanden, als Josua, Manasse u. s. w.; wie es französirende Deutsche giebt, die ihre Söhne lieber Henri und Louis, als Heinrich und Ludwig, ihre Töchter lieber Annette, als Hannah, nennen. So machten es wahrscheinlich auch die Syrer; und in der Geschichte der Syromacedonier erscheint vielleicht mancher General, Minister oder sonst merkwürdige Mann mit Griechischem Namen, der ein geborner Syrer, oder doch kein Grieche von Abkunft war. Selbst unter den aus Syrien gebürtigen Schriftstellern mag sich mancher finden,

den

*) 2 Makkab. Kap. 4, V. 10 folgg.

den man seines Namens wegen an den Griechen rechnet, wenn vielleicht sein griechisches Gedicht in seinen Adern fließ, sondern vein syrischen oder mesopotamischen gewesen. Von Porphyrius, dem bekannten Gegner des Christenthums und seinem, den berühmtesten Theologen des vierten Jahrhunderts, ist es gewiß, daß ihm sein griechischer Name von Lehrjungen, deßen Schüler er war, beigelegt worden, welcher Name er den unter seinem Landsleuten üblichen Namen Malchus *), vertauschte. Einen Grund zu diesen meinen Behauptungen, daß nehmlich die meisten Christlichen in diesen Gegenden eigentliche Christen, — daß die meisten derselben Arianer, — daß sie unbeschreiben in den syrischen Gränden mit Syrer waren, daß derselbige Character Sitten und Gemüth unter ihnen als eine Mode herrschten, — daß selbst der griechischen Sprache die alte Landessprache in Citien, im Gebrauch und syrischer Mundart blieb, glaube ich in der Bemerkung zu finden, daß nachdem diese Länder unter Griechen wieder gegen unsre Griechischen, Römischen oder Byzantinischen Herrscher standen, sondern wieder unter den Herrschaft ursprünglich morgenländischen Völker,

der

*) Brucker hist. philos. T. 2. p. 36.

der Zeaber und nachmahl der Türken geriethen die Griechischen Sitten und besonders die Griechische Sprache sich wieder verlohren. Der letzte Umstand ist besonders merkwürdig. Warum der Einfluß der Griechischen in diese Länder stärkere, als der ihrer Sprache sich ausbreitete, hätten wir schon hinreichend dieß in auch unter den Arabern geltenden Sätzen, und die alte Sprache dieser Länder wurde so allgemein wieder aufkommen können. Dieß geschahe auch, daß das Syrische unter diesen Landes sprache bis auf unsere Zeiten geblieben ist, wenigstens daß es dort immer mit und neben der Griechischen, wie heut zu Tage das Französische in Europa, unter den Landes sprache herrschende Modesprache gewesen und noch ist. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Europäischen Gesandten das gelehrten Nazionalcharakteres sich der Griechischen vorzüglich bedienen. Mancher sich nicht so sehr an der Unbequemlichkeit stossen, daß die Griechischen Gesandten, Abgeordneten, Bothschafter, Consuln, Dolmetscher, Kaufleute, Reisende, Pilgrime, Missionarien, Bücher, Briefe, Handlungsbedienten, Schiffleute, Matrosen, Soldaten, Bediente, die ehedem das Griechische und Persische sehr stark vermischt waren, sich sowohl, als ihre Verrichtungen, in denselben vor, weil es gröstentheils Lehrung sind, welche die Perser mit

davon entfernt waren Menschen anzubeten, ob sie gleich richtigere Begriffe von der Gottheit und eine würdigere Art sie zu verehren hatten als die Griechen selbst; diese Griechen, sage ich, die, wenn sie die weite, mühsame Reise an den Persischen Hof gemacht hatten, lieber unverrichteter Sache, ohne Audienz bei dem großen Monarchen, zurückkehrten, als daß sie sich zu dem tiefen Bücken, zu dem Niederfallen auf den Boden, das sie für schimpflich hielten, hätten verstehen sollen: eben diese Griechen verschwendeten äußerst leichtsinnig den Namen Gott und die sonst Göttern gewidmeten Ehrenbezeugungen an Könige, welche die Schande der Menschheit waren.

Wir kommen zu dem Einfluß der Syrer auf die Wissenschaften und auf die Literatur der Griechen. Wenn aus unsrer ganzen Untersuchung wahrscheinlich wird, was, wie ich glaube, daraus wahrscheinlich werden muß: daß die so berühmten Chaldäer (nicht die Babel eine Weile beherrschende Nazion, sondern der Gelehrten- oder Priesterstand daselbst) eigentlich Aramäer waren; so ergiebt sich, daß die astronomischen und geographischen Kenntnisse, womit sich die Griechen im Umgange mit jenen Chaldäern, und aus ihren Schriften bereicherten, eigentlich auf Rechnung

der

der Aramäer zu schreiben sind; daß die berühmten astronomischen Observazionen, welche Kallisthenes aus Babel an Aristoteles sandte, von Aramäern gemacht waren; so ergiebt sich aber auch, daß jene Afterwissenschaft, die von Babel aus nach Griechenland verpflanzt und unter dem Namen Chaldäerweisheit getrieben wurde, die Astrologie, durch die Aramäer nach Europa kam; daß Berosus, der berühmte Lehrer der Griechen in diesem Fache, ein Aramäer war; es ergiebt sich, daß alle die alten Nachrichten und Urkunden, worauf sich Berosus in seiner bekannten Geschichte berief, und die in alten Tempeln aufbewahrt wurden, eigentlich Aramäische oder Syrische Urkunden waren.

Ferner wird aus dem bisher Gesagten im hohen Grade wahrscheinlich, daß wenigstens von den in Syrien gebornen Schriftstellern, die man deswegen, weil sie griechische Namen führten und griechisch schrieben, für Griechen gehalten hat, viele eigentlich Syrer von Abkunft waren. Insbesondre wird dies von denjenigen Philosophen des dritten und vierten Jahrhunderts wahrscheinlich, die wegen ihrer mystischen Art zu philosophiren so bekannt sind.

Daß diese mystische Philosophie aus verschiedenen morgenländischen, schon im grauen Alterthum vorhandenen, Quellen, ägyptischen, persischen und chaldäischen, floß; daß sie durch den gemeinschaftlichen Aufenthalt der aus allen Ländern, wo Wissenschaften einigermaßen kultivirt wurden, vermittelst der Anstalten der Ptolomäer versammelten Gelehrten zu Alexandria, zuerst unter den Griechen bekannt und verbreitet ward: ist durch die Bemühungen der Forscher zur Genüge dargethan. Aber von diesen Quellen ist diejenige, welche man die chaldäische nennt, nicht bei dem Volke der Chaldäer zu suchen, die wir völlig wie rohe erobernde, höchstens nach ihren Eroberungen durch den Umgang mit ihren kultivirten Unterthanen in ihrer äußern Lebensart kultivirte Völker betrachten müssen; sondern bei denjenigen Chaldäern, die den gelehrten Stand zu Babel ausmachten, und die von Nazion Aramäer waren: welches ohne Zweifel aus allem, was vorhin gesagt wurde, hinlänglich erhellen wird. Auch waren in derjenigen Periode, wo diese Art von Philosophie oder Afterphilosophie, wie sie eigentlich heißen sollte, durch das Zusammentreffen sonderbarer Umstände ihr Haupt so sehr erhob, daß dagegen die besseren ursprünglich griechischen und des

Namens

Namens Philoſophie würdigeren Schulen der Peripatetiker Stoiker und Epikureer verlaſſen wurden; in dem dritten und vierten Jahrhunderte, die ſich durch den Enthuſiasmus, womit damal dieſe Philoſophie unter dem aufgeklärten Theil der Römer und Griechen getrieben ward, ſo ſehr auszeichnen: waren die angeſehnſten Lehrer derſelben geborne Syrer, wovon man ſich aus Brukker überzeugen kann. Syrer waren die beiden Jamblichе: der ältere, der Schüler Plotins, war aus Chalcis in Cöleſyrien *); der jüngere, der Freund und Korreſpondent Kaiſer Julians, aus Apamea **). Aus Apamea war auch Sopater, der Schüler des ältern Jamblichs ***). Damaſcius war aus Damaſkus ****). Dieſer Mann ſcheint indeß nicht von der unphiloſophiſchen theurgiſchen Klaſſe, ſondern ein vernünftiger Eklektiker geweſen zu ſein.

Aber auch in andern Fächern hat Syrien Schriftſteller geliefert, die zwar griechiſch ſchrieben, griechiſche Namen haben und daher gewöhnlich

*) Brucker, t. 2, p. 260.

**) Id. ibid. p. 268.

***) Id. ibid. p. 262, not. r.

****) Id. ibid. p. 389.

lich für Griechen von Abkunft gehalten werden; die aber, wie aus den bisherigen Gründen erhellt, vielleicht Syrer von Geburt oder Abkunft, und nur durch die Erziehung, durch die Bildung die sie selbst durch ihr Studiren sich gegeben hatten, Griechen waren. In Syrien zu Antiochia war Libanius geboren: der Patriarch der Pedanten, die in den guten alten Mustern jedes Wort, jede Sylbe enthusiastisch bewundern und ängstlich nachahmen. Aus Cäsarea war Prokopius: der Erste, der die nach der häuslichen Geschichte der Großen lüsterne Neugier durch Anekdotensammlungen zu befriedigen suchte. Zwar diese beiden Schriftsteller sind nicht von der Art, daß sie einer Nazion viel Ehre machten; und die alten echten Griechen selbst würden es gern zufrieden sein, wenn man erwiese, daß ein Libanius und Prokopius Syrer gewesen. Ich will dagegen zwei andre nennen, die der beste Grieche mit Freuden für Landsmänner anerkannt, an die er seine Ansprüche als an Landsmänner ungern hätte fahren lassen.

Wenn nehmlich wider mein bisheriges Räsonnement nichts Erhebliches eingewandt werden kann, so ist es wenigstens möglich, daß der so bewunderte Lehrer des Erhabnen, Longin, kein

Grieche

Grieche von Abkunft, sondern ein Syrer war. Emesa war sein Geburtsort. So gut wie er seinen Schüler Malchus, durch Vertauschung des syrischen Namens mit dem griechischen (Porphyrius) für einen gebornen Griechen gelten machte*); kann er selbst Anfangs syrische Namen geführt, und aus Vorliebe für das Griechische sie gegen die Namen, worunter wir ihn kennen, Dionysius Longinus, vertauscht haben. Daß er auch syrisch zu schreiben verstand, auch im Syrischen erhabne Gesinnungen auszudrücken wußte, bezeugt der Brief der Königinn Zenobia, womit sie das Aufforderungsschreiben Kaiser Aurelians beantwortete; und wovon Longin, als ihr Sekretär, sicherlich der eigentliche Verfasser war **). — Eben so ist es wenigstens möglich, daß der geistvolle feine Satiriker, Lucian, dieser, wie man von ihm zu sagen pflegt, letzte Grieche von Genie und Geschmack, kein geborner Grieche, sondern ein Syrer war, der sich so glücklich zu einem Griechen bildete, daß er bei der Nachwelt dafür galt, und daß die beiden Stellen in seinen Werken,

*) Malchus heißt im Syrischen: König oder Fürst: Porphyrius, im Griechischen: ein Bepurperter.

**) Nikomachus übersetzte den Brief aus dem Syrischen ins Griechische. Vopisc. in Aureliano, c. 27.

wo er selbst sich einen gebornen Syrer nennt *), für bloße Bescheidenheit gehalten wurden, wodurch

*) Die eine Stelle findet sich in den Fischern (S. 418 des 1 Bandes der Wielandischen Übers.). Die daselbst personifizirte Philosophie fragt: „Dein Vaterland? Lucian antwortet: Syrien am Euphrat.“ Ich bemerke, daß die Antwort im Original eigentlich so lautet: Ein Syrer und zwar von denen, die am Euphrat wohnen. Ich bemerke dieses nicht, um der Wielandischen Übersetzung einen Mangel an Genauigkeit vorzuwerfen; davon bin ich weit entfernt. Sondern bloß, um meine obige Behauptung, daß Lucian sich an dieser Stelle einen Syrer nenne, zu rechtfertigen. Denn: Syrien ist mein Vaterland, und: ich bin ein Syrer, sind zwei ganz verschiedne Begriffe. Nach der Wielandischen Übersetzung sagt Lucian bloß das erste; daher kann ich mich nicht auf sie berufen, sondern muß auf das Original verweisen, das sich bestimmter ausdrückt. — Die zweite Stelle finden wir in den Scythen (S. 316 des 4 Bandes bei Wieland); wo Lucian den Einwohnern von Thessalonich das Kompliment macht, sie mit den gesitteten geschmackvollen Athenern, sich selbst aber mit dem rohen Scythen Anacharsis zu vergleichen, und wo diese Stelle vorkommt: „Denn daß wir andern „Syrer in irgend einem Stücke schlechtere Leute „sein sollten, als die Scythen, wird wohl niemand „behaupten wollen.“

durch er seinem griechischen Leser eine desto günstigere Idee von sich habe beibringen wollen. Er war bekanntlich zu Samosata in Mesopotamien geboren. Sein griechischer Name, seine schöne griechische Sprache, sein griechisch feiner Geschmack, sind keine entscheidende Gründe, ihn nothwendig für einen gebornen Griechen zu halten. Es ist sehr möglich, daß er nicht physisch, sondern bloß psychologisch, von griechischer Abkunft war.

Ein weites Feld sehe ich itzt vor mir, auf das ich meine Leser noch führen könnte. Die Geschichte der Christlichen Kirche — sowohl wenn sie uns die Ausbreitung der Lehre Jesu durch zahlreiche unermüdete Verkündiger derselben darstellt, als wenn sie die aus der Mißanwendung vermeinter Philosophie auf das Evangelium entsprungenen Streitigkeiten und Trennungen erzählt — nennt eine große Anzahl Syrer: deren Einige als verdienstvolle Nachahmer der Apostel, Andre aber als Häupter abgesonderter Parteien, als Urheber und Verfechter besondrer Meinungen, merkwürdig geworden sind. Allein die Leser, die Lust haben sich auf diesem Felde umzusehen, werden mich gern entschuldigen, daß ich sie bitte sich lieber einen Mosheim oder andere Verfasser der Kirchen-

geschichte von gleicher Gelehrsamkeit und von gleichem Geiste zu Führern zu wählen.

Wenn es endlich bekannt ist, daß es Syrer waren, die den Arabern den ersten Geschmack an Wissenschaften beibrachten, daß syrische Ärzte das Talent besaßen, indem sie von den Khalifen über ihre Gesundheit zu rathe gezogen wurden, den Geist dieser stolzen Herrscher, die bis dahin nur auf Eroberung und Ausbreitung ihres Glaubens dachten, für die stillen wohlthätigen Beschäftigungen mit den Wissenschaften zu gewinnen; daß es syrische Bücher waren, die dem erwachenden Forschgeiste der Araber die erste Nahrung gaben; daß Diese die Werke der griechischen Mathematiker, Ärzte und Philosophen zuerst aus syrischen Übersetzungen kennen lernten; daß, den Arabern zu gefallen, mehrere Übersetzungen aus dem Griechischen in das Syrische, dann aber aus dem Syrischen ins Arabische veranstaltet wurden; daß die erste öffentliche Schule der Wissenschaften, die zu Bagdad unter Auktorität und durch Unterstützung der Khalifen errichtet ward, von einem Syrer herrührte, einen Syrer zum Vorsteher hatte, den bekannten Johann Eben Mesue den ältern; daß in dieser Schule die ersten Araber, die sich in den Wissenschaften hervorthaten, gebildet

bildet wurden: so, dünkt mich, muß man sich nothwendig von dem Eifer so wohl, als von dem guten Erfolge, womit die Syrer sich auf die Wissenschaften legten, einen größern Begrif machen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Und dieser ihr Geschmack, diese ihre Thätigkeit in den Wissenschaften ist um so mehr zu bewundern, da die Syrer seit Alexandern immer unter fremden Nazionen standen, und ihr Land fast beständig der Schauplatz verwüstender Kriege war.

Ich will nur die schon oben (S. 200 u. 201) von mir gemachte Bemerkung wiederholen und genauer bestimmen, daß die Syrer viel wissenschaftliche Werke aus dem Griechischen in ihre Sprache übersetzt hatten. Dies behauptet auch Maimonides *). Wenn wissenschaftliche Werke häufig in die Sprache eines Volks aus fremden Sprachen übertragen werden, so scheint es mir, man könne und müsse sicher daraus schließen: 1) daß die Sprache eines solchen Volks bis zu einem ziemlich hohen Grade kultivirt sei; 2) daß der Geschmack an Wissenschaften nicht bloß bei Einigen unter diesem Volke gefunden werde, sondern sich allgemeiner verbreitet habe. Denn für wenige Liebhaber

*) Bei Brucker, t. 3, p. 53.

haber werden wenigstens nicht häufige Übersetzungen gemacht; die Wenigen lernen die Sprache, worin jene Werke geschrieben sind: aber, wenn es der Liebhaber, welche dieselben zu lesen wünschen, und nicht Zeit oder Gelegenheit haben die Originalsprache zu lernen, mehrere giebt, so finden sich Sprachkundige ein, die sich nun durch Übersetzungen ein Verdienst erwerben, wozu sie vorher keinen Anlaß hatten. Die Syrer müssen also, wenn sie gleich die Griechen an erfindsamen glänzendem Genie nicht erreichten, wenigstens ein nach Kenntnissen strebendes, lernbegieriges Volk gewesen sein.

Mancherlei Betrachtungen über den in allen Perioden seiner Existenz so veränderlichen, beständig so schwankenden Zustand des menschlichen Geschlechts, — über den schon im grauen Alterthum anfangenden und noch immer fortdaurenden Wechsel der bald aus der Dunkelheit hervorgehenden, bald wieder in sie zurücksinkenden Nazionen, — über die Mangelhaftigkeit, Unvollständigkeit, Armseligkeit der Geschichte, die sich als eine allgemeine Weltgeschichte ankündigt und kaum von drei oder vier Nazionen ausführliche und zuverlässige Nachrichten zu geben weiß, — über den vormaligen Stolz und Ungerechtigkeit eben dieser Geschichte,

ſchichte, die, ſtatt ihre Armuth zu bekennen, von großen achtungswürdigen Völkern lieber behauptete daß ſie keiner Aufmerkſamkeit werth geweſen, — über den falſchen Geſchmack, der ebenfalls ſo lang in dieſer Geſchichte geherrſcht hat, da man lieber die ekelhaften Spuren weltverwüſtender Horden, der Hunnen, Gepiden, und Chazaren, als die ehrwürdigen, wenn gleich zertrümmerten Denkmäler friedſamer, fleißiger Völker aufſuchte, — über die Zufälligkeit der Urſachen, von denen ſowohl die Selbſtſtändigkeit und das Glück der Nazionen, als die Fortdauer ihres Andenkens abhängt: — eine Menge Betrachtungen dieſer Art, ſage ich, müſſen ſich Jedem aufdringen, der dieſe Erinnerungen an die Syriſche Nazion, welche einſt mit den blühendſten unſrer Europäiſchen Nazionen zu vergleichen war, mit einiger Theilnehmung geleſen hat. Wer weiß welcher unſrer Europäiſchen Nazionen ein ähnliches Schickſal, einſt wie die Syrer von der Erde zu verſchwinden, und wie die Syrer vergeſſen zu werden, bevorſteht; ja ob nicht das noch ſchlimmere Schickſal über ſie verhängt iſt, der Nachwelt nur in einem falſchen Lichte bekannt zu werden? — Wer aber das bisher Geſagte richtig gefunden hat, der wird wenigſtens zweifeln, ob es gerecht

war,

war, die Syrer mit verächtlichen Zügen, mit verhaßten Farben zu schildern, und, weil einige aus ihnen entsprungene so genannte Kätzer in der christlichen Kirche viel Aufsehen gemacht haben, der ganzen Nazion eine finstre Gemüthsart zuzuschreiben *). Nein, ein Volk, das eines der schönsten Länder auf dieser Erde bewohnte und es fleißig anbaute, das mit vielen andern Völkern thätiges Verkehr hatte, konnte unmöglich ein finstres Volk sein.

Hart war das Schicksal dieses Volks, seine anfängliche Unabhängigkeit, sei es durch seine Lage oder durch Mängel seiner Verfassung, oder durch Schuld seiner Regenten, oder durch alle diese und andre Ursachen zusammen genommen, früh zu verlieren, und in allen folgenden Jahrhunderten fremden Völkern dienen zu müssen; eben so hart war sein Schicksal, daß die Geschichte ihm Gerechtigkeit versagte, daß sie nur seiner Fehler erwähnte, und seine bessere Seite ganz in Schatten stellte. Man kann daher nicht umhin, mit den wehmüthigen Klagen zu sympathisiren, in die ein nach Europa verpflanzter Abkömmling dieser Nazion ausbrach, als er einige, wenn gleich nicht

*) Baumgartens Allgem. Welthist. Th. 2, Not. 129.

nicht vorzügliche, Denkmäler syrischer Schriftsteller, leider nur aus Einer Klasse, aufstellte *). Hätte es einen Assemani für so genannte profane Litteratur dieses Volks gegeben, so würden wir mit mehr Gewißheit über ihren wahren Werth und über das Genie der Syrer urtheilen können.

Kiel. Hegewisch.

2.

Die Pflanzung des Weinstocks, eine Rabbinische Fabel.

Den ersten Weinstock, welchen Noah pflanzete,
Begoß er mit dem Blut von einem jungen Lamm,
Von einem Löwen, und von einem Mutterschwein.
Die Wirkung zeigt sich noch im Wein: wer mäßig trinkt,
Hüpft fröhlich, wie das Lamm; wer größre Becher leert,
Wird wie der Löwe wild; wer übermäßig säuft,
Sinkt um, und gleicht der Sau, die sich im Kothe wälzt.

R. F. L.

*) Assemani, in der Zuschrift an Papst Klemens XI. Bibl. oriental. t. 1.

3.

Kurze wohlgemeinte Beantwortung der in einem Deutschen Avertissement bekannt gemachten Preisaufgabe einer Gesellschaft in England, die Biblische Kritik betreffend;

nebst drei Fragen eines innig gerührten Herzens von einem dankbaren Schüler des s. Bengel.

Dieses Avertissement (auf 2 Quartblättern gedruckt) ist auch mir, der Geringsten Einem, ich weiß selbst nicht wie, in die Hände gekommen; daß ich wirklich einige Zeit es ganz ungelesen gelassen hatte. Ein Bekannter, der es bei mir liegen sah, machte mich zuerst aufmerksam darauf. Denn kaum daß ers wahrgenommen hatte, so fuhr er darüber her, und warf es zuletzt wieder auf den Tisch, mit dem Machtspruch: Es kann doch nicht schaden, wenn man etwas von der Sache versteht, auf deren Beantwortung man einen Preis setzt. — Fielding, glaube ich, hat so etwas Ähnliches gesagt. — Ja, er wollte darauf wetten, wie die Ärmsten, deren Einer er war, immer am bereitesten dazu sind: es sei ein

Deutsches

Deutsches Original, etwa von Hrn D*** in D*** mit Hilfe einer oder zweyen Freunden, und *** zusammengeschrieben. Denn, die hätten auch unbrauchbare Schnitzer, welche sich darauf verstünden, und einsichtsvoll genug wären, sie zu finden, sehr wohl können in jenen Quellen finden können.

Das alles machet mich nun erst begierig, doch seiner Entstehung, des Ganges mit diesen Augen zu sehen, die meine sind, das ist, das Interesse, Gleichmüthigkeit und Ruhe stärkende Ehre vor der Biblischen Kritik, welcher die Personsgattungen nicht unbedeutlich haben vermehren helfen, seines Jahrgehaltes kurzweilenden Lohn, — Ueberzeugung ist nur die zweyte Klasse, — welcher die Konsekwenzlehre, wenn gleich nicht mit Ernst diejenige Freiheit und vor der Welt nicht scheut, sich doch mit allem Ehrenhaftigen Ernste behandelt wird, ging mir weiter hier auf. Diese Betrachtungen war weitläufig und Stoff, der mir diese vergessen vor Ehre der Seele ausschreibt, ist, welcher Stand Herrn in Heimfuhr zuerst durch den Christenstand hindurchgehe hat, wo er muss so erschrecklich schreyen, und wenn sie die Christen schreyen, durch die ganze Apostelgeschichte als ungehaltsame Menschen heißen. Oder war ist es anders als eitele Ruhmsucht, daß man seine Bey- und Vorsätze so öffentlich

eines solchen Avertissements sein soll, der mit seiner übernommenen und freilich, wie es scheinen könnte, nicht so ganz gottesfürchtig benamten „Gottesvertheidigung“ alle Hände voll zu thun hat, wäre es auch nur, um gegen den dazwischen gekommnen abscheulichen Kantianismus sie aufrecht zu erhalten; da ja die Bibl. Kritik ihm weder dazu hilft noch schadet? Wird der Konjekturant, nach dem erheblichen Zweifel welcher der Konjekturalkritik in der Aufgabe (Nr. 2, Fr. 7) gemacht wird, Alle zur Übereinstimmung mit dieser seiner Konjektur bringen können? Nun, wenn er dies nicht kann, wird das nicht, nach der beigefügten feinen Bemerkung, ein klarer Beweis von der Unzuverlässigkeit derselben sein?

Sei es also mit dem Verfasser und der Ursprache der Aufgabe, wie es sei! Genug, man sieht es ihr an, wie es auch ausdrücklich bezeugt wird, daß sie zwar nicht von einer Akademie der Wissenschaften, wohl aber von gelehrten und sachkundigen Männern herkomme. Von keiner Akademie: denn, die setzen die Fragen immer so auf Schrauben, daß man nie recht weiß wie mans ihnen zu Dank machen soll, und daher des Preises nie sicher sein kann; hier hingegen ist es handgreiflich wie man zu antworten hat, um die dabei

gehabte

gehabte Absicht zu erreichen. Aber doch von Männern welche die Sache verstehen: denn, woher wüßten sie sonst die Hauptanführer der Aufklärerrotte in der Kritik so bei Namen zu nennen? woher sogar, gegen das Ende, alle Handschriften der Septuaginta aufzuzählen? woher kennten sie Waltons Polyglotte, wüßten daß sie aus 6 Bänden besteht? Woher diese Kenntniß von Namen, Handschriften, Büchern, wenn sie nicht die Sache verständen? — Konjekturiren und muthmaßen kann man wohl auch hier viel; aber, wird man Alle zur Übereinstimmung darin bringen, das heißt, davon überzeugen?

Soviel geht also zuerst aus der beiderseitigen Aufgabe klar und deutlich hervor. Dann aber auch zweitens, daß sie von geschwornen Feinden nicht nur der Kritik, sondern selbst der Exegese, zum Wettstreit bestimmt worden. Denn sie erklären sich auch herzhaft, daß die Schrift nicht allenthalben zu verstehen, und alle darauf verwandte Mühe ganz vergeblich sei, wenn man nicht zu gewissen Geheimen Künsten und Wissenschaften ausersehen worden; und bezeugen damit zugleich nicht nur ihren Glauben einer unbedingten Gnadenwahl, sondern auch ihre Ehrfurcht für die heilige, von ungewaschenen Händen (was die vom Staube

der Handschriften befleckten Hände der Kritiker gemeiniglich sein sollen) nicht zu entweihende Schrift.

Wer wird nun mit solchen Männern nicht gern zu thun haben? Ihnen will ich also, doch in möglicher Kürze, antworten. Ich verbitte aber im Ernst alle Theilnehmung an dem Preis. Ich schreibe bloß zur Rettung der guten Sache, und zur Verwahrung studirender Jünglinge, daß sie nicht auch von der Seuche der Kritik in den Schlund des Verderbens an Seel und Leib mit weggerissen werden. Sollte ich ja den Preis erhalten, wie ich doch fast zweifle, so bitte ihn an die Erben des Verlegers vom Bengelschen N. T. in 4to abzugeben; welche, nach einer solchen Aufgabe und meiner Beantwortung, schwerlich noch viele Exemplare davon verkaufen werden. — Ich aber wende mich hiermit zur Sache; und schalte, zur bessern Verständigung derer welchen der halbe Bogen nicht selbst zu Gesicht gekommen ist, ihn hier ganz ein: wobei ich nur erinnere, daß ich die vollen und reichhaltigen Aufgaben in die darin enthaltenen Fragstücke zerlege, und diese zu größerer Bequemlichkeit numerire.

* * *

Avertisse-

„Avertissement

in mehrern Engländischen Zeitungen, ins Deutsche übersetzt.

Eine Gesellschaft in England hat im Märzmonate d. J. zween Preise auf die genaueste uud beste Beantwortung folgender Fragen ausgesetzt: einen von 600 Pfund Sterling auf Nr. I, und den andern von 900 Pfund auf Nr. II. Die Beantwortung kann in Engländischer oder Lateinischer oder Deutscher Sprache abgefasst, und muß vor Anfange des J. 1798 entweder an die Universität zu Cambridge, oder an das Britische Museum in London, postfrei, mit versiegeltem Namen des Verfassers, eingesendet werden. Die Bekanntmachung der erhaltenen Preise geschieht in den Engländischen, und in den Hamburger Deutschen Zeitungen, im Oktober 1798.

I. Frage 1: Ob der gelehrte und berühmte Wettstein wirklich 760 Varianten nur allein aus dem Codice Cantabrigiensi Bezae theils ganz erdichtet, theils falsch, oder verändert, angezeigt hat; und ob die Berechnung davon in der Cambridger Vorrede zu diesem Codex S. XXV *) ganz richtig ist?

*) Hängt etwa dies höchst seltsame „Avertissement“ mit den verunglimpfenden Machtsprüchen zusammen, welche der Kambridger Herausgeber des oben genannten Kodex, Dr. Kipling, in seiner Vorrede gegen die gelehrte theologische Aufklärung vorgebracht hat? Die bündige und treffliche Protestazion eines andern Engländers, Edwards, bei dieser Gelegenheit gegen die theologische Diktatur

Antwort. Eigentlich sind es wohl 763. Man kann es indeß bei der vollen Zahl 760 bewenden lassen, weil man sich doch bei einer solchen enormen Summe leicht könnte verzählt haben.

Fr. 2.

tatur des Hrn Kipling und aller die ihm gleichen, s. man im Junius Nr 4. — Ein Exemplar des hier abgedruckten Avertissements habe ich itzt selbst vor mir, aber bisher es noch nirgend angezeigt gefunden. Die Aufbewahrung eines solchen Produkts ist nicht ohne Nutzen; es zeigt die Denkart und die itzige Gemüthsstimmung der Verfasser. Aus eben dem Grunde stehe hier auch die Ankündigung aus der Hamburgischen Neuen Zeitung, Beilage zum 13 Junius 1794. „In allen „soliden Buchhandlungen wird nächstens zu haben „sein: 1) über den Protestantismus der theologi„schen Rezensionen in der Neuen Allgemeinen „Deutschen Bibliothek, nebst einer Preisaufgabe „über den Glauben ihrer Verfasser, und besonders „über die Frage: Welche unter ihnen Christen sind, „und was für Christen? Die Namen der Verfasser „jeder Rezension wird der Herausgeber, weil er „sie aus guter Quelle kennt, ehrlich anzeigen; „2) über die bisher gepriesenen stärken und schnel„len Fortschritte der biblisch-kritischen und theo„logischen Aufklärung, über die Absichten dieser „Lobpreisungen, über die zeitherige Ehrlichkeit der „biblischen Kritiker, u. s. w.“ So witzig sind itzt die Herren Anti-Aufklärer. Daß in Nr. 1 versprochen wird, eine verrätherische Handlung recht ehrlich (d. h. ganz vollständig, mithin sehr unehrlich) zu begehn; daß in Nr 2 auf die Absichten der Schriftsteller, auf ihre Rechtschaffenheit als Menschen, ein Verdacht geworfen wird: ist ganz im alten Stil dieser Herren. Aber

eine

Fr. 2. Ob dieser gelehrte und berühmte Mann nur allein im 14 und 15 Kap. Marci einundzwanzig mal (wie diese Vorrede sagt) auf gedachte Weise gesündigt hat?

Antw. Ja, gesündigt! Doch wollen wir, aus Christlicher Schonung, ihm eben kein peccatum mortale Schuld geben.

3. Wie viele Varianten dieser gelehrte und berühmte Mann wohl aus einem jeden der so vielen andern noch ungedruckten geschriebenen Codicum erdichtet, oder falsch, oder verändert, angezeigt hat?

Da der Mann vor den Hochmogenden Staaten nicht rechtgläubig ist erfunden worden; so kann man immer dreist behaupten: Unzählige! Haereticis non est servanda fides, ist ein bewährter Kanon; aber gewiß eben so wichtig für die Praxis der zweite: Haereticis non tribuenda est fides.

eine neue Art und Kunst ist ihr triumphirender, oder vielmehr ihr höhnender, keck beleidigender Ton, der sich nicht einmal mehr hinter der Larve der Heuchelei verbirgt. Doch nicht etwa weil sie glauben, die Freunde der Aufklärung müssten itzt zu Allem schweigen? O die frommen Herren wollen ja bloß die gute Sache verfechten, und nicht ihre Nebenmenschen kränken. O die Großmüthigen werden ja nicht bloß darum Jemand necken, weil sie es etwa ungestraft thun dürften! Auch mögten sie sich in jener Rechnung wohl irren.

4. Ob er wohl die Herausgabe des Kambridger und andrer geschriebner Codicum für möglich, oder unmöglich, gehalten?

Das müsste nach der Konjekturalkritik beantwortet werden; daher scheint es mir der Sache am zuträglichsten, diese Frage als nicht geschehen zu betrachten.

5. Ob nicht rathsam ist, nun auch den Alexandrinischen (durch D. Woide in London 1786 herausgegebnen) Kodex mit dem berühmten Wettsteinischen N. Test. genau zu vergleichen; und überhaupt entweder eine allgemeine Revision der Wettsteinischen Varianten vorzunehmen, oder, da eine solche Revision ganz unmöglich ist, alle insgesammt den gelehrten Kritikern zu beliebigem Gebrauche zu überlassen, und sich mit dem von irgend einem ehrlichen Manne herausgegebnen Texte des N. Test. zu behelfen.

Ja, beides! und was besonders den letzten Theil der Frage betrift, so können wir Protestanten uns auch ganz wohl mit der Zürcher oder Luthers Übersetzung behelfen, wenn die Gegner etwa gar so dreist sein sollten zu sagen: Ehrlichkeit schütze nicht vor Dummheit oder Thorheit.

6. Wieviel man künftig für des gelehrten und berühmten Wettsteins kostbares Werk bezahlen kann?

Ganz natürlich, Jeder nach seinem Vermögen.

7. Ob dieses Werk in den Gemüthern der Gelehrten mehr christliche, oder mehr andre Gesinnungen gegen die heil. Schrift erzeugt hat?

Ich muß hier antworten, wie bei Nr. 4.

8. Ob der gelehrte und berühmte Millius ebenfalls aus dem einzigen Codice Cantabrigiensi nur 400, oder ob er, wie Andere rechnen, 500 Varianten falsch angegeben hat (Man s. die Vorrede, S. XXV)?

Wenn Zwei in einer Rechnung nicht zusammenstimmen, so liegt die wahre Zahl meistens in der Mitte; wornach also hier fünftehalb hundert anzunehmen sein würden. Aber, wir wollen ihm immer die volle Zahl 500 beimessen; denn auch er verdient es.

9. Wie viele Varianten der gelehrte und berühmte Michaelis aus diesem Kodex erdichtet, oder falsch angegeben hat, und wie viele Andre sonst noch?

Ist der Mühe nicht wehrt zu berechnen. Es ist auch für die gute Sache fast besser, im Allgemeinen zu sagen: sie haben **viele** falsch angegeben, **viele** boshaft erdichtet.

10. Wie viele Varianten die noch lebenden gelehrten und berühmten Männer * und ** und *** etc. in Deutschland, die man wohl kennen und in der Beantwortung zu nennen wissen wird, so wie auch der nun verstorbene, seine Ehrlichkeit so oft mit Recht selbst rühmende und der Welt anpreisende Semler, dessen

ohne Hülfe aller natürlichen und gelehrten Logik verfertigte Schriften kein Engländer verstehen kann, aus ungesehenen und ungebrauchten Codicibus von aller Art, und sonst, erdichtet haben?

Diese Frage bin ich von dem Augenblick an auf lange Zeit ganz unfähig zu beantworten. Denn erstlich empört sich mein Herz, daß mein Verstand stockstille steht, sobald ich nur den Namen Semler höre; zweitens zittere ich vor Schrecken, daß mein frommer sel. Lehrer Abt Bengel mit den 2 Sternchen bezeichnet sein mögte. Ach! freilich hat mich das oft an seiner Frömmigkeit irre gemacht, daß auch er soviel mit dem Variantenwesen sich abgab. Aber hiervon mehr zum Schluß.

11. Was man künftig für des gelehrten und berühmten Grießbach Nov. Test. Gr. bezahlen kann (s. eben diese Vorrede S. XXV), da er die Varianten aus Wettstein, Millius, u. s. w. genommen hat?

Wie bei Nr. 6: Was ein Jeder vermag; und da dies bei den Gelehrten nur ein Weniges ist, so wird natürlich auch die neue Ausgabe auf Ostern sehr schlecht bezahlt werden.

12. Ob nicht jedes andre, von irgend einem ehrlichen Mann edirte, Novum Testam. Gr., welches in England wenige Schillings kostet, eben so viel, oder wohl gar noch mehr, wehrt ist?

Da

Da hier von einem in England edirten N. Testament die Rede ist, und ich die ehrlichen Männer daselbst, die etwa geneigt sein mögten ein solches herauszugeben, nicht so genau kenne; so traue ich mir nicht dies mit Sicherheit zu beantworten. Ich wollte vielmehr rathen, wegen der vielen Jakobinisch gesinnten Klubisten unter jener Nazion, während des Kriegs gar keines herüber kommen zu lassen.

13. Wie und warum die gelehrten, berühmten, erfindungsreichen Kritiker, und die berühmten Buchhändler, mit Hülfe der so unparteiischen Gelehrten Jurnale und Zeitungen ihren Werken einen hohen Wehrt auf längere oder kürzere Zeit zu verschaffen, und allen Tadlern oder Verräthern ihrer Fehler und Schwächen den Mund, als ungelehrten, in solchen hohen Dingen unerfahrnen, nicht über die Anfangsgründe der wahren Gelehrsamkeit hinaus gekommenen, der höhern Kritik aber ganz unkundigen Leuten, mit vollem Rechte zu verstopfen allerdings befugt sind? Wobei man die Gründe kurz anführen und ins Licht setzen, zugleich aber die Moral, welcher man folgt, anzeigen muß.

Diese Frage muß ich, zur Ehre meines sel. Lehrers, so ungern ichs thue, mit Ja beantworten. Denn er sagt ausdrücklich im Epilogus zur Quartausgabe des Griechischen N. Test. S. 862: die Kritik des N. T. sei minus speciosa —

cioſa — kein Brotſtudium, wie man es überſetzen könnte, — und daher Wenigen gegeben, Wenige hätten Talente dazu: paucis operariis *apta*.

IIte Aufgabe, Frage 1. Wie viele Varianten des Alten und Neuen Teſtaments, ſeit der in Deutſchland durch den gelehrten und berühmten Michaelis (zum Beſten Aller die im kritiſchen Fache recht viel Gelehrtes und Neues ſchreiben wollten, ohne mühſelige Unterſuchungen, Kodices u. dergl. Dinge nöthig zu haben) rühmlich wieder hergeſtellten Kapelliſchen Konjekturalkritik, von ihm ſelbſt und von ſo vielen gelehrten Schülern und Nachfolgern deſſelben, aus der ergiebigen Quelle des Ingeniums und Selbſtdenkens, der gelehrten Welt bekannt gemacht, oder mitgetheilt worden ſind?

Da ich nicht recht weiß, welchen Unterſchied der gewiß nicht Tautologie-liebende Verfaſſer des Aufſatzes unter bekannt gemacht und mitgetheilt bezielet, und das doch in die Antwort Einfluß haben könnte, ſo enthalte ich mich derſelben.

2. Wie viele derſelben, und welche, bei regelmäßiger kritiſcher Unterſuchung, als bewährt zu achten ſein mögen? — 3. Ob ihre Anzahl größer oder kleiner, als ein Dutzend, angenommen werden darf?

Was die Varianten anlangt: nur die, welche mein ſel. Lehrer für bewährt gehalten hat; die ſich aber doch wohl auf ein paar Dutzend belaufen mögten. Was iſt dies aber gegen ſo viele

unächte

unächte des Millius, Wetrstein? Konjekturen aber über das A. T., wie Michaelis und Mehrere machten, hat er sich gar nicht erlaubt; und deren kann also keine bewährt sein.

4. Was für Folgen diese Kritik, in Absicht auf die der heil. Schrift schuldige Ehrfurcht, bisher gehabt hat; und ob sie keine schlimmere Folgen haben kann und wird? (Auf was für eigene, seltne Art der gelehrte und berühmte Michaelis selbst, in seinen Kollegien, diese Ehrfurcht zu äußern gewohnt gewesen ist, weiß man aus Zeugnissen mehrerer Engländer, die ihn in Göttingen gehört haben.)

Auch bei dieser Frage lasse ich mich nichts aufs Eis führen zu konjekturiren.

5. Ob es nicht nur für die Wahrheit, sondern auch für diesen gelehrten und berühmten Mann selbst, und für seine gelehrten Schüler und Nachfolger, besser oder nicht besser gewesen wäre, wenn sie sich eher mit jeder andern Art von Büchern beschäftigt hätten, als mit der heil. Schrift?

Detto.

6. Warum diese gelehrten Konjekturanten, gleichwie ihre gelehrten Vorgänger, vom Anfang her bis itzo, mit und unter einander so einig und übereinstimmend gewesen sind, wie die Erbauer des Babylonischen Thurms?

Ich enthalte mich, wie billig, auch hier der Konjektur, ob es nicht im Manuskript geheißen hat:

hat: so wenig (statt: einig und) übereinstimmend? Ohnedas verliert der Sinn nichts. Und so kann dies zugleich zum Beispiel dienen, was es mit allen Konjekturen in der Wortkritik auf sich hat. Ein Wort mehr oder weniger, was thut das? Wem schadet es an seinem Wohl? Was verliert der Staat dabei? was die Landesherrlichen Einkünfte, wenn nur die Zahlen recht ausgedrückt sind? — Doch dies nur im Vorbeigehn.

Wichtiger ist, daß in der Anfrage die neuere Exegese zu sehr begünstigt zu werden scheint. Im Text steht buchstäblich nichts von **Uneinigkeit** jener Bauleute, sondern von Sprachverwirrung. Seitdem man aber den gefährlichen Satz behauptet hat, und die Neologen ihn leider durchgesetzt haben, daß man sich nicht an den Buchstaben der Rede halten müsse; Vieles in tropischen Ausdrükken abgefasst sei, welche man in eigentliche zu verwandeln habe; und daß dann erst der Sinn, der daraus hervorgehe, der eigentliche Wortverstand sei: so hat man auch immer mehr diese „Sprachverwirrung“ so gedeutet, daß damit eine unter den Bauleuten entstandne „Uneinigkeit“ gemeint sei, welche verursacht habe, daß sie im Unwillen sich von einander getrennt hätten und so das Werk liegen geblieben wäre. Diese

dreiste

dreiste Auslegung hat nun nachher so überhand genommen, daß die damit betrognen Deutschen die Sache selbst zum Sprichwort gemacht haben. Das muß also auch dem Verfasser dieses Aufsatzes zur Entschuldigung dienen.

Die Antwort ist übrigens — nur einstweilen jene Erklärung angenommen — leicht: Sie hätten nie einig werden können, weil sie sich nicht aufs Bauwesen verstehn; und die Konjekturalkritik es so mit sich bringt, daß Alle Meister sein wollen, Keiner Maurer, Keiner Handlanger sein will. Daher war auch der sel. Silberschlag, welcher sich aufs Bauen verstand, allem was Kritik heißt, todtfeind; sowie, nächst ihm, alle Freimaurer interioris admissionis.

7. Ob ihre Uneinigkeit und Verschiedenheit ein Beweis von der Richtigkeit und Zuverläßigkeit ihrer Kritik ist?

Diese Uneinigkeit? Offenbar nicht! Und andre Beweise werden sie wohl schuldig bleiben.

8. Ob irgend einmal vor dem Ende der Welt die Möglichkeit eintreten wird, daß sie mit einander im Konjekturiren werden einig werden können?

Meine Antwort ist, wie bei Nr. 4 und 5.

9 [erste Hälfte]. Ob der Grundtext der heil. Schrift einer so windigen Kritik bedarf?

Diese

Diese Frage wünschte ich weg. Denn wenn windig, Wind enthaltend, soviel als Nichts enthaltend ist, so wird man mit den streitsüchtigen Menschen nicht fertig werden. Sie werden trotzig behaupten: ihre Kritik enthalte doch Buchstaben und Worte, also etwas maxime Reelles; und des Streits wird kein Ende sein. — Desto fester wollen wir sie also bei dem Folgenden halten:

[Zweite Hälfte] Und ob Einer darum, weil er den Sinn des Textes nicht versteht, die Worte durch Rathen und Muthmaßen solange drehen und ändern kann und darf, bis ihm der Text verständlich scheinet?

Bei Leibe nicht! Das ist eine übermüthige Mißbegierde. Es kömmt ja Vieles in der Bibel vor, das durchaus nicht von Allen verstanden werden soll; wie daher auch nur Bengel allein die Offenbarung verstand.

10. Ob Einer bei der allergrößten Sprachkenntniß, und durch sie, im Stande ist, Alles in der heil. Schrift, zumal in schweren Büchern und Stellen, zu verstehn; und ob hierzu nicht unzählige andre Kenntnisse erfordert werden: auch solche, deren Erlangung vieler Jahre Mühe und Fleiß kostet, und die sich andern Leuten, aus vielerlei Ursachen, wohl nicht einmal mittheilen lassen; auch solche, die den gelehrten und berühmten Männern, Kapellus, Isaak Vossius, Wettstein, Huebigant, Michaelis, Semler, u. s. w. ganz unbekannt gewesen und geblieben sind?

Das

Das ist Wasser auf meine Mühle. Ja? die hier angedeuteten Geheimen Wissenschaften mögen freilich viele Aufschlüsse zum Verstehn der höhern Dinge geben, nach welchen so Manche vergeblich in der Welt trachten. Auch darauf vornehmlich werde ich noch am Ende zurückkommen.

11. Ob, wenn die Engländische Sprache die Grundsprache der Bibel wäre, ein dieser Sprache vollkommen kundiger Londner Kaufmann, oder andrer Bürger, die Bibel überall verstehen würde, weil er der Engländischen Sprache kundig genug wäre?

Nein, gewiß nicht! Es müsste denn sein, daß er etwa auch die Geheimen Wissenschaften (s. Nr. 10) verstände.

12. Ob ein solcher da, wo ihm die Bibel unverständlich wäre, nur konjekturiren dürfte, daß es wohl so oder so würde heißen müssen, um den Namen eines gelehrten Kritikers zu erlangen?

O! das wird der Londner Kaufmann, besonders bei seinen gegenwärtigen Spekulazionen mit Assekuranzen und Schifsladungen nach Frankreich, deren Konnossemente auf Portugal lauten, wohl bleiben lassen.

13. Ob die (seit den Zeiten der gelehrten und berühmten Männer, Kapellus und Isaak Vossius) aus

nehmen und dem andern Theil der Gesellschaft, den beherzten, bewußten außerhalben Spectanten alle zusammen einen Schilling weret sind.

Kann dies von einem Englischen Frauenzimmer geworden, da die gedachte Mylady und der dieser Majesten so sehr als irgend einer Frauen Person gleich sind?

Ich überlasse dem im Text Fragenden sich selbst zu entscheiden, und der Gerechtigkeit und ihrem Gewichte was sie Leichtes wiegen zu wollen, wenn er nicht will sich selbst und einen gewissen Landsmann unsers Textes den Spectanten einen Affenlieben und Bewunderer, den Landsmann sieht, den Abenteurmahler der Frauenzimmer, und den Pinsler der Laster heißen, weil das im Text Lied der Wahrheit Werk ein eine Chronik und von einer Landsmannschaft handelnden und verfertigten Gedichtes, und die Wahrheit Werk sind, zu nennen beschäftigen Kinder und Werkzeug sind?

Zum beschämigen Beweis! Nun ist eine junge Frau. Ich setze daß sie reizend, ein Engel sie, und eine unbeschreiblich übrige Zeit leben, und dann auch wohl sag, wohin diese Annehme, sie sie nun Weib geworden, wie es meistens ihren erwünschten Ausgang haben pflegt, und sie sey sie, nur wenn sie sich wenigstens eine ziemliche, eine sonst anständige Bibliothek in der

Mitte hat? Und da denn also selbst die Frage, ob es Feuer oder Feuer sey, nicht ausgemacht ist, so fehlt die Frage vielmehr gänzlich.

15. Ob einige bei uns in England über Geschichte schreiben, und allen übrigen Historikern die Kraft versagen, Gefühle, Acht haben, welche behaupten: Sie hätten, nach genauer Untersuchung, ein Verfahren, nicht einer, sondern aller unter Elisabethen, und aller behaupten gemeiniglich mancherlei Ursachen von Feindseligkeiten, aller Arten der Gemeinschaft, zwischen der Landesleuten und Ausländern, beschrieben, Thaten, wie, wo, wo, das Leben, Leben, Leben,

Frauen und darauf geschehene Bitten, vorgetragen.

Ist wirklich mit den zwei Sternen, so in der ersten Anzeige, die Rede gewesen, so gewinnt die Sache eine andere Gestalt, und es muß auch dem Kaiser mit Recht, so wenig es auch der Sternen Ehre, welche auch nach dem Urtheile der Gelehrten, aber auch der Kaiserlichen selbst, Gehör mit zu stehe, Vorsicht zu brauchen, damit nicht — Wären es die der Herr Anfrager schreibt, so möchte es noch gehen. Kaiserliche Freiheit genommen haben, so auf Zeichen in Rom in so weiten, der vor mehrern Jahren der Abschreiber eines Lateinischen Werks gar ein Teufelchen, als Zeichen seines Autors in M. Tullii Briefe, und es auch so beim gelte und über dem besonders verlassen ist. Das ist überhaupt das Pinsel: Sie es also eine Mosaik sein, der sich in Rom Opulente, als man sonst in andern Dingen das Verlangen gestillet haben, vielmehr als mit Barbarisch Handel treiben? Hierüber publique ich niemand meine Meinung machen.

Das erste, so mir bei dem Anblick gewahr, ist so gleichwohl Cassa's Sr. 7. an seinen rechtgläubigen Gesinnungen noch erst

sche Lehrstellen vergeben, wenn auch der mit der Breite des D. C. so sehr übereinstimmt, daß der Mangel und Abgang derselben so hoch geschätzt hat, daß selbe der D. C. an einer Seite sich sehr wohl dabey hat begnügen können, wenn D. C. sich selbst darüber hat Hoffnung machen können, daß er eine solche Stelle dort finden werde, wenn er sich dahin begeben würde, wenn er sich selbst gesehen hätte, daß er sich dort nicht würde begnügen können

zu haben? Er, ein Theologus Augustanæ Confessionis! Wenn er immer 50. 100. 200 derartige Schriftstellen wüste, wenn die Lehre verlangt wäre, diese Stelle übersetzt zu lesen! Sollte man wissen, in wieso verdrehter Absicht gewisse Leute sie nur neulichsthin exaltiret haben? Optandum erat, ne varietates tam odiosas notare esset, nunc autem et notare geniem et in aperto periculose sunt, unde curiosiores interpretum, qui eas examinant videbitur, amare, non invidia, sed ignis. Kann das ich nicht Stelle dahin erschrecklich thun, so schwarz wie den Raben ist? wie dabei gesprochen: besonders da wir bekannt ist, daß nur unrichtig einem Schriftsteller die sinnliche Bedeutung der Stelle: Job. V. 19. in der Caroline 1. 5. 18. aufdichten wollen. Was also auch zu diesem Zustande bei sei. Mannen kann? Und was noch weiter, wenn er die Worte sogar in der Luther Version nicht gehabt? Und nun kein Unpartheiser, der es erlühet, Gott wenn wir wird preisen wollen. Da? was endlich, daß er einen G. der Worten in seinen jungen Knaben quod Deus bonus verrath hat so gar nicht gedacht? Da des göttlichen Wohlgefallens haben verstehen?

Des

Das Alles zugegeben, muß man gestehen, daß Ich etwas alles fernes sey, wie ich mich, zu einer Sache, die ich doch unmöglich von mir, Wesen für einen Verfasser des Guten, Wahren, Schönen kenne, und selbst noch nur am Vorsatze, ob ich sie zu meiner Unterhaltung, Belehrung, und zu Beförderung des Guten, Wahren, Schönen machen will? Wenn ich mich glauben, oder Ich Mehr davon, wenn so etwas als eine Ich Mehrheit, das Vorstellungen zu Stande bringt, Ich hätte es selbst besser wissen können und sollen. Dann, dieser Einfluß, wie der Einfluß einer Sache, die ich nicht kenne, und ich gestehe, daß ich mich, wenn ich mich, wenn ich mich, wenn

darnach. Das gehöre ich. — Ich frage alſo zuletzt an:

a) Sind ſie wirklich ſo einen katholiſchen Mann, der es doch auch gerne bleiben möge, werden? ſo, ſich darum bekümmern, um die Schrift darum verſtehen zu lernen?

b) Wenn das ja, wo und bei wem und wann ſie fangen? Wenn nicht die die letzte Frage ſchon beſchaft (ſehr oder eine Frage), welche alle letzte ſehr Aufmerkſamkeit kennt, ſchon einiger Beantwortung, in die Leſerin in wem ich den Alten die Form zu ſchreiben. Denn die Antwortungen ſeſte ich doch „mitherleiten.“ Es muß alſo noch eine ſtille Einſchlacht da ſein, welche die unzähligen andern unmöglich machen. Antwortung: beſtes, vermöchte deren man alle Geſchäfte, Bücher, die von dem Herrn ſind, durſuchen. Als Ende ich dieſe Geſchäfte, um die Wirkung zu werden?

c) Was viel Bücher? Das beſte ich nicht; aber, wenn ich ein Verzeichen haben will, Reiſen Schullehrern Gut, die beſten Bibliotheken — insbeſondere über katholiſche Bibelſchriften Werke, welche über Bibelſprüche und Art, ſie auszulegen — will ich gern darin werden. Denn, auch meiner verſtändigen Vorſtellung von den Gebrechen und Mängeln, und zugleich ich an einigen mir bekannten

Jahrbern

Inhabern derselben wahrzunehmen glaube, wird mir dann ohnehin Alles in Überfluß zufallen.

4.

Das Turteltäubchen.

Ranzade, Königinn von Kaschemire,
Sprach einst zu ihren beiden Prinzessinnen,
Wovon die älteste neun Jahre zählte:
„Die Königinn von Tibet, eure Tante,
„Besitzt ein Turteltäubchen, das gleich weinet
„Sobald es einen Fehler wider gute Sitten
„Begehen sieht; ich will um diesen Vogel
„Sie bitten. Er kann euch für eure Bildung
„Von großem Nutzen sein.“ — „O liebe Mutter!“
Erwiderte die älteste der Töchter:
„Ich brauche keinen Vogel, der durch Weinen
„An meine Fehler mich erinnert. Fehl' ich,
„So tadelt mich alsbald mein Herz; dann weine
„Ich selbst so sehr ...“ „Thut nichts, Mamachen!“
fiel ihr
Die jüngste hier ins Wort: „laß es nur kommen,
„Das arme Täubchen, das bei meiner Tante
„Vielleicht oft weinen muß, und schenke mir es.
„Ich will so artig sein, so artig, daß es
„Vor Lachen sich nicht soll zu lassen wissen.“

— — k.

Noch Etwas Nöthiges zur Berichtigung der bestrittenen Geschichte von der Entstehung der Universität zu Halle.

Bei Gelegenheit des d. 1 Jul. dieses J. (alten Stils) glücklichst zurückgelegten ersten hundertjährigen Alters der berühmten Universität Halle, dessen öffentliche Jubelfeier ihr aber leider! ganz unerwartet untersagt worden war, hatte der dasige Prof. der Philosophie und Krieges- und Domainenrath Hr J. C. Förster, in seiner zu der Zeit herausgegebenen Schrift: „Übersicht der Geschichte der Universität zu Halle in ihrem ersten „Jahrhunderte," S. 9 und 10, die Wahrheit des Berichts des Grävius [1]) aus dessen Gespräch mit dem Kurf. Friedrich Wilhelm dem Großen, daß dieser schon Vorhabens gewesen sei, zu Halle eine Universität anzulegen, vornehmlich aus dem Grunde, wider alles Vermuthen bezweifelt: weil aus dem hierüber, als dies bei Gründung der Akademie unter dem folgenden Kurf. Friedrich III zur Sprache gekommen, von dem damaligen Geh. Archivarius zu Berlin geforderten und abgestatteten Bericht zu ersehen sei, daß sich Nichts hie-

von

1) In der Zuschrift seiner Ausgabe des Lucian an den Kurfürsten.

von in den Akten des Geh. Archivs verzeichnet gefunden haben sollen, weil jeder Theil seine eigene Meinung hierbei doch nicht behaupten und hinzusetzen, solche Verschreibung habe der jetzige Oberwundarzt der preußischen Armee, Dieckel, eine gute Zeitlang, quam occasionem, ganz übrig angewendet sei. — Auch dies und andere hier auf das höhnende Weise des gedachten Hrn. Prof. der Philosophie hatte der selige verewigte Herr Konsul, Oberkonsistorialrath und Probst zu St. Peter bronze so gründlich in der Berlinischen Monatsschrift, dieselbe im Januar Stk. genannt, widerlegt, daß man wohl nicht erwarten, noch viel weniger, daß man mit vernünftigen Gründen, bei so manchen Herrn, am wenigsten ein so hoher Kopf, als der gelehrte Konsul, Bibliothekar Dr. Biester ist, der Verfasser der Berlinischen Monatsschrift, von Erfindung, welche selbst aus dem Munde der Besten Kurfürsten entstanden, und immer hierin bald mehrere als besten Manne gebraucht worden sein sollen, zurückzubringen, weder die geringste Achtung, weder die meiste Ehrfurcht, welche doch ist so dem Herr Biester im August sein 100 Mannsthum, das in so selig entschlafen — Ich war damit Willens gewesen, noch den Herr Biester zum Preußischen Historischen Antiquar mit Besoldungen Zweifel, alles das was denselben noch particulier anzugehen steht, zu meiner guter Herr

viel Bäuerinn), ehelich; sich den Mienard de Rivieren, Obrigkeiten der grossen Dauphins des Reichs, Friedrich Wilhelm den Churfürst zu Brandenburgischen Erzkämmerer, Churfürsten, allen damit nicht allein wohnen die Churfürstliche Freiheit zu Backschenken, sondern auch die Churfürstliche Krone zu führen, und dem Churfürstlichen Stamm zu gehören, und dem Churfürstlichen Hause zu verbinden, und sich in Churfürstlichen Stand zu setzen, und sich in Churfürstlichen Stand zu setzen, und sich in Churfürstlichen Stand zu setzen

vorher, daß es nicht Schriftsteller von einer Gesinnung des Genius sind, seinen, so daß er, den Kurfürsten Friedrich III. kennend und schätzend, unserm Bruder, daß er, so gar wissen wollen, das vorherrschende Kurfürst will, einmal daran gedacht habe, mit ihr sich zu verbinden, so trete sogleich, ohne alle Bedenklichkeit, ohne alle Rücksicht, ohne alle Furcht, ohne alle Hoffnung, ohne alle Gefahr, ohne alle Gefahr, ohne alle Gefahr

ders ein neues Gut. Denn wer auch überall das
des Grosse Kurfürst selbst gewandte Gut Halle
nicht einmal gelegen habe, überzeugt sich, da das
Wasser gehegen offenbar nur aus unterirdischen Quellen
entspringen, und es verwechselt, nach seiner Mei-
nung, zur gesinnet hat sagen wollen. Denn wie
wäre es sonst möglich, daß jetzt behauptet, daß der
Grosse durchaus nicht einmal an Stiftung einer
Universität in Halle habe denken können? Aber
wie wirrische handeln Menschen auch mit, wo
sie ihre Absichten, auf solchen Gedanken sie
selbst allein kommen, zu wollen an den Tag
zu legen, da sie als Hauptsache erscheinen

[illegible]

Es sey nun wie es wolle: Aber sage Er
mir, ob ich denken darf, daß, wo Er sich selbst
an mir vergeht, Er auch andere nicht in gegen
Verletzungen scheuen wird? Ich bin nicht
Verletzung gelitten, so wie der ganze Hause sich
hat, daß seine Ehre beleidigt worden ist. Ich
Liebe bekannt, und meine Ehrenrettung kann
gen. Lediglich Denkmäler, deren ich mehr
gutgesinnten Mitmenschen errichtet habe. Da
Schriftsteller nun, um den Ruf meiner Mäßi
ren zu können, sich so verwirrend, damit
ist es ihr Wille, meine Ehre, so viel an ihnen
auch wie einen andern habe kann. Denn wo
Beleidigungen gegen mich und meine Schriften
Ehre, so habe ich dagegen meine Rechte
Ehre, so habe ich dagegen meine Rechte
mein Name auch noch so wenig bedeutet, gegen

Stifft Magdeburg, wenn auch Halle wieder zu gut kommen wird; und weil gnugsam bekannt, daß dasselbe vormahlens Anno 1680 dahin worden, daß Churfürst Albert, Graf von Mansfeld und Hochstift zu Magdeburg, bereits im Jahr 1513 von Pabst Clementen VII. ein Privilegium zur Errichtung einer Universität zu Halle, erhalten habe; solche ist gewiß, daß der Churfürst Moritz es auch Anno 1550 gegen den jetzigen Administratorem Herrn August von Sachsen, diese Stadt bedrohet, selbe seine oder wo es thunlich gut besser Mitverwahrung haben zu können, welches keines wegs hat statt finden können, die Verlegung der sie bestigen Ort schon stiftungsmäßen Universität nach den Zeiten Wittenberg verwendlichen, geschehen, und zu Errichtung selbiger Anno 1694 Churfürst Friedrich August

[illegible] [illegible] [illegible] [

so mehr ist unbegreiflich, wie eben bei dem Hrn Prof. Förster irgend ein Zweifel, wegen dieser des Kurfürsten gegen Grävius geäußerten Gesinnung, entstehen können, da er doch selbst am angef. Ort S. 7 umständlich meldet: „daß, so bald „nun der Kurfürst (1680) zum Besitz von Halle „gekommen, der alte Entwurf, daselbst eine Uni„versität anzulegen, von neuem vor die Hand „genommen worden sei;“ welches mit seinem Bezweifeln in einem offenbaren Widerspruch stehet. — Ein Mehreres erlaubet mir itzt nicht die Zeit, beizufügen. Dieses wird auch hoffentlich schon hinreichend sein zu zeigen, daß aller solcher Zweifel ein wahrer logischer Salto mortale ist.

Berlin. D. J. C. C. Oelrichs.

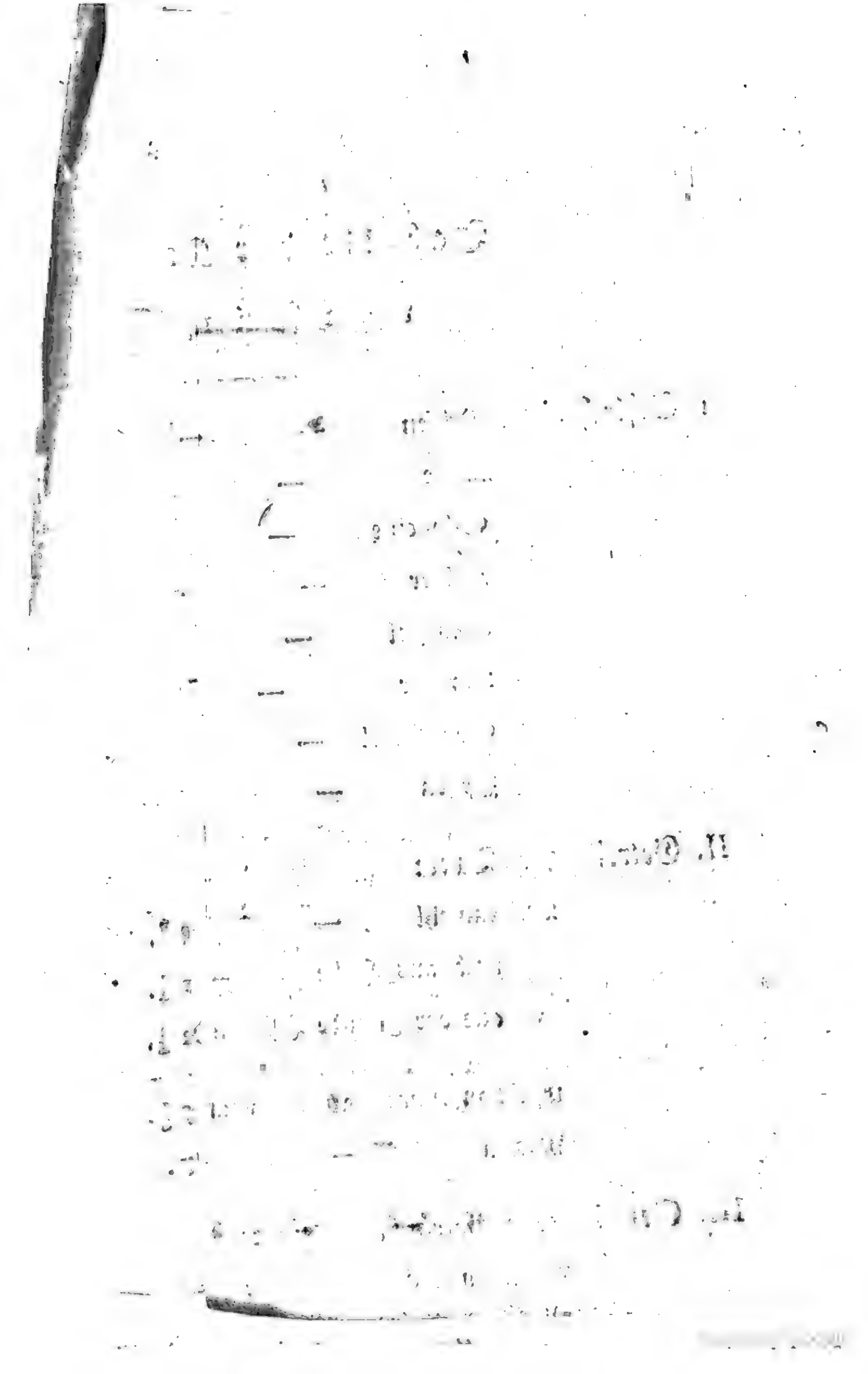
Umständen, zu vermuthen sein: da er sogar eine vielfach größere gelehrte Anstalt bereits 1667, eine Universitatem omnium gentium, scientiarum et artium, in einer eigenen dazu besonders einzurichtenden Märkischen Stadt stiften wollen; wovon der Stiftungsbrief und die ganze Einrichtung noch vorhanden ist, dessen Vollziehung nur eingetretene Nebenumstände gehindert haben. Man findet diese Dokumente und eine archivische ausführliche Geschichte dieser vorgewesenen, in ihrer Art wohl einzigen, gelehrten Anstalt in einer eigenen im Jahr 1751 von mir herausgegebenen lateinischen Schrift; woraus neuerlich des hiesigen königl. Oberkonsist. Raths, Prof. und Mitglieds der Akademie der Wiss. Hrn. Erman abgelesene Memoires: Sur le Projet d'une Ville savante dans le Brandebourg, entstanden sind.

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

Berlin

94.

I. Schlachtvieh:



Berlinische Monatsschrift

1794 Oktober.

I.

Sind die itzigen Jesuiten von den älteren verschieden?

Mit dem feinsten Witze und der lebendigsten Darstellung hat der Verfasser der „Reise in die „mittäglichen Provinzen Frankreichs vom J. 1785 „und 1786 " (in dem 3ten bis 5ten Theil) den Geist der Jesuitisch-Papistischen Hierarchie so treffend gezeichnet, daß, wie gleichgültig man auch sonst über Religionssätze denken mag, doch bei den hier zur Schau gelegten Thatsachen und Charakteren jeden gescheidten und ehrliebenden Leser ein kleiner Schauder anwandeln muß. Auch ist es nur dieser intolerante, herrschbegierige, selbstsüchtige Geist, dieses Gemisch von Wollust und Bigotterie, von Intrigen und Plumpheit, von Stolz und Kriecherei, von Bekehrungssucht und eigener Gleichgültigkeit, von unversöhnlicher Rache und frömmelndem Geschwätz, — dieser, auf eine harte seelenlose Dogmatik gegründete, durch die

gebieterischen Anmaßungen der Römischen Kurie unterhaltene, von den schlauen Jesuiten meisterhaft genährte, Geist — nur dieser ist es, und nicht die Katholische Religion an und für sich, was die Feder eines wahren Philosophen oder vernünftigen Protestanten in Bewegung setzen kann. Ob eine Kirchenpartei zwei oder sieben Sakramente annimmt, wer wollte darüber ein Wort verlieren? Wenn aber der Glauben an diese sieben Sakramente mit Gewalt soll erpreßt werden, wenn Gelehrsamkeit und Denkfreiheit vor einem lächerlichen Verdammungsurtheile verstummen sollen, wenn an jenen Glauben der fürchterlichste Zwang über Verstand und Herz und Gewissen, über alle menschliche Neigungen und Empfindungen gekettet wird; dann ist es der Mühe wehrt, es ist Verdienst und Pflicht, zu reden, und — spottend oder ernsthaft — die ungeheuren Absurditäten zu enthüllen. Dies ist um so dringender der Fall, je weiter sich jene Kirchenpartei allgemach verbreitet, und je auffallender ihr Geist auch bei den Vorstehern andrer Parteien herrschend wird.

Lange hat dieser Geist der alleinseligmachenden Kirche keinen so furchtbaren Gegner gefunden, als die muthwillige Laune des genannten treflichen Schriftstellers, welche jeden Winkel pfäffischer

Ränke

Ränke durchspäht, Großes und Kleines mit angemessener Gerechtigkeit behandelt, uns bald zum Lachen und bald zum Erstaunen zwingt, aber immer durch Wahrheit und Natur frappirt, sie mag uns den bekreuzenden Propst oder die alte Tante, die Güte des Kommunionsweins oder die seltsame Reliquienversteigerung, die reichen Indulgenzen des Papstes oder Klärchen welches diese Indulgenzen verdienen will, schildern. Unwiderstehlich wirkt der humoristische Spott, der treffende Witz; alle Larven der Heuchelei schützen dagegen nicht. Die einzige Hülfe bleibt nur noch die Einwendung, welche ich schon hin und wieder laut werden höre: „So mag es wohl in Italien, im Päpstlichen Gebiete, sein, aber sicherlich nicht in Deutschland; eine solche Moral haben allerdings die Jesuiten im 16 und 17ten Jahrhundert gelehrt, doch gewiß nicht mehr in unsern Tagen.“ — Ich will den Leser, welcher so denkt, oder welchen man so zu denken verleitet, mit einem berühmten itztlebenden Deutschen Jesuiten etwas bekannter zu machen suchen; und dann urtheile Jeder selbst.

Dies ist Pater **Benedikt Stattler** in Baiern — der Meister und Lehrer P. Sailer's, dessen theologische Schriften von Lavater so sehr empfoh-

ten und von manchen Protestanten so gutmüthig aufgenommen wurden — der Verfasser eines „Antikant“ in drei Großoktav-Bänden — der Nehmliche endlich, dessen Behauptungen: „daß „ein Protestant, nach Anerkennung der göttlichen „Auktorität der Römischen Kirche, doch aus Men„schenfurcht noch äußerlich bei seiner Partei blei„ben kann,“ und „daß alle itzige Protestanten „schon als wahre Glieder der Römischen Kirche „betrachtet werden müssen,“ vor einiger Zeit in der Berl. Monatsschrift*) dargestellt worden sind. Ich verweise hier bloß darauf, und brauche wohl nicht erst zu erinnern, wie sehr diese Sätze nicht nur seltsam und abenteuerlich, sondern auch hinterlistig, Ruhestörend, und unmoralisch — das heißt, echt Jesuitisch — sind.

P. Stattler muß als eine der Hauptpersonen von der Lojalitischen Partei in Deutschland angesehen werden; vorzüglich spielte er in Baiern bei dem großen Kampfe um Licht und Finsterniß eine wichtige Rolle. Man weiß, daß daselbst der Streit mit den Jesuiten ungemein lebhaft geführt ward, daß sie aber am Ende durch mancherlei Wege Mittel fanden, sich in große Macht und

viel-

*) 1793 Jänner, S. 22, 23, 32, 34, u. s. w.

vielvermögendes Ansehn zu setzen. Sehr nachdrücklich erklärte sich Anfangs gegen sie die Theologische Fakultät auf der Universität des Bairischen Landes; um diese umzustimmen, brachte man Stattlers Anhang in dieselbe, und es dauerte nicht lange, so leitete Stattler sie völlig. Nun handelte sie selbst ganz im Jesuitischen Geiste; aber nun erhob sich mit der nehmlichen Freimüthigkeit, welche sie selbst ehedem übte, gegen diese Theologische Fakultät das Geistliche Rathskollegium. Hiergegen ergrif man den nehmlichen Ausweg: Stattler ward in dasselbe gesetzt, wie er denn noch itzt Kurpfalzbaierischer und Fürstl. Eichstettischer Geistlicher Rath ist. So mußten alle Gegner der Jesuiten verstummen; so ward, was ihnen den Untergang drohte, selbst ein Werkzeug ihres größeren Einflusses; so waren sie nicht bloß vor Anklagen gesichert, sondern mächtig und allwirkend.

Diese von allen Patrioten beseufzte Veränderung folgte bald auf die Regierungsveränderung des Kurfürstenthums. Denn immer haben es die Jesuiten verstanden, wenn ihnen die Aufklärung in einem Lande zu stark war, sich an den Nachfolger anzuschließen, um diesen zu gewinnen, und bei seinem Antritt der Herrschaft sich mit auf den

Thron zu schwingen. Aber Dank sei es der Publizität, daß die Aktenstücke, welche die Beschwerden gegen die Jesuiten enthalten, gerettet worden sind; daß wir sie, vermittelst derselben, ganz kennen lernen; und diese Vorstellungen daher, ob sie gleich bei Hofe keinen Erfolg hatten, doch bei allen denkenden Menschen einen daurenden Nutzen bewirken müssen.

Im August 1777, als der verdienstvolle Braun wieder allgemeiner Direktor des Schulwesens in Baiern geworden war, erstattete die Theologische Fakultät in Ingolstadt einen Bericht über die Jesuiten nach München; welcher in Schlözers Briefwechsel Th. IX, Heft 49 und 50, Nr. 2 gedruckt steht. Mit Recht sagt der Herr Herausgeber in einer Note: „Solche erstaunliche „Fakta, wie diese sind, brauchen keine Darstellungskunst, brauchen keine Anmerkungen; man „muß sie bloß erzählen!“ Hiermit kann man die Anmerkung (daselbst S. 101) verbinden: „Da „eben itzo, ein Vierteljahrhundert später, dergleichen Auftritte in Deutschland vorfallen, so „wird die Vergleichung von beiden manchem Leser „gelegen kommen.“ — Diese, namentlich auch gegen P. Stattler sehr stark gerichtete, Vorstellung der Fakultät enthüllt die Absicht der ränkevollen

Gesetzes Bauernhöfe, Bauernhäuser, Bauernhöfe und Bauernhäuser, Bauernhöfe und Bauernhäuser, Bauernhöfe und

Bücher, die in einer und derselben Sprache
[illegible] Bücher, die in einer und derselben Sprache
[illegible] Bücher, die in einer und derselben Sprache
[illegible]

ſogar bei einem Falle erklärt hat, nicht unter der Regierung in München, ſondern einem auswärtigen Biſchof zu ſtehn. Hierbei heißt es: „Wer „muß nicht ſchließen, daß die Exjeſuiten Leute „der gröbſten und unverſchämteſten Bosheit ſind? „Sie brauchen, ja ſie mißbrauchen, die Gnade „der höchſten Häupter, wie es ihnen nur bequem „ſcheint. Bald wenden ſie ſich an geiſtliche, bald „wiederum an weltliche höchſte Stellen, wie es „ihrem Abſehn und Eigennutz dienlich; am Ende „betrügen ſie alſo beide, den geiſtlichen und welt„lichen Arm.“ Zuletzt wird wiederum, wie im vorigen Jahr, gebeten, daß die Regierung die Lehrſätze dieſer, ein ganz wunderſames Monopol für die dogmatiſche Theologie verlangenden, Menſchen von andern Univerſitäten prüfen und beurtheilen laſſe.

Statt der Antwort, wurden mehrere gelehrte und rechtſchaffene Männer durch Schikanen genöthigt, ihre Ämter niederzulegen; der Jeſuitenfreunde und der Nachbeter Stattlers wurden in der Theologiſchen Fakultät immer mehrere: und ſchon im J. 1779 reichte ſie Vorſchläge ein, wogegen der Geiſtliche Rath edel und männlich berichtete (Schlözer, ebendaſ. Nr. 2, Beil. II). „Der Vorſchlag macht der Theol. Fakultät nicht

„viel Ehre. Der Eigennutz und die Nebenab-
„sichten des Prof. Stattler und seines Anhangs
„blicken zu sichtbar hervor. . . Was ist denn ein
„Doktor oder Professor der Dogmatik, der die
„Grundsprache nicht versteht, folglich nicht ein-
„mal mit einem Theologischen Kandidaten der
„Protestanten sich einlassen kann? . . . Die
„Theologie soll die Lehre der Religion, die Lehre
„Jesu und seines heil. Evangeliums sein, nicht
„aber die Lehre eines Privatdoktors wie Prof.
„Stattler ist, und noch minder die aufgewärmte
„Lieblingslehre der ehemaligen Jesuiten. . . Daß
„die Jesuiten ihr Projekt, sich wieder zu ver-
„sammeln und die erloschene Sozietät soviel als
„möglich wieder aufleben zu machen, noch nicht
„aufgegeben haben: dies läßt sich deutlich genug
„aus ihren Schritten abnehmen; und Manche
„unter ihnen machen gar kein Geheimniß daraus.
„Stattler sagt selbst in seinem neuesten Werkchen,
„Refutatio reflexionum in literas retractatorias
„Febronii, S. 58: Pone institutum erigi prorsus
„ad illum morem qui in exstincta Societate Jesu
„erat. . . Im Gymnasium ist nur ein einziger
„Weltpriester; auf dessen Stelle lauert der Exjesuit
„Habbauer. In der Philos. Fakultät ist ein ein-
„ziger Weltpriester; um dessen Stelle (einst) zu
„ersetzen,

„ersetzen, hat man den Exjesuiten Fischer anzu„bringen gewußt. In der Theol. Fakultät ist „Prof. Leeb immer sehr krank; für diesen haben „sie den Exjesuiten Sailer und mehr andre. Kurz, „nur ein Wink gehört dazu, so haben sie alle „Kanzeln (Katheder), wie zur Zeit der noch „lebenden Sozietät Jesu. Schon seit 3 Jahren „arbeitet man ingeheim, die Prof. Stebler und „Weishaupt wegzudrücken, weil es hauptsächlich „diese sind, welche sich aus Rechtschaffenheit ihren „Nebenabsichten widersetzen. ... Die Professores „der Theol. Fakultät werden sich dem dreisten und „ungestümen Andringen des Prokanzellarius Statt„ler kaum jemal widersetzen.“

Ich übergehe die andern Aktenstücke, welche in Schlözers Briefwechsel und in Wolfs Geschichte der Jesuiten gedruckt sind. Genug, daß man sieht, wie wenig, wenn Jesuiten und ihre Anhänger einmal das Ohr des Fürsten haben, alle Vorstellungen redlicher und sachkundiger Männer fruchten. Genug, daß man weiß, wie es in Baiern seit der wiederhergestellten Herrschaft der Jesuiten bis auf den heutigen Tag aussieht, um selbst den Schluß machen zu können, ob die Ehrwürdigen Väter dort minder rachgierig, verfolgend und drückend sind als sie 1786 in Avignon waren;

Ausgaben, und die Schriftsteller, welche sie benutzt haben, sind in der Einleitung zu jedem Buche angeführt. Die Lesarten sind, wo es nöthig war, vollständig gegeben, und die Abweichungen der Ausgaben von einander sind genau angemerkt. Die Orthographie ist nach den besten Handschriften und Ausgaben, und nach den Regeln, welche Lachmann in seinen Ausgaben des Lucrez befolgt hat, behandelt. Die Interpunction ist nach den Regeln, welche Hand in seinem Tursellin aufgestellt hat, gemacht. Die Quantität der Silben ist, wo es nöthig war, durch Accente bezeichnet. Die Eigennamen sind

deren Unrecht in Recht verwandelt und auch das Unerlaubteste erlaubt wird? — Wir wollen sehen. — In den Berichten der Ingolstädter Fakultät und des Geistlichen Rathes kommen wiederhohlte Klagen vor, daß die von P. Stattler vorgetragne Sittenlehre noch den ganzen Sauerteig der Jesuitischen Kasuistik enthalte, und namentlich die Sätze von der philosophischen Sünde und dem Probabilismus. Die meisten Protestantischen Leser wissen nicht, oder haben längst vergessen, was mit diesen seltsamen Benennungen für Begriffe zu verbinden sind. Da aber die Jesuiten, wie sie selbst und ihre Anhänger schon ziemlich laut versichern, nächstens wieder hergestellt sein werden; so ist es doch der Mühe wehrt, ihre Behauptungen etwas näher kennen zu lernen, ehe wir die Anwendung derselben bei uns sehen und fühlen.

1) Der große Kunstgrif, zu thun was einem gelüstet, und doch dabei sicher zu sein daß der protokollirende Engel einst nichts Nachtheiliges vorzulesen habe, besteht darin: die Handlungen und die Gedanken in einen geschickten Widerspruch zu bringen. Wenn man etwas thut oder sagt, welches an und für sich nicht recht ist, so muß man etwas Anderes dabei denken, wodurch jenes

wieder

Das Handbuch ist, wie der deutsche Name sagt, ein Buch, das man in der Hand hat, um es zu gebrauchen. Es ist also nicht dazu da, um es zu lesen, wie man ein Buch liest. Darum ist es auch nicht nöthig, daß man es ganz durchlese, um es zu verstehen. Es ist vielmehr so eingerichtet, daß man es nur in einzelnen Theilen, wie man sie gerade braucht, zu lesen braucht. Es ist also

denselben noch habe vertheidigen wollen, — bis in unsern Tagen der Moralist Stattler ihn wieder lehrt und behauptet.

2) Die philosophisch-bestimmte deutsche Sprache zeigt durch das Wort Gewissen einen Grad von völliger Überzeugung, von festem und deutlichen Bewußtsein an, ohne welches kein Vernünftiger etwas Wichtiges vornehmen wird und kann: ein Bewußtsein des Verhältnisses seiner Handlungen gegen das Gesetz, eine Überzeugung von der rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Beschaffenheit seiner Handlungen. Ein redlicher und frommer Katholik, der aber freilich bei P. Stattler kein Kollegium gehört hatte, sagte:

— — — Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt; so thu ich lieber
Das Gute nicht: weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Die Moral der Jesuiten lehrt hier von gerade das Gegentheil. Der von ihnen erfundene, oder aus den ältern Scholastikern wieder hergestellte, Probabilismus erlaubt, auch nach Wahrscheinlichkeiten, nach bloßen Vermuthungen, zu handeln;

Mich, und meine Kraft [illegible] [illegible] [illegible]

und itzt vorzüglich wieder sehr lesenswehrten Lettres provinciales in ihrer empörenden Blöße gezeigt.

Sollte einst in Deutschland ein Reisender mit einem Klärchen zusammenkommen, wenn anders unser Boden solche Charaktere trägt; so braucht er nicht, wie Jener in Avignon, den P. Escobar, P. Lessau, P. Baumy, zu durchblättern: er kann eben das bei P. Stattler finden. Denn, Jesuiten vom echten uralten Stamme, von unveränderter Kasuistik und Lehre, trägt leider unser Boden noch.

Unser Deutscher P. Sanchez hat, um sein Verdienst zu krönen, auch eine eigene Moral geschrieben; und man sieht mit Entsetzen, wie viele Dinge auch Er für recht und erlaubt erklärt, „sobald sie zur Gesundheit, zur Ehre, oder zum „Wohl, nöthig sind.“ Der Titel seines Werks ist:

> Allgemeine katholisch-christliche Sittenlehre oder wahre Glückseligkeitslehre aus hinreichenden Gründen der Göttlichen Offenbarung und der Philosophie, für die obersten Schulen der Pfalzbaierischen Lyceen auf höchsten Kurfürstl. Befehl verfaßt von Beneb. Stattler. München, 1790. Zwei Bände, Großoktav.

Ich schreibe Folgendes daraus ab. Bd 1, S. 427: „Wenn der Nothleidende durch eigene „Arbeit,

„Arbeit, wegen Krankheit, oder Abgang alles „Verdienstes seiner Arbeit, nicht im Stande ist, „sich seine großen Nothbedürfnisse zu verschaffen; „so hat er das Recht," [von seinen Mitbürgern oder vom Staat Unterstützung zu fordern? nein! sondern] „dem Reichen seinen Überfluß durch „heimliche oder öffentliche Gewalt abzunehmen." S. 460: „Wenn durch Würde (Würdigkeit) „allein uns wegen ungerechten Eigennutzes und „Parteilichkeit kein Weg zu öffentlichen Ämtern „offen steht, und überdies nur Unfähigere und „Unwürdigere sich aus solchen Ursachen dazu ein„dringen würden; so ist es erlaubt, wenn Got„tes- und Nächstenliebe der Beweggrund ist, so„gar verdienstlich, auch durch Schenkungen und „Verehrungen die Gunst derjenigen zu dem Ende „zu gewinnen, welche die Ämter zu übertragen die „Macht haben." Bd 2, S. 337—340: „Einer schwer schmachbringenden Realinjurie, z. B. „einem Stockstreiche, einer Maultasche u. dergl. „ins Angesicht, darf man durch Ermordung des „Beleidigers, wenn es nicht anders möglich ist, „zuvorkommen und sie ablehnen. Doch räth die „christliche Liebe, sich dieser Nothwehr zu entschla„gen; sofern nicht gar zu schwere Übel für andre „mit uns verbundne Personen aus so einer christ-

„lichen Geduld bevorstünden.“ [Welch eine komplizirte Theorie der Kollisionen!] „Auch gegen „die Gefahr der Wiederhohlung ist es erlaubt, „durch Ermordung des Beleidigers sich zu er„wehren. — Schweren Verläumdungen ist es „zwar insgemein nicht, aber doch alsdann „erlaubt, durch Ermordung des Verläumders zu„vorzukommen: a) wenn es gewiß vorgesehen „würde,“ [ist bei Menschen wohl nur immer Vermuthung, Probabilismus] „daß ein gewiß „falscher Verläumder gewissen Glauben finden, „b) uns aber zugleich alle Mittel der Ehrenret„tung durch Betrug oder Gewalt abschneiden „würde; und c) wenn wir, auch selbst durch die „Ermordung des Verläumders, nicht eben soviel „Gefahr von Schande zu besorgen hätten, als „wir dadurch zu vermeiden suchten.“ [Also heimlicher Meuchelmord ist, der Sicherheit wegen, vorzuziehen.] „Noch vielmehr ist es in diesem „Falle erlaubt, den Verläumder durch Ent„deckung eines seiner heimlichen Verbrechen „um jenes Ansehn zu bringen, womit er Glauben „bei Andern für seine Verläumdung erhalten könne. „Auch ein falsches Laster dem Verläumder in eben „solcher Absicht anzudichten, ist dann erlaubt, „wenn dies das einzige hinlängliche, schlechter-

„dings

„dings nothwendige, und auch gewiß dienliche, „Mittel ist, ihm allen Glauben und Kredit im „Verläumden zu nehmen; und wenn auch sonst „Niemand daraus, und selbst auch dem Beschützer „seiner Ehre keine eben solche Schande davon „bevorsteht.“

Dies bedarf wohl keines weitern Zusatzes. Ich zeige nur noch an, daß dieser Geistliche Rath seit 1791 zugleich wirklich frequentirender Büchercensürrath ist; und daß diese seine Mord- und Rachbegierige Moralphilosophie auf allerhöchsten Befehl nicht nur in allen Baierischen Gymnasien und Lyceen, sondern auch auf der Universität zu Ingolstadt, öffentlich gelehrt wird. Und zum Schluß wiederhole ich die Frage, welche der Leser nun beantworten mag: Sind die itzigen Jesuiten wirklich von den älteren verschieden?

2.

Über Geistesmittheilung.

Kero an Tutilo.

Ihre Abreise, mein Theurer, hat mir den Wehrt dessen was ich bei Ihrem Hiersein in so reichem Maaße genoß: Freundschaft und Geistesmit-

theilung, noch fühlbarer gemacht; und mehrere Tage hindurch richteten sich meine Gedanken, in der mir nun wieder gewordenen Einsamkeit, fast einzig auf diese beiden Gegenstände.

Das Heiligthum der Freundschaft kann den ungeweihten Blicken der großen Menge nicht geöffnet werden: was reine und schöne **Empfindung** für zwei gleichgestimmte Seelen ist, wird durch Darlegung vor dem Publikum zur **Empfindelei**. Hingegen, was die öffentlichste Auseinandersetzung nicht nur vertragen kann, sondern auch verdient, nicht nur verdient, sondern als Bedürfniß für die Menschheit fordert, ist der **Umgang** überhaupt. Allein, mich dünkt, noch hat kein Philosoph diesen wichtigen Gegenstand gehörig und würdig behandelt; noch ist er nicht, nach seiner psychologischen, intellektuellen, und moralischen Seite, hinlänglich betrachtet, wenigstens nicht erschöpft. Ich möchte hinzusetzen: auch von Seiten der **Pflicht**; denn die Beförderung unsrer Ausbildung durch mündlichen und schriftlichen Umgang scheint mir allerdings eine — obgleich meist verkannte — Pflicht, sowohl von Seiten des Gebers als des Empfängers.

In dieser Gedankenstimmung war ich, als mein Buchhändler mir die Freundschaftlichen Poesieen

Poesieen eines Soldaten *) zusandte, von deren Lesung in der ersten Ausgabe vor 30 Jahren ich noch eine angenehme Rückerinnerung hatte. Das vierte Gedicht (S. 31) führt die Überschrift: Die Freundschaft, nach Young. Sie werden mir schon erlauben müssen, mein Lieber, daß ich Ihnen den Anfang davon abschreibe. Ich kann Ihnen doch aus meinem eigenen Kopfe nichts so Gutes sagen; und wer weiß, ob Sie in Ihrer großen Stadt, wo Sie der Schätze nur zu viel haben, schon Musse fanden einen Blick in das Buch zu werfen? Nur Schade, daß dies Gedicht mehrere Härten hat; welche in den andern Stükken, wo der eigentliche Soldat redet, unanstößiger und selbst charakteristisch sind! Noch mehr Schade, setze ich hinzu, daß ich beim Abschreiben diese Härten nicht wegzuschleifen vermag! Ein paar Kleinigkeiten ändere ich indeß, meist nur um dem Englischen Originale noch treuer zu bleiben. Denn ich machte mir sogleich die Freude, aus meiner kleinen Landbibliothek den scharfsinnigen Young selbst zu holen, um ihn mit der deutschen Nachbildung, welche freilich nicht Übersetzung sein

*) Neue Ausgabe. Berlin, bei Lagarde. 1793. Großoktav.

soll, zu vergleichen. Es ist (wenn Sie anders zum Nachschlagen Lust haben) die Stelle: in der 2ten Nacht, V. 461 bis 515.

Daß man oft, und vielleicht sogar richtiger, Umgang statt „Freundschaft“ setzen kann, werden Sie mir zugeben.

Wie Bienen aus duftreichen Kräutern
Durch Mischung ihren Nektar sammeln:
So zieht der Mensch aus dir, o Freundschaft [Umgang],
Vergnügen und erhabne Weisheit,
Die traulich gern beisammen wohnen,
Allein, getrennt, wie Blüthen welken. —
Selbst der Vernunftquell wird zum Sumpfe,
Schaft ihm kein Freund ein sanft Ergießen.
Versperrt, verstocken die Gedanken,
Wie Waaren ohne Luft und Sonne.

Schön ist das Denken, doch nicht Alles;
Der Himmel gab uns mehr; die Rede,
Zum Zeichen und Kanal des Denkens
Das ungenutzt im Kopfschacht ruhet,
Bis Sprache es zu Tage fördert,
Sein Erz von groben Schlacken säubert,
Und Lebens Bild und Schrift ihm aufprägt.

Zum künftgen Brauch bewahr das ächte;
Hoff Vortheil, oft auch Ruhm, davon.
Mittheilend mehrt sich dieser Reichthum,
Und lehrend lernt man neue Wahrheit.
Zerschneid Polypen; sieh! es wächset
Aus jedem Theil neu ein Polyp.

Unaus-

Unausgesprochene Gedanken
Vernimt kein Ohr, genießt kein Sinn.
Die Rede facht die Glut des Herzens;
Die Rede schleift das Schwert des Geistes,
Zur Zierde glatt, zum Brauchen scharf.
Rost frißt den Degen in der Scheide,
Der nur geschwungen blinkt und sieget:
So auch Gelahrtheit in dem todten
Buchstab bestäubter Folianten,
Die stark auf Herzen wirken könnte,
Wenn Rede sie in Umlauf brächte.
Witzschaum platzt beim Gedankentausche,
Des Grüblers Hefen werden lauter.

Nehmt stolz zum stillen Tiefsinn Zuflucht;
Auch der ist arm, hilft ihm kein Umgang:
Er, der den schwärmenden Gedanken
Im Zaum der Lebenssitte bändigt,
Und selbst zur Einsamkeit geschickt macht,
Wie Arbeit Ruhe vorbereitet.
Ohn' Umgangsmildrung rast der Tiefsinn;
Und der Naturthor scheint halbweise,
Steht neben ihm der Weisheitsucher,
Der sich im Tiefsinnsrausch verstiegen.

Viel reicher als die Schachte Peru's,
Viel süßer als Hymettus's Honig,
Ist Weisheit; doch, braucht sie die Kräfte
Nicht stets zum Fleiß in guten Werken,
So kriecht sie tiefer noch als Thorheit.
Ihr Lehrten wird zur Thorheitsschelle.

Zu Grunde liegt: Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen", so ist das ein Zusammenhang. Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will schlafen", so ist das kein Zusammenhang. Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger", so ist das ein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will schlafen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang. Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang. Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger, und ich will siegen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger, und ich will siegen, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger, und ich will siegen, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will auferstehen, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger, und ich will siegen, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will auferstehen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger, und ich will siegen, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will auferstehen, denn ich habe Hunger, und ich will ewig leben, denn ich habe Hunger", so ist das kein Zusammenhang.

Wenn ich sage: „Ich habe Hunger, ich will essen, denn ich habe Hunger, und ich will schlafen, denn ich habe Hunger, und ich will leben, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will lachen, denn ich habe Hunger, und ich will weinen, denn ich habe Hunger, und ich will tanzen, denn ich habe Hunger, und ich will singen, denn ich habe Hunger, und ich will beten, denn ich habe Hunger, und ich will arbeiten, denn ich habe Hunger, und ich will ruhen, denn ich habe Hunger, und ich will spielen, denn ich habe Hunger, und ich will lieben, denn ich habe Hunger, und ich will hassen, denn ich habe Hunger, und ich will kämpfen, denn ich habe Hunger, und ich will siegen, denn ich habe Hunger, und ich will sterben, denn ich habe Hunger, und ich will auferstehen, denn ich habe Hunger, und ich will ewig leben, denn ich habe Hunger, und ich will Gott sein

„Freundschaft macht zwar einen schönen Tag in „den Affekten, nach Sturm und Ungewitter; aber „im Verstande, macht sie Tageslicht aus Finster„niß und Verwirrung der Gedanken. Und dies „ist nicht nur von einem treuen Rathe zu verste„hen, den ein Mensch von seinem Freunde em„pfängt; sondern es ist auch ausgemacht, daß „bei einem Jeden, dessen Seele mit vielen Ge„danken angefüllt ist, Witz und Verstand sich „schon dadurch läutern und aufklären, wenn er „sich mit einem Andern unterredet: er wirft „seine Gedanken leichter herum, er stellt sie in „bessere Ordnung; er sieht, wie sie aussehen, „wenn sie in Worte verwandelt sind. Kurz, er „wird weiser, als er selbst; und das mehr durch „eine Stunde Unterredung, als durch einen gan„zen Tag Nachdenken. Und diese zweite Frucht „der Freundschaft, die in der Öffnung des Ver„standes besteht, ist auch nicht bloß auf solche „Freunde eingeschränkt, die uns gute Lehren zu „ertheilen fähig sind (diese sind freilich die besten); „sondern ein Mensch lernt sogar ohne dies von „sich selbst, bringt seine eigenen Gedanken ans „Licht, und schärft seinen Witz, wie an einem „Wetzsteine, welcher selbst nicht schneidet. Mit „einem Wort: ein Mensch thäte besser, daß er

„seine

»seine Gedanken einer Statue oder einem Ge»mälde vortrüge, als daß er sie bei sich erstickte. «

Es könnte sonderbar scheinen, daß auch der Philosoph hier, wie oben der Dichter, die Vortheile des verständigen Umganges schildert, da er doch eigentlich von der Freundschaft zu reden versprochen hatte. Allein, ich finde hierin eben eine Bestätigung dessen was ich zu Anfang des Briefes sagte. Der Weltweise wollte nicht in leere und empfindelnde Deklamazionen verfallen: er berührt also den durch Sympathie und Gefühl geknüpften Bund nur dem Namen nach, und verweilt lieber mit seinen belehrenden Betrachtungen bei dem, was allgemeinere Sache der Menschheit ist, was auch freilich bei jeder vernünftigen Freundschaft (und welche andre verdiente diesen Namen?) zum Grunde liegen muß.

Aber diese vortreflichen Gedanken nun selbst! Nie fand ich den wichtigen Nutzen — und, ich wiederhole meinen obigen Ausdruck: die große Pflicht — des Umganges, des Gedankentausches, der Geistesmittheilung, so einleuchtend und bündig dargestellt, als in diesen dichterischen und philosophischen Stellen. Hat aber der fromme und religiöse Young, hat der weise und tiefsinnige

Bakon

Bakon Recht; was soll man denn zu denen sagen, welche sich so leichtsinnigerweise des (ich weiß kein anderes Wort) des Gedankenmordes schuldig machen, und der Religion und der Weisheit einen Dienst dadurch zu thun glauben? Wer die freie Austauschung der Gedanken im Gespräch und Umgang, im Briefwechsel und in gedruckten Schriften, hemmet; hemmt zugleich die Fortschritte der Vernunft, hemmt die Ausbildung der Menschheit: das heißt, das Edelste und Größte was wir hier auf Erden kennen, bis wir dort einst etwas Besseres (wenn etwas Besseres denkbar ist) erhalten werden.

Freilich giebt Bakon ein gutes Mittel an, um nicht ganz in Stumpfsinn zu vergehen: ein Mittel, welches man selbst unter der Türkischen und der Päpstlichen Regierung üben kann. Man trete vor Thomasens Gemälde, vor Lessings Brustbild hin; man denke sich diese wackern Deutsche als lebend, und ergieße vor ihnen seine Gedanken, seine Zweifel, seine Wünsche, seine Ahnungen. Schon ihr Anblick wird uns gesetzter und nachdenkender machen, ihr Bild wird uns Entschlossenheit und Liebe zur Wahrheit und Weisheit einflößen. — Aber, ach! ihr Mund ist nun für

uns

uns verschlossen; und wie, wenn einst sogar ihre Schriften nicht mehr unsre Enkel belehren dürften? . . .

Nur ein geübter Denker kann diesen Rath befolgen; allein, auch er wird noch Belehrung und Mittheilung der Gedanken bedürfen: und zwar in desto wichtigeren Angelegenheiten, je mehr er Denker ist. Aber gerade die wichtigen Angelegenheiten sind es, über welche itzt manche (zu intolerante? oder nur zu furchtsame?) Aufseher das Reden und Schreiben verbieten wollen. — Und was soll, wenn der kenntnißvolle und Ideenreiche Mann nur mit sich selbst oder mit Bildsäulen reden darf, aus der zahlreicheren Klasse derer werden, welche noch Belehrung brauchen, und sie fordern? welchen erst Gedanken gegeben werden müssen, um andere bei ihnen zu erzeugen? welchen der Sinn für Wahrheit, Weisheit, Tugend, für Edelmuth und Seelenhoheit, noch erweckt werden muß? und welche, wenn sie nun frei und selbst denken, darum nicht minder herzlich das Höchste Wesen verehren werden, weil sie den Vorurtheilen und dem Aberglauben entrissen sind; nicht minder treu ihrem Fürsten anhängen werden, weil sie Ihm

außer

außer Schutz und Sicherheit auch Geistesfreiheit zu verdanken haben?

Und dennoch sehe ich die Nothwendigkeit der Censur, so wie der Polizei überhaupt, ein (denn Censur ist Polizei); dennoch begreife ich, daß (so wie alle Polizeianstalten nicht Regeln für immer, sondern nur Vorschriften nach den jedesmaligen Umständen, geben können) bei der itzigen Lage der Dinge die Censur in Absicht politischer Gegenstände, nicht eben strenger, sondern nur vorsichtiger sein muß. Nur wünsche ich, als Mensch und als Patriot: daß die Staatsmänner, welche Censurverordnungen zu entwerfen haben, die ganze Wichtigkeit der Sache fassen, mit voller Kenntniß aller dahin gehörigen Umstände zu Werke gehn, und bei den großen Fortschritten des menschlichen Geistes in den letzten 20 Jahren, ihm (zumal wo nicht von Politik, sondern von Philosophie, Moral, und Religion die Rede ist) kein Joch aufbürden wollen, welches theils zwecklos, theils grausam, theils erbitternd, sein würde; — daß die Staatsbeamten, welche die Censur führen, sich selbst und das ihnen anvertraute Amt hinlänglich achten mögen, um keinen Vorwurf der Unwissenheit, der eingeschränkten

Denkart, der Parteilichkeit, oder gar der gesetzwidrigen Ungerechtigkeit, auf sich zu laden!

Leben Sie herzlich wohl, und antworten mir bald.

L. im Septemb. 1795.

Tutilo an Kero.

Ihre beiden Engländer haben sicherlich Recht, mein Freund. Was man nun, wenn sie Recht haben, denen zurufen muß, welche sich des Gedankenmordes schuldig machen? Das, was schon mit andern Worten in Ihrem Briefe steht: „Wolle doch nicht frömmer als Young, nicht weiser „als Bakon sein!“ Und, mögte ich hinzusetzen, auch nicht vorsichtiger und staatsklüger; denn Jene wussten doch auch was bei Höfen und Regierungen Sitte ist, welches man nicht immer bei Poeten und Philosophen finden mag: der Erste war ja Kaplan des Königs, und der Andere Großkanzler des Reichs.

Geistesmord sollte billig Jedem noch schauderhafter vorkommen, als Menschenmord. Allein es ist begreiflich, warum Manche sogar nichts dabei empfinden; sie glauben wohl Geister, aber

von

von andrer Art. — Indeß, unwiſſende und parteiiſche Cenſoren gab es immer, von Thomaſens Zeiten bis auf uns, und wird es immer geben; böten nur nicht ſo oft bedeutendere Männer zu ſolchen Unterdrückungen die Hand, Männer welche dieſe Art Geiſter ſehen können, und welchen ſie gewiß auch bisweilen in beſſeren Stunden erſcheinen, um ihnen zuzurufen (wie die Gemordeten dem ſeiner Politik Alles aufopfernden Richard im Shakeſpeare): Wir werden ſchwer auf deiner Seele liegen! — Doch genug davon.

Eine vortrefliche Zeile des Dichters über den Umgang ſcheint mir die:

Des Grüblers Hefen werden lauter.

Denn das iſt der wahre Gewinn der freien Mittheilung unſrer Gedanken unter einer Anzahl geiſtvoller Köpfe, daß wir die Stärke und Schwäche unſrer Meinungen, unſrer Urtheile, unſrer Grillen, auf die überzeugendſte Weiſe kennen lernen. Bleibt die Seele ihren einſamen Betrachtungen überlaſſen, ſo hat ſie keine Veranlaſſung, den Gegenſtand womit ſie ſich beſchäftigt, von mehrern Seiten anzuſehn; ſie geräth unmerklich in die ungeſtörte Herrſchaft einer Lieblingshypotheſe, wornach ſich gebieteriſch alle

Thurn-Taxis'schen Archive zu Regensburg. — Archivar Dr. Riezler in München hat die Ordnung und Verzeichnung der Archive des Fürsten Fugger in Augsburg vollendet. — Dr. Ernst Müller, Archivar des Fürsten Waldburg-Wolfegg, hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Wolfegg vollendet. — Archivar Dr. Ernst Müller in Wolfegg hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Zeil (ca. 1000 Nr.) vollendet. — Archivar Dr. Ernst Müller in Wolfegg hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Waldsee (ca. 1000 Nr.) vollendet. — Archivar Dr. Ernst Müller in Wolfegg hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Aulendorf (ca. 1000 Nr.) vollendet. — Archivar Dr. Ernst Müller in Wolfegg hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Scheer (ca. 1000 Nr.) vollendet. — Archivar Dr. Ernst Müller in Wolfegg hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Schussenried (ca. 1000 Nr.) vollendet. — Archivar Dr. Ernst Müller in Wolfegg hat die Ordnung und Verzeichnung des Archivs zu Ochsenhausen

...ch die Kirche, wie die Schule, und in jeder sich ...
...ben, und ihre Kinder in der Religion unterrichten ...
...ben. Die Kirche ist ein Gebäude, worinn sich ...
...Menschen versammeln, um Gott zu verehren, ...
...ihn anzurufen, und sein Wort zu hören.

Diese Kirche, in welcher die Gemeine ihre Andacht verrichtet, ist ein Gebäude, das ohne Thurm, und ohne Glocken ist. Sie ist 1772 gebauet worden, und hat 1773 eingeweihet werden können. Sie ist 60 Fuß lang, und 40 Fuß breit, und hat 2 Reihen Fenster, und 2 Thüren. Sie ist auf einem Platze gebauet, der der Gemeine gehöret, und der ihr von dem Herrn Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode geschenket worden ist. Sie ist auf Kosten der Gemeine gebauet worden, und hat 1200 Thaler gekostet. Sie ist mit Ziegeln gedeckt

Bildung, Bildung, Bildung! — Bildung, Bildung, Bildung,

Brücken und gebahnten Wegen. Stellen Sie Sich das ganze Bild der bigotten, sklavischen, entehrenden Gemüthsbeschaffenheit des großen Haufens lebhaft vor, welches mehrere Reisende uns von jenen Ländern entwerfen; — und sagen Sie mir dann aufrichtig, mein Lieber! würden Sie wohl, wenn der Anblick Ihr menschenfreundliches Herz zerrisse, ausrufen könnten: Aber ist denn gar keine Censur hier? Gewiß nicht! Und warum nicht? Weil das, was hier fehlt, die Censur nicht hervorbringen kann, weil Censur nie Etwas hervorbringt.

Lassen Sie uns die Sache noch weiter verfolgen. Gesetzt, Einer von uns thäte dennoch jenen Ausruf; würden wir wohl, wie dort in Polen bei der Frage nach der Polizei von vielen Vernünftigen, die Antwort hören: Leider nein! wir haben keine? Im Gegentheil! „Allerdings,“ würden die Mönche, die Schulmeister in den Jesuiterseminarien, die Gastwirthe der Wallfahrtsgesellschaften, die Verkäufer sinnloser Scharteken und Heiligenbilder uns entgegen rufen: „Allerdings ist hier Censur, und zwar eine sehr strenge, „eine sehr aufmerksame. Sie werden, meine „Herren, hier die gottlosen freigeisterischen Schriften nicht finden, welche man im Norden von

„Deutschland und von Europa lieſt; in unſern „Schulen, auf unſern Univerſitäten, von unſern „Kanzeln die gefährlichen und anſtößigen Sätze „nicht hören, bei deren freier Duldung in Ihrem „Lande wir nicht zu begreifen vermögen, wie Sie „noch einen Tag ruhig leben, noch eine Nacht „ſicher ſchlafen können. Sehen Sie hier das „Verzeichniß der hundert Engliſchen, der zwei„hundert Deutſchen verbotnen Bücher; aber kom„men Sie nur in meinen Laden," würde ein Buchhändler hinzuſetzen: „Sie ſollen Alles was „mit Cenſur gedruckt iſt, bei mir finden: des P. „Gruber Predigt am Roſenkranzfeſt, des Wie„nerpaters Roſenkranzpredigt, das Gebett zu dem „h. Vinzenzio Ferrerio, zu den fünf Wunden „Jeſu, zu dem Beichtiger Wendelinum, die An„dacht der 3 Oſtereier, P. Stattlers Philoſo„phie, u. ſ. w." — Was würde Ihr gutes liebevolles Herz (ich ſeh es im Geiſte bluten) hierzu denken, was Ihre Vernunft hierauf antworten?

Ich glaube demnach, mein Freund, ich habe gewonnen. Wollen Sie nun noch ferner die Cenſur mit der Polizei vergleichen, ſo erſinnen Sie erſt ein Mittel, wie jene auch etwas Nütz-

liches

liches und Schönes hervorbringen könnte. Und vielleicht wäre dies nicht unmöglich.

Leben Sie wohl!

B. Oktober 1793.

Derselbe an Denselben.

Noch ein Wort über die Vergleichung zwischen Censur und Polizei. Ich schlug heute etwas im 12ten Bande von Schlözers Staatsanzeigen nach, stieß bei dieser Gelegenheit auf Nr. 17 im 46sten Heft, und durchlas diesen für die Polizei nicht unwichtigen Aufsatz. Da fielen Sie mir wieder ein. Ich setze zu meinem gestrigen Brief also noch Folgendes hinzu:

Es ließe sich eine artige Abhandlung über Branteweinschank und Denk- und Preßfreiheit schreiben. Hr Kammerassessor Hüpeden erzählt (in dem genannten Aufsatze bei Schlözer) ungemein interessant: wie in den Deutschen Provinzen der Branteweiu zuerst aufgekommen ist; wie er damal große Verwüstungen anrichtete, und auch noch itzt ganz unbeschreiblichen Schaden thut; wie die Regierungen Anfangs allen Handel damit — „Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehre,

„zu Verhütung vieler Sünden und Laster, und „Förderung eines züchtigen und christlichen Le„bens“ — ausdrücklich verboten; wie aber der Geschmack daran immer mehr überhand genommen, die Regierungen hierauf den Brantweinhandel und -Schank nur eingeschränkt, endlich ganz erlaubt, ja zuletzt sogar sich eine Revenüe daraus erschaffen (einige auch ein Regale daraus gemacht), und das Brantweintrinken folglich zu vermehren gesucht haben um größere Revenüen zu ziehen. — Wie urtheilte man also hierbei? Man glaubte: der natürlichen und bürgerlichen Freiheit des Menschen hier die Sorge für seine eigene Wohlfarth überlassen zu müssen; und so sehr man es auch einsah, daß der Brantwein (wie Hr Hüpeden es erschütternd, aber gewiß nicht übertrieben, schildert) ganze Familien ja Generazionen zu Grunde richtet, Leib und Seele bei sehr Vielen verderbt, manchem Menschen und vorzüglich den Kindern ein wahres Gift ist, u. s. w.; so überließ man es doch der eignen Vernunft oder dem bessern Unterricht, diesen reizenden Verführungen genug Motive zum Widerstand entgegen zu stellen.

Sollte dies, könnte man sagen, nicht auf Denk- und Preßfreiheit eine Anwendung leiden?

Zugegeben,

Zugegeben, Edelmanns und Bahrdts Schriften wären so Leib- und Seelverderblich, als der ärgste Fusel im Übermaß genossen; Voltäre's Possen und Rousseau's Sophistereien hätten dieselbe schädliche Wirkung, als die feinen französischen Likore welche den Keim der Gesundheit bei Frauenzimmern und zarten Konstituzionen untergraben: so ist dieser Seelenbrantewein doch nicht einmal so allgemein da, wie der Schnaps in jeder Bude anlockt. Auch gehört schon eine gewisse Kultur dazu, sich mit Lesen den Magen und die Seele zu verderben, da hingegen der roheste Erdensohn sein Gläschen Aquavit (oder in Gift verwandeltes Korn) herunterzuschlucken versteht. Wer aber jene Lesekultur besitzt, wird eben durch dieselbe auch schon manchen guten Gedanken geschöpft, und also gewissermaßen das Gegengift schon bei sich haben. Es ermangelt ja nie, gegen einen schädlichen Schriftsteller, das Heer der Rezensenten, der Jurnalisten, der andern Schriftsteller, Lärm zu schreien; und es müßte ein sonderbares Schicksal sein, wenn Jemand bloß den Rousseau oder Bahrdt, aber gar keine Widerlegungen davon, zu Gesichte bekäme.

Die Parallele ist also nicht einmal ganz gleich; aber gesetzt, sie sei es, so verfahre man hier doch

nicht ängstlicher als dort. Man störe auch hier die natürliche Freiheit nicht, man vertraue auch hier etwas auf Vernunft, auf Sittlichkeit, auf besseres Beispiel, auf die nachfolgende Strafe, und endlich auf guten Unterricht. Für den letzteren sorgen, zumal im Protestantischen Deutschland, die Regierungen selbst so edel patriotisch; und unser gerührter Dank erkennt, wie viel derselbe bewirkt. Gewiß, dieser Unterricht ist zu wirksam, zu dauernd (und sonst wäre er ja auch nicht des Nennens wehrt), als daß jede Broschüre sogleich seinen Einfluß entkräften könnte.

Lieset man Hrn Hüpedens Schilderung, oder bedenkt die Sache nach eigenem Maaßstaab; so mögte man glauben: das Menschengeschlecht müsse durch den Brantwein, wenn auch nicht untergehn, doch ganz herunterkommen. Indeß findet man es während 300 Jahren*) doch nicht so. Es haben andre Kräfte dagegen zum Guten gewirkt. Eben so kann uns vielleicht einige Ängstkeit über den Nachtheil gewisser freien Sätze befallen.

*) Wahrscheinlich ist der Brantwein im 12ten Jahrhundert erfunden. Allein in nördlichen Deutschland, wovon Hr Hüpeden redet, kam er erst gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Gebrauch.

fallen. Aber auch hier wird gewiß Kraft gegen Kraft wirken, und so sich Alles ins rechte Gleichgewicht ziehen; wie auch die Erfahrung so vieler Zeiten und Länder zeigt. — Ob ich gleich endlich den medizinischen Nutzen des Brantweins nicht bestreiten will, so mögte er doch wohl gegen den Nutzen freimüthiger Geistesuntersuchungen nicht in Anschlag gebracht werden können; und man dürfte demnach für diese, nicht ohne Schein des Rechtes, wenigstens dieselbe Freiheit sich erbitten, welche der für einige Konstituzionen stets giftige Brantwein in allen polizirten Ländern Europa's genießt.

Alles dies könnte man sagen, mein Freund; und so spottend es auch scheint, so, dünkt mich, liegt doch manche Wahrheit darin. — Soviel sehen Sie aber wohl: ich rede hier nicht gegen die Censur selbst, sondern nur gegen Ihren Vergleich der Censur und der Polizei. Ich habe Ihnen in meinen beiden Briefen nur zeigen wollen, daß die letztere Manches erlaubt was die erstere verbieten würde, und manches daurende Monument zur allgemeinen Nutzbarkeit aufstellt, welches die erstere nicht thut. Sie verlangen, die Censur solle nicht drückend, nicht zu sehr beschränkend, kurz (negativ) unschädlich eingerichtet

werden;

werden; und das verlangt gewiß Jeder mit Ihnen. Ich wünsche nur noch, sie mögte auch (positiv) nützlich sein. Sollte ein Censurkollegium, wenn es mit Aufmerksamkeit den Geist seines Zeitalters beobachtete, nicht leichter als jedes andre gelehrte Institut im Stande sein, seinen Mitbürgern Rathschläge, Warnung, Belehrung mitzutheilen? Sollte es nicht zuweilen den bequemen Weg des Verbietens verschmähen, und dagegen lieber den mühsameren des Selbstschaffens wählen? — Doch ich breche ab, weil mich dies zu weit führen würde. Genug, wenn Sie sehen, wohin meine Idee geht; sollte Ihnen dieselbe gefallen, so führen Sie sie einst weiter aus.

3.

Die Hindostaner und die Sinesen mit einander verglichen, in Ansehung ihres physischen und moralischen Charakters.

Einen sehr interessanten und lehrreichen Kontrast machen die Sinesen mit den Hindostanern. Physisch und moralisch betrachtet, können zwei Völker nicht weiter von einander abstehn. Schon ihren körperlichen Anlagen nach, scheint das eine

Volk

Kaiser, die Reichsfürsten, Grafen, Edlen, Ritterschaft, Städte, Bürgermeister, Rath und Gemeinde, Unterthanen, Verwandte, Freunde, Feinde, Gegner, Widersacher, Nachkommen, Erben, Alle und Jede, was Standes, Würden, Wesens, Namens, Amts oder Gewerbes sie sind, oder sein mögen, geistlichen oder weltlichen, Mannen oder Weibern, Jungen oder Alten, Reichen oder Armen, Einheimischen oder Fremden, Gegenwärtigen oder Abwesenden, Lebenden oder Todten, Ungeborenen, Allen und Jeden, denen dieser Brief vorkommt, vorgelesen oder zu wissen gethan wird, Unsern und des Reichs Gruß zuvor, und thun Euch Alle und Jede hiermit kund, daß Wir, nach Unserm Amtspflichten, Unsern Kaiserlichen Gerechtigkeiten, Ehren, Würden, Gewohnheiten, Freiheiten, Gnaden, Gaben, Privilegien, Briefen, Siegeln, Rech

Kalb, Adam, und Eva, Abraham und Sara, und Isaak und Rebekka, und Jakob, und Rahel, und Lea, und Joseph, und Moses, und Aaron, und Josua, und Gideon, und Jephtha, und Samson, und Samuel, und David, und Salomo, und Elias, und Elisa, und Jonas, und Daniel, und Esther, und Judith, und Tobias, und Hiob, und Johannes der Täufer, und Maria, und Joseph, und Jesus, und Petrus, und Paulus, und Johannes der Evangelist, und Stephanus, und Thomas, und Jakobus, und Bartholomäus, und Matthäus, und Philippus, und Andreas, und Simon, und Judas Thaddäus, und Matthias, und Barnabas, und Lukas, und Markus, und Timotheus, und Titus, und Philemon, und Onesimus, und Ignatius, und Polykarpus, und Papias, und Quadratus, und Aristides, und Justinus, und Tatianus, und Athenagoras, und Theophilus, und Irenäus, und Hegesippus, und Pantänus, und Clemens, und Tertullianus, und Origenes, und Dionysius, und Gregorius Thaumaturgus, und Julius Africanus, und Minucius Felix, und Novatianus, und Cyprianus, und Dionysius, und Pamphilus, und Petrus, und Methodius, und Lucianus, und Arnobius, und Lactantius, und Anthimus, und Antonius, und Pachomius, und Hilarion, und Makarius, und Ephräm, und Basilius, und Gregorius von Nazianz, und Gregorius von Nyssa, und Amphilochius, und Epiphanius, und Cyrillus, und Johannes Chrysostomus, und Theophilus, und Hieronymus, und Rufinus, und Ambrosius, und Augustinus, und Paulinus, und Sulpicius Severus, und Orosius, und Prosper, und Cassianus, und Leo, und Gelasius, und Gregorius der Große, und Isidorus, und Beda, und Bonifacius, und Alkuin, und Rabanus Maurus, und Agobardus, und Claudius, und Paschasius Radbertus, und Ratramnus, und Remigius, und Hinkmarus, und Johannes Scotus Erigena, und Anselmus, und Bernhardus, und Petrus Damiani, und Petrus Lombardus, und Gratianus, und Hugo von St. Victor, und Petrus Comestor, und Petrus Cantor, und Alexander von Hales, und Albertus Magnus, und Thomas von Aquin, und Bonaventura, und Duns Scotus, und Wilhelm von Occam, und Johannes Gerson, und Johannes Wessel, und Johannes Reuchlin, und Erasmus, und Luther, und Melanchthon, und Zwingli, und Oekolampadius, und Calvin, und Beza, und Arminius, und Grotius, und Spinoza, und Leibnitz, und Wolf, und Kant, und Fichte, und Schelling, und Hegel, und Schleiermacher, und Strauß, und Feuerbach, und Bruno Bauer, und Ruge, und Marx, und Engels, und Stirner, und Hess, und Weitling, und Proudhon, und Bakunin, und Lassalle, und Schweitzer, und Liebknecht, und Bebel, und Most, und Hasselmann, und Hasenclever, und Hasselmann, und Hasenclever, und Hasselmann, und Hasenclever

Alten, Neuen und Ewigen, Schwarzen, Grünen und Weissen Meere, Bey Gelegenheit der Reise des Herrn Grafen von Bylandt, Königl. Grossbritannischen Generals, Gouverneurs und Ober-Commandanten der Insel Minorca, nach Constantinopel, Smyrna, Aegypten, Syrien, Cypern, Rhodus, Candien, Malta, Sicilien, Italien, Frankreich und Spanien, in den Jahren 1769 und 1770. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Johann Jacob Reiske. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1773. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Der Verfasser dieser Reise ist Herr Peyssonel, Königl. Französischer Consul zu Smyrna, und Correspondent der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris. Er hat sich in der Levante, und besonders in Smyrna, 40 Jahre aufgehalten, und sich in dieser Zeit mit Erforschung der Naturgeschichte dieser Länder beschäftiget. Auch hat er Reisen durch einen Theil derselben gethan, und sich dabey mit Sammlung der Naturalien abgegeben. Diese hat er dem Könige von Frankreich geschenkt, und dadurch das Königl. Naturalienkabinet in Paris ansehnlich bereichert. Er hat auch Beobachtungen über die Naturgeschichte dieser Länder gemacht, und sie der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt. Diese Beobachtungen sind in den Memoiren dieser Akademie enthalten. Herr Reiske hat sie aus diesen Memoiren ausgezogen, und sie mit Anmerkungen begleitet. Diese Anmerkungen sind sehr weitläuftig, und enthalten viele Gelehrsamkeit. Sie sind aber nicht immer richtig. Herr Reiske hat sich auch bemühet, die Namen der Thiere, Pflanzen und Mineralien, die Herr Peyssonel anführt, zu bestimmen. Allein auch hierin hat er sich oft geirret. Herr Peyssonel hat sich nicht immer der Linnäischen Namen bedienet, und Herr Reiske hat sich nicht immer die Mühe gegeben, sie zu suchen. Er hat sich auch nicht immer die Mühe gegeben, die Beschreibungen, die Herr Peyssonel von den Thieren, Pflanzen und Mineralien macht, mit den Beschreibungen, die andere Naturforscher davon machen, zu vergleichen. Dadurch ist er in Irrthümer gerathen, die er hätte vermeiden können. Herr Peyssonel hat sich auch nicht immer der Linnäischen Namen bedienet, und Herr Reiske hat sich nicht immer die Mühe gegeben, sie zu suchen. Er hat sich auch nicht immer die Mühe gegeben, die Beschreibungen, die Herr Peyssonel von den Thieren, Pflanzen und Mineralien macht, mit den Beschreibungen, die andere Naturforscher davon machen, zu vergleichen. Dadurch ist er in Irrthümer gerathen, die er hätte vermeiden können.

kraft mit sonderbaren, bald Furcht, bald Hofnung erregenden, Bildern erfüllt. Beide Arten Bilder haben für die Einbildungskraft großen Reiz. Beide Affekten: Furcht und Hofnung, sind die mächtigsten Triebfedern der menschlichen Seele; sie sind es für den Hindostaner in seiner Moral. Die Furcht vor künftigen Strafen, vor dem Zorn der Gottheit, die Hofnung künftiger Belohnung oder der Gnade der Gottheit, sind seine Beweggründe zum Handeln. Er würde Gesellschaftspflichten für Sünde halten, wenn sie nach seinen Vorstellungen den Zorn der Gottheit über ihn bringen könnten; das Wohl der Gesellschaft ist ihm gleichgültig, wenn er nur der Gnade des Himmels versichert ist.

Die Moral des Sinesen enthält keine einzige Regel, welche sich nicht auf das Wohl der Gesellschaft bezöge; die Moral oder die Religion des Hindostaners (denn in der That weiß er von keiner andern Moral, als der Religion) gebietet ihm Handlungen, die mit dem Wohl der Gesellschaft nicht bestehen können: sie nöthigt junge Witwen, sich mit ihren verstorbnen Männern zu verbrennen. Sie gebeut ihm Vieles was weder für die Gesellschaft, noch für den einzelnen Menschen Nutzen hat; womit aber der Wahn die Idee

verknüpft,

verknüpft, daß dadurch der Zorn des Himmels von ihm ab, dessen Gnade aber ihm zugewandt werde: sie gebeut ihm, sich oft zu waschen, besonders sich im Ganges zu baden, um seiner Sünden los zu werden. Eben diese Religion macht Ruhe zum Merkmal der Seligkeit; die Moral der Sinesen, die nur empfiehlt was der Gesellschaft nützlich ist, erhebt eben dadurch die Arbeitsamkeit zu einer der ersten Tugenden. In den heiligen Büchern der Hindostaner heißt es: „Sitzen ist besser „als Gehen, und Liegen besser als Sitzen; Schlafen besser als Wachen, und der Tod besser als „Alles.“

„Das Wohl Aller soll durch den redlichen Beitrag Aller befördert werden; aber dafür soll auch Jeder seinen Theil am allgemeinen Wohl mit genießen.“ Aus diesen Grundsätzen fließt des Sinesen Thätigkeit; aber auch seine Ungeduld, Unrecht zu leiden. Er hat eben so wohl Ansprüche an die Gesellschaft, als er Pflichten gegen sie hat. Diese Überzeugung, verbunden mit seiner physischen Stärke, machen ihn allenfalls zum Empörer, wenn er sich sonst gegen Druck nicht zu helfen weiß. In Hungersnoth, wenn er glaubt daß schlechte Anstalten der Regierung die Noth veranlaßt haben, bricht er mit Gewalt in die Provinzen

ein, wo er seinen Hunger stillen kann. Der Indianer, den seine Religion alle seine Begegnisse als Verhängnisse der Gottheit, und leidende Ergebung als eine der heiligsten Pflichten betrachten läßt, der Indianer, dessen Blut sanft fließt, und dessen ganze physische Natur ihn mehr zum Dulden als Wagen fähig macht, erwartet gelassen den Hungertod, und stirbt ihn eher zehnmal, als daß er sich durch eine Empörung Brot verschaffen sollte *). Das Hungerjahr in Bengalen, in den ersten Zeiten der Englischen Herrschaft, rafte Millionen Menschen weg; die Ursachen des Mangels sollen die eigennützigen Maaßregeln der Engländer gewesen sein: dennoch machten die Bengaler nicht den geringsten Versuch, ihr Leben durch gewaltsame Mittel zu retten. In Sina hingegen erfolgt, nach allen Zeugnissen die wir von diesem Lande haben, unfehlbar in der Provinz, wo dem befürchteten Mangel nicht unverzüglich durch die Regierung abgeholfen wird, eine Empörung.

Bei den Hindostanern entspringt die Moral aus der Religion; diese ist der Baum, jene die Frucht. Ihre Religion ist theils aus metaphysi-

schen

*) Helfen denn Empörungen gegen Brotmangel? B.

schen in Bilder gekleideten Ideen, theils aus Tradizion entstanden; die Priester (Brahminen) haben daraus ein System zusammengesetzt, dessen Hauptsätze darauf hinauslaufen: Die Willkür der Gottheit bestimmt Recht und Unrecht, und schaltet mit dem Menschen und seinem Schicksal; der Priester ist nicht sowohl der Diener, als der Liebling dieser Gottheit. Ihm sollen, so will es die Gottheit, alle Menschen fröhnen.

Bei dem Sinesen ist Religion die Frucht, Moral der Baum. Die Gesellschaft erfordert Ordnung: alle lebende Wesen, die neben einander existiren sollen, müssen eine gewisse Ordnung beobachten. Es muß ein Anordner sein für das Ganze, wie für eine menschliche Gesellschaft. Dieser Anordner der Natur muß, wie der Anordner in der Gesellschaft, verehrt werden. Dem Andenken der Vorfahren, als vormaligen Wohlthätern der Gesellschaft, die den Jetztlebenden die Möglichkeit einer glücklichen Existenz vorbereitet haben, gebührt Dankbarkeit und Verehrung. Dies sind die Glaubensartikel der Sinesen; ihre religiösen Gebräuche, ihre Feste haben keinen andern Zweck, als die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden zu befördern. Sie glauben, daß eine genau bestimmte, gerechte und wachsame Polizei

wirksamer sei gute Bürger zu bilden, als Meinungen, über die sich streiten läßt, als Meinungen, welche die Bestrafung böser Handlungen in die entfernteste Zukunft hinaussetzen, ja die sogar Hofnung machen, die Strafe bloß durch Beobachtung gewisser Zeremonien abzuwenden.

Der Sinese hat sein Staatsrecht auf den einfachen Begrif gegründet: „Der Staat ist eine „Familie; die Familie muß von einem Hausvater „regiert werden. Aber der Hausvater muß alle „seine Kinder unparteiisch lieben, für alle sorgen, „keines vorziehn.“ Der Sinese weiß von keinem Erbadel. Der Hausvater muß für die Erziehung aller seiner Kinder sorgen; je besser sie erzogen sind, desto brauchbarer werden sie in seinem Hause, desto folgsamer gegen seine Anordnungen sein. Noch sind die Sinesen von keinem Volke, in Ansehung der Menge und äußerlichen guten Einrichtung der Schulgebäude, Bücher u. s. w., in der Wahl und Besoldung der Lehrer und Erzieher für das ganze Volk ohne Unterschied, übertroffen. Aber Regierungsgeschäfte erfordern eigne Kenntnisse, eigne Fähigkeiten. In Sina werden die Ämter nur an solche vergeben, welche sich die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten durch ein ordentliches, in den Gesetzen vorgeschriebnes

schriebnes Studium erworben haben. Diese Gelehrten, die wir Mandarinen zu nennen pflegen, machen keinen besondern Stand aus; sie haben keine Vorrechte. Jeder Sinese kann seinen Sohn zu einem Mandarin erziehen lassen; nur muß er öffentliche Proben seiner Geschicklichkeit ablegen, und sich dadurch öffentliche Zeugnisse seiner Würdigkeit erwerben *).

Die Staatsverfassung der Indostaner ist in alten Zeiten von Kriegern und Priestern angeordnet; und diese machten die Anordnung so **): daß ihnen und ihren Nachkommen alle Vorzüge und Vortheile gesichert, alle Lasten der Gesellschaft aber auf die so genannten niedern Volksklassen oder Kasten geworfen wurden. Sie nahmen die Religion zu Hülfe, um eine ewige Scheidewand zwischen diesen Kasten aufzuführen: auf der einen Seite stehen die, welche ohne Arbeit im Überfluß alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen, auf der andern Seite die in Niedrigkeit arbeitenden, demüthigen, jenen mit blinder Ehr-

*) Auf eine ähnliche Weise schildert uns Xenophon die ältern Perser. B.

**) Nicht auf einmal, sondern nach und nach, wie ich bei einer andern Gelegenheit zeige.

furcht gehorchenden Kasten. Alles dies ließ sich der Hindostaner gefallen, durch seine physische Konstituzion und durch seine Religionsbegriffe zum Dulden gebildet. Ist irgendwo ein Amt, eine Stelle einträglich, oder mit Ansehn, mit Gewalt verbunden; so kann nur ein Priestersohn oder einer aus dem Stamme der Krieger dazu gelangen. Wer in der Kaste der Handwerker, der Kaufleute, der Taglöhner geboren ist, darf nicht hoffen, daß jemal einer seiner Nachkommen sich zu höhern Beschäftigungen erheben dürfe. Würde ein Newton unter den Lastträgern geboren, er müßte Lastträger bleiben sein Lebenlang, und das größte Genie, das die Natur je hervorgebracht, dürfte sich nicht entwickeln.

Vielleicht erfordert schon die physische Konstituzion des Sinesen mehr Genuß der physischen Liebe; seine Nahrungsmittel machen es wahrscheinlich; auch schweift er darin aus. Keiner der Sinesen hat wohl je die geringste Idee von platonischer Liebe gehabt. Alles Moralische bei ihrer Art zu lieben, entspringt bloß aus Begriffen der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft. Der moralisch liebende Sinese sieht in seiner geliebten Frau die gute Haushälterinn, die gute Mutter; nichts mehr, aber auch nichts weniger.

Sich

Sich seine Geliebte als die Schönste, die Vollkommenste ihres Geschlechts, und in ihrem Besitz sich überirdische Seligkeit zu denken: so etwas muß man von dem sinnlichen Sinesen nicht erwarten; eher vielleicht vom Hindostaner, der, so wie er überhaupt mehr in und vermittelst der Einbildungskraft lebt, auch der geistigen Liebe fähiger zu sein scheint, als jener.

Freilich steht der Sinese still auf der Stuffe der Kultur, die er einmal erreicht hat. Aber es liegt nicht an seinem Willen, an seinem Stolz, daß er stehen bleibt. Unwillkürliche Hindernisse machen ihm weitere Fortschritte fast unmöglich. Die Beschaffenheit seiner Sprache, seiner Schrift, an die er seit Jahrtausenden gewöhnt ist, sind unüberwindliche Schwierigkeiten, die er gleichwohl überwinden müßte um weiter zu kommen. Aber so viel Millionen Menschen eine neue Sprache, eine neue Schrift zu geben: das wird nie ein menschliches Projekt vermögen; dazu würde ein Wunder nöthig sein.

Alle Hindernisse, die dem Hindostaner zu weiterm Fortschritte entgegen sind, entstehen aus seinen Vorurtheilen. Seine Sprache ist des nehmlichen weitern Anbaues fähig, wie die Sprache der Europäer. Aber der Hindostaner

darf nicht weiter gehen; seine Religion gestattet es nicht. Seine Wissenschaften hat er von Bramah bekommen, sie sind göttlichen Ursprungs, sind heilig; wie sollte er von Völkern etwas lernen dürfen, die nichts von seinem Bramah empfangen haben? und die vielleicht verlangen würden, daß die Braminen nicht länger Braminen, d. i. Beherrscher des Volks vermittelst ihres ausschließlichen Besitzes der Wissenschaften, bleiben sollten?

Der Sinese, der sich und die Seinigen durch seine Arbeiten gut ernährt, gut gekleidet, gut erzogen und gesittet sah, der im Umgange mit seinen Freunden, Bekannten, Nachbarn und Mitbürgern gesellschaftliche Dienstleistungen wechselte und gesellschaftliche Freude genoß, legt sein Haupt ruhig nieder, und schläft ohne Furcht, ohne Wünsche ein. Soll der Hindostaner aus diesem Leben scheiden, so beschäftigt er sich mehr mit dem Gedanken, ob er auch die Pagoden besucht und sich im Ganges gewaschen, als mit dem, ob er ein guter Bürger, ein guter Ehmann, ein guter Hausvater gewesen; er berechnet, ob er beim Übergang in eine andre Welt, mehr den Zorn der Gottheit zu fürchten, oder ihre Gnade zu hoffen habe. Diese Zweifel ängstigen ihn in der letzten Stunde, wo die sich selbst gelaßne

Natur

Natur zwar oft die heftigsten körperlichen Schmerzen, aber keine Gemüthsleiden zu fürchten hat; und er wählt die abenteuerlichsten Mittel zur Beruhigung *).

Bei aller Anhängigkeit an seine abergläubische Religion, ist der Hindostaner indeß tolerant; selbst der Priester, der Bramine, ist es! — Mögten alle positive Religionen und ihre Diener so tolerant sein! — Zwar nicht alle Braminen, aber doch Viele unter ihnen, scheinen geheime Philosophen zu sein, die aber die Philosophie für sich behalten: vielleicht aus Eigennutz, vielleicht aus Besorgniß öffentlich gestattete Philosophie würde die Sitten des Volks verderben. Die Mandarinen hingegen in Sina sind öffentlich Philosophen, halten den Aberglauben des Volks für schädlich, mögten ihn gerne ganz vertilgen; aller Unterricht, den sie dem Volke geben lassen, ist auf Vernunfterkenntnisse gegründet **). Der Bramine

*) Z. B. das Ergreifen eines Kuhschwanzes, u. s. w.

**) Indeß giebt es auch in Sina sehr abgeschmackte und ungeheure Systeme, welche unter allen Ständen und selbst am Hofe Eingang finden: z. B. das System Laokiuns, dem zufolge das höchste Gut in einem positiven Nichts besteht. B.

Bramine hält es entweder für nöthig, oder doch seinen Absichten am dienlichsten, das Volk durch die Auktorität des Himmels zu regieren. Der Mandarin haßt dieses Mittel, und glaubt, bloß die Auktorität der Wahrheit, die durch die Vernunft erkannt wird, gebrauchen zu müssen.

Gewinnsucht von schnellem Verstande begleitet, macht den Sineſen zum feinen Betrüger. Aber er will gewinnen um zu genießen, und die Welt soll wissen daß er reich ist. Er kleidet sich gut, er putzt sein Haus, sein Zimmer auf, er liebt schöne Möbeln. Geizig ist er nicht.

Furcht macht den Hindoſtaner geizig: er sammelt Schätze und vergräbt sie. Die Fürsten der Hindoſtaner führen große Steinmassen auf, die bei ihnen die Stelle der Palläſte und Festungen vertreten; hier verwahren sie ihre Schätze. Der Hindoſtaner ist kein schneller Betrüger im Handel und Wandel, aber er legt treulos geheime Plane an einen Mann zu stürzen, dessen einträgliche Stelle er zu haben wünscht; er wird, um diesen Zweck zu erreichen, an seinen Verwandten zum Verräther.

Der Sineſe widersteht der Unterdrückung; aber ich weiß nicht, daß ihm in irgend einer Reisebeschreibung Grausamkeit beigelegt würde. Der

Hindoſtaner

Hindoſtaner verhält ſich leidend, wenn er keinen augenſcheinlich glücklichen Erfolg von ſeinem Widerſtande ſieht; aber er behält ſeinen Groll in ſeinem Herzen, und rächt ſich, ſobald die Rache in ſeiner Gewalt iſt *), auf eine grauſame Art.

Der Sineſe hat die Tugenden eines phyſiſch und moraliſch ſtarken, der Hindoſtaner die eines in beider Hinſicht ſchwachen Charakters.

Aber ich ſehe, daß man den Sineſen Feigheit vorwirft. Ich bekenne, daß ich den Beweis dieſes Vorwurfs nirgend gefunden habe; hingegen Beweiſe die Menge, daß ſie ein muthiges Volk ſind: in ihrer Geſchichte, in ihren Kriegen mit den Mogoln, in ihren bürgerlichen Kriegen **).

Man

*) Als Hollwell hörte, er würde vom Subah, deſſen Kriegsgefangner er war, an den Rajah Monickchund, ausgeliefert werden, war dieſe Nachricht ein Donnerſchlag für ihn. Rajah Monickchund war ſein Feind. „Ich war bei mir überzeugt,“ ſagt Hollwell, „daß ich nie wieder lebendig aus den „Händen dieſer räuberiſchen Harpyie, dieſes ächten „Hindoſtaners in der ſchlimmſten Bedeutung des „Worts, entkommen würde.“ Hollwell, Indian Tracts, p. 414.

**) Seit 150 Jahren werden ſie doch von einem fremden und ſehr wenig zahlreichen Volke, den Mandſchu, beherrſcht. B.

Man verachte den Hindoſtaner nicht wegen ſeiner Schwäche. Sie iſt eine Folge theils von der Zartheit ſeiner phyſiſchen Anlage, theils von einer Menge moraliſcher Urſachen, die ihn ſeit Jahrhunderten zum Dulden gewöhnten. Seine ruhige Ergebung flößt vielmehr, da ſie mit ſoviel religiöſer Geſinnung und ſoviel ſanften geſellſchaftlichen und häuslichen Tugenden verbunden iſt, Achtung ein.

H.

4.

An Herrn Profeſſor Markus Herz.

Daß ich die Blumen ſterben ſehe,
Beſtimmt, ſie mir auf's Grab zu ſtreun;
Daß ich den Weg zu Fuße gehe,
Auf dem, nach allem Augenſchein,
Mich bald ein ſchwarz bezogner Wagen
Zu meinem Grabe ſollte tragen:
Dies, Freund, verdank' ich Dir allein.
Mein Fieber ließ Dich mit mir ſchalten;
Selbſt Deiner Kenntniß ſprach es Hohn,
Und ohne Hofnung ſahſt Du ſchon
In Deinen Armen mich erkalten.
Die Hofnung hatteſt Du verloren,
Allein den Muth zum Retten, nicht.

O Mann, Du bist zum Arzt geboren!
Du ziehest aus den kleinsten Poren
Des Sterbenden noch Unterricht,
Ein neues Mittel zu ergründen,
Des Todes Macht zu überwinden,
Wenn schon das starre Auge bricht.
Der Bühne zärtlichste Duette,
Des Witzes heiterstes Gespötte,
Der Kartenblätter schnellstes Glück,
Der Schönheit liebevollster Blick:
Das alles hielt vom Krankenbette
Des Hoffenden, Dich nie zurück.
Du hast nicht Wurzeln bloß und Kräuter
Zur Linderung für seinen Schmerz;
O nein, Du hast — was wünscht er weiter? —
Auch eine Thräne für sein Herz.
Daher die Ruhe, das Vertrauen,
Die Folgsamkeit für Dein Gebot!
Er denkt den Ausgang ohne Grauen,
Und hofft des Lebens Abendroth
In ferner Zukunft erst zu schauen.

Zum ersten mal seit dreißig Jahren
Faßt rückwärts mich, wie ein Bandit,
Ein starkes Fieber bei den Haaren,
Und lähmt mir langsam Glied für Glied.
Du ringst den Dolch ihm aus den Händen,
Womit es meinem Leben dräut;
Nicht wahr: ich kann in Sicherheit
Nun wieder dreißig Jahr vollenden,

Bevor Du einen zweiten Streit
Als Mittler nöthig hast zu enden?
Doch nein! was wünsch' ich Thor vielleicht,
Wenn jener ersten Periode
Die zweite nicht an Freude gleicht,
Und Überdruß umsonst dem Tode
Die Hand von selbst entgegen reicht?
Ich fürcht', es wird die Müh nicht lohnen,
Für das zu leben, bester Mann!
Was uns die Zukunft bieten kann.
Umsonst beut seine Lorbeerkronen
Der Ruhm noch grauen Köpfen an;
Verloren werden keine Bänder
Im Tanz für uns, geneckt zu sein;
Wir sammeln höchstens wohl die Pfänder,
Doch nicht den Lösungskuß, noch ein.
Was bleibt denn übrig? Wein und Karten,
Und, wem das Glück hat wohl gewollt,
Ein Gütchen, Landhaus oder Garten,
Wo Langeweile mit ihm schmollt.
Denn, Freund! was füllt des Herzens Leere,
Als das Gefühl? Mir scheint's, es sei
Bei leerem Herzen einerlei,
Ob man schon längst gestorben wäre.

Der Weise hält mit seinem Magen
So leicht Diät; allein so schwer
Mit seiner Seele! — Wenn sie mehr,
Als ihre Ruhe kann ertragen,
Für das Gefühl zusammen rafft;

O lieber Freund, wer hat die Kraft,
Die Näscherinn davon zu jagen?
Man zaudert, bis Erfahrung lehrt
Daß ihre Näschereien blähen;
Wen aber Sie im Schlafe stört,
Muß mit Tartüff zu Bette gehen.

Der, welcher dreifach nicht sein Herz
Zuvor bepanzert hat mit Erz,
Der sehe nicht die Trauerspiele
Die itzt Europa giebt, mit an;
Sonst schlägt er Wunden dem Gefühle,
Die dann kein Balsam heilen kann.

Ohn' unser Zuthun geht die Welt.
So gehe sie bis an das Ende!
Wer sich ans Steuerruder stellt,
Bekömmt auch Schwielen in die Hände;
Und wenn sein Schiff ein Leck erhält,
Wär's gleich auch an verborgner Klippe,
Da gilt für ihn kein Ungefähr;
Das Volk schreit doch aus Einer Lippe:
Der ungeschickte Tölpel der!

Man muß, wie Ramler, seine Tage
Den Musen und der Freundschaft weihn,
Um Politik, um Zeitungssage,
Um Zukunft unbekümmert sein,
Und höchstens üble Laune haben
Wenn ein Aktör das Spiel verdirbt;

Man wird mit Funfzig sonst begraben,
Wenn Ramler erst mit Hundert stirbt.
Dies Ziel wonach ein Jeder strebt,
Kann nur die Mäßigkeit erstreben;
Und wer zugleich am frohsten lebt,
Wird sicher auch am längsten leben.

Berlin. v. Göckingk.

5.

Proselytenmacherei in Augsburg.

Unsre Stadt Augsburg ist bekanntlich ein Ort, wo beide Religionsparteien in bester Harmonie zusammen wohnen, Handel und Geschäfte in bürgerlicher Eintracht mit einander führen, und wo auch der Magistrat (den Gesetzen der Paritat gemäß) gleichförmig aus Evangelischen und Katholischen Mitgliedern besteht. Dieser friedliche, durch die Verfassung und die gutmüthige Denkungsart der Bürger aufrecht erhaltene, Zustand wird aber beunruhigt und erleidet in seinen Grundfesten eine Erschütterung, wenn durch die Religionskaperei bekehrungssüchtiger Geistlichen manche Familie gekränkt und daher erbittert wird. Schande über die Menschen, welche unsre segensvolle Ruhe und Vertraulichkeit stören! Und ich muß hinzusetzen,

Rate, und selbst Gemeinden, die sich durch ihre Wohlhabenheit auszeichnen, haben nicht selten Jahre hindurch mit Schulden zu kämpfen, die sich nicht selten auf mehrere Tausende belaufen. Diese Schulden sind meistens Folgen von Bauten, die entweder ganz neu aufgeführt oder doch wesentlich verbessert wurden. Solche Bauten sind: Kirchen, Pfarrhäuser, Schulhäuser, Rathhäuser, Spitäler, Armenhäuser, Gemeindehäuser, Gemeindeschmieden, Gemeindewaschhäuser, Gemeindebackhäuser, Gemeindebrunnen, Gemeindewasserleitungen, Gemeindeschützenhäuser, Gemeindeschützenstände, Gemeindeschießplätze, Gemeindeschießhäuser, Gemeindeschieß

Jesuiten und Kontroverspredigers unserer Tage, des P. Merz. Es ist eigentlich ein Katholischer Katechismus; und scheint mir, in dieser Hinsicht, nicht merkwürdiger oder unvernünftiger, als manche andre die mir in die Hände gekommen sind. Aber P. Neumayr war, wie es einem Jesuiten ziemt, auch ein großer Eiferer für seinen Glauben; als solcher, hielt er seine verdammenden Kontroverspredigten, und verband damit seine listigen (oder, wie er es nennt, guten) „Erinnerungen an die Konvertiten *)." Sein Namen ist längst der Verachtung Preis gegeben; aber daß sein Anwerbungsmittel, mit seiner Empfehlung: als recht kräftig, noch so oft nach seinem Tode bei uns gedruckt

*) Der ganze Titel des Büchleins heißt: „Kern des Christenthums, oder christkatholische Glaubens- und Sittenlehre, in immerwährende Übung gesetzt, ehemalen mittelst katechetischer Unterweisungen der Jugend zugewendet: itzt aber durch den Druck allgemein bekannt gemacht, von P. Francisco Neumayr, S. J., des Hohen Domstifts zu Augsburg Ordinari Predigern. Samt einer guten Erinnerung an die Konvertiten. Zwölfte Auflage. Mit Römisch Kaiserl. allergndigster Freiheit. Augsburg, im Verlage der Joseph Wolfischen Buchhandlung, 1778." 18 Bog. in Oktav. B.

gedruckt werde, wissen, wie ich wetten möchte, von allen Evangelischen Einwohnern Augsburgs vielleicht kaum sechs Personen. Daß es aber leider noch mehrere Menschen hier giebt, welche den von diesem Jesuiten vorgezeichneten Plan befolgen, kann ich Ihnen verbürgen.

Im J. 1759 hielt er am Hilariatage, seiner Gewohnheit nach, eine richtige Kontroverspredigt; und redete in derselben auch von der „lutherschen Gewissensruhe.“ Dieser seltsame Ausdruck bezeichnet nicht etwa, wie ein ehrlicher Protestant glauben möchte, den Mangel der Gewissensruhe, welchen (angeblich) jeder Akatholikus empfinden müsse; oder die Beunruhigung eines Lutheraners, welcher von dem Katholischen System überzeugt worden ist, aber aus Menschenfurcht oder andern irdischen Rücksichten dennoch nicht übertreten mag, und welchem also der bekehrende Priester die freie und offene Huldigung gegen die erkannte Wahrheit zur Gewissenssache macht. Gerade das Gegentheil! Wer sich in dieser Lage befindet, bekömmt hier eine Anleitung zum Heucheln, zum Verstellen; er lernt hier einen feinen Ausweg, wie er seine Familie und seine Obrigkeit täuschen und in allen Lutherschen Ämtern — wahrscheinlich auch, welches ja ein be-

rühmter Katholischer Geistlicher lehrt, in einer Protestantischen Predigerstelle *) — bleiben kann, kurz wie man als Lutheraner auf Erden nichts zu verlieren braucht, und doch am Ende als ächter Katholik den Himmel gewiß davon tragen muß. Das nennen die Jesuiten die Gewissen beruhigen! Dergleichen wird noch itzt in öffentlichen Lehrbüchern angerathen und empfohlen!

Dies Stück seiner Predigt hat nehmlich P. Neumayr, damit es noch mehr wirke, seinem sogenannten Kern des Christenthums angehängt, wo Sie es von S. 263 bis 268 finden werden. Er sagt von dieser Erinnerung an die Konvertiten: „Sie wird wohl taugen, ihre Ängsten zu beruhigen, und die Beschwernissen zu erleichtern.“ Am Ende der Vorrede fügt er aber noch einige Worte, und zwar lateinisch, an die Herren Pfarrer über diesen Anhang hinzu, gleichsam als einen Gebrauchszettel bei einer Arzenei, welchen nur der Apotheker aber nicht der Kranke selbst lesen soll. Hier heißt es: „Die Konvertiten können auf die Weise wie ich es im Anhange gesagt habe, ohne große Beschwerlichkeit, sowohl von ihrer als von unsrer Seite,“ [freilich fallen sie alsdann der Bekeh-

*) Man s. Berl. Monatsschr. 1793 Jänner, S. 20, 22.

Bekehrungskasse nicht zur Last, wenn sie noch immer für Lutheraner gelten] und mit treuerer Behaarlichkeit, gewonnen werden. Das Mittel ist sicher und wirksam *). " Probatum est!

Da noch immer mehrere Protestanten glauben, daß wenigstens itzt nicht mehr der geheime Übertritt begünstigt wird, wobei man ein Protestant scheinen und doch ein Katholik sein kann, wobei man noch immer den Protestantischen Gottesdienst besuchen darf, und hingegen die Kathol. Messe zu hören und die Kathol. Fasten zu beobachten nicht nöthig hat; so schreibe ich, zum Abdruck für Ihre Leser, von dieser Erinnerung an die Konvertiten wenigstens (mit dem P. Neumayr zu reden) den „Kern" ab. Ich übergehe die notorisch falschen Klagen im Eingang: daß die Protestanten alle Katholische Überläufer, so nichtswehrt sie auch seien, Schutz und Brot finden lassen, wogegen die Katholiken weit schwieriger

wären;

*) „NB. NB. Si quis (quod fiet non sine magno fructu atque solatio) ex admod. Rever. Dominis Parochis hoc libello uti velit, suadeo. . . . Ad finem adjeci quaedam pro convertendis notanda, ut facilius, et sine gravi tum sua tum nostra molestia, et cum certiore constantia, reduci ad frugem possint. Praxis est secura, et efficax. "

ren; und daß der Protestantische Verfolgungsgeist, den Gesetzen des Münsterischen Friedens zuwider, den Konvertiten keine Gewissensfreiheit gestatte sondern sie wegen der Religionsänderung drücke und kränke. — Hier folgt nun der milde Aufruf, und der ehrliche Rath.

„Elende! [Lutheraner!] Wie könnt Ihr denn „in dem Irrthum verharren mit Ruhe des Ge„wissens? Ihr seufzet! und ich weiß wohl, war„um Ihr seufzet. Ihr seufzet, weil Ihr erken„net die schwere Schuldigkeit, eurem Irrthum „abzuschwören, und zu gleicher Zeit die Hinder„nissen einsehet, die sich eurer Bekehrung entge„gen setzen. Die Enterbung, die Verfolgung, „die Verspottung, der Verlust der Ehre, der „Verwaltung, des Brots selbst, stellen sich in „fürchterlichen Gestalten vor Augen. Es heißet: „wenn ich mich heut für katholisch erkläre, so muß „ich in das Elend hinreisen; man spürzet aus über„mich; und aus Mangel der Arbeit, des Gewerbs, „des Kredits, weiß ich morgen schon nicht, wo „ich esse oder schlafe. — — Weil nun der Ver„folgungsgeist [der Herren Protestanten] der Ge„lassenheit [Freiheit des Übertritts] zuwider ist, „muß ich guten Seelen, welche aus Protestanti„schen Ländern gern zu den Katholiken übergingen,

„weil

»weil sie, von dem Irrthum überzeuget, ernst»liche Begierd fühlen, ihr Heil in Sicherheit zu »setzen, zu gleicher Zeit aber mit schüchternen »Herzen die auf ihren Übergang sich häufende »Drangsalen überlegen, — Trost beingen, und »Mittel vorschlagen, krafft welcher sie den andro»henden Übeln ausweichen mögen. Folget dem »Rath, meine Freunde! folget dem Rath, und »machet meinen Unterricht auch andern in Angst »ihres Gewissens schmachtenden Personen bekannt. »Er ist sicher; er ist ausständig; er machet euch »selig, ohne daß er euch verbindet, was zeitlich »ist, zu verlassen!*).

»Ihr glaubet, wenn Ihr wollt katholisch »werden, so sei nothwendig, daß Ihr Vater und »Mutter, Weib und Kind, Haus und Hof, »Amt und Gewerb, ja das Vaterland verlasset »und euch anderswo ansetzt; Ihr meinet, eure »Änderung müsse ausgetrompetet werden, und »dieses nach dem Befehl Christi, der sich dessen »vor seinem Vater wird schämen, so sich seiner »vor der Welt schämen wird. — Aber lasset mich

 »reden;

*) Christus hatte freilich eine andre Maxime. Aber, wir werden auch gleich hören, wie P. Neumair zwischen sich und Christus unterscheidet.

Bäume, über einen Bach, über Felder, über Berge, über Thäler, über Wälder, über Wiesen, über Gärten, über Häuser, über Kirchen, über Thürme, über Schlösser, über Städte, über Dörfer, über Menschen, über Thiere, über Vögel, über Fische, über Würmer, über Insekten, über Pflanzen, über Blumen, über Früchte, über Kräuter, über Gras, über Moos, über Sand, über Steine, über Erde, über Wasser, über Luft, über Feuer, über Licht, über Finsterniß, über Tag, über Nacht, über Himmel, über Sonne, über Mond, über Sterne, über Kometen, über Planeten, über Monde, über Ringe, über Sonnenflecken, über Nebelflecken, über Milchstraßen, über Sternhaufen, über Sternschnuppen, über Feuerkugeln, über Meteorsteine, über Eisenmassen, über Erdbeben, über Vulkane, über Lavaströme, über Gebirge, über Flüsse, über Seen, über Meere, über Inseln, über Halbinseln, über Landengen, über Vorgebirge, über Klippen, über Ufer, über Küsten, über Ebbe und Fluth, über Strömungen, über Wellen, über Schaum, über Wolken, über Nebel, über Regen, über Schnee, über Hagel, über Reif, über Thau, über Eis, über Gletscher, über Stürme, über Orkane, über Wirbelwinde, über Gewitter, über Blitze, über Donner, über Regenbogen, über Nordlichter, über Irrlichter, über Feuermeteore, über Luftspiegelungen, über Höfe, über Nebensonnen, über Ringe um Sonne und Mond, über Kreuze, über Säulen, über Hitze, über Kälte, über Trockenheit, über Feuchtigkeit, über Dürre, über Regenzeiten, über Jahreszeiten, über Klima, über Barometerstand, über Thermometerstand, über Hygrometerstand, über Windrichtung, über Windstärke, über Windfahnen, über Windrosen, über Passatwinde, über Monsune, über Land- und Seewinde, über Bergwinde, über Thalwinde, über Föhn, über Scirocco, über Bora, über Mistral, über Harmattan, über Samum, über Simum, über Chamsin, über Schneestürme, über Sandstürme, über Staubwirbel, über Wasserhosen, über Tornados, über Cyclonen, über Typhone, über Hurrikane, über Windstille, über Calmen, über Windbeutel, über Windmühlen, über Windmühlenflügel, über Windmühlenhäuschen, über Windmühlenmüller, über Windmühlenmüllerinnen, über Windmühlenmüllerkinder, über Windmühlenmüllerknechte, über Windmühlenmüllermägde, über Windmühlenmüllerhunde, über Windmühlenmüllerkatzen, über Windmühlenmüllerpferde, über Windmühlenmüllerkühe, über Windmühlenmüllerschweine, über Windmühlenmüllerhühner, über Windmühlenmüllergänse, über Windmühlenmüllerenten, über Windmühlenmüllertauben, über Windmühlenmüllerkanarienvögel, über Windmühlenmüllerpapageien, über Windmühlenmüllerraben, über Windmühlenmüllerkrähen, über Windmühlenmüllerelstern, über Windmühlenmüllerdohlen, über Windmühlenmüllerstaare, über Windmühlenmüllerlerchen, über Windmühlenmüllerfinken, über Windmühlenmüllersperlinge, über Windmühlenmüllerschwalben, über Windmühlenmüllerstörche, über Windmühlenmüllerreiher, über Windmühlenmüllerstorche, über Windmühlenmüllerpelikane, über Windmühlenmüllerflamingos, über Windmühlenmüllerschwäne, über Windmühlenmüllerenten, über Windmühlenmüllergänse, über Windmühlenmüllerhühner, über Windmühlenmüllertauben, über Windmühlenmüllerkanarienvögel, über Windmühlenmüllerpapageien, über Windmühlenmüllerraben, über Windmühlenmüllerkrähen, über Windmühlenmüllerelstern, über Windmühlenmüllerdohlen, über Windmühlenmüllerstaare, über Windmühlenmüllerlerchen, über Windmühlenmüllerfinken, über Windmühlenmüllersperlinge, über Windmühlenmüllerschwalben, über Windmühlenmüllerstörche, über Windmühlenmüllerreiher, über Windmühlenmüllerstorche, über Windmühlenmüllerpelikane, über Windmühlenmüllerflamingos, über Windmühlenmüllerschwäne,

„dem Protestanten, ein kräftiger übernatürlicher „von der Liebe zu Gott entzündeter Will, den „wahren Glauben allezeit im Herzen zu halten, „und zu gelegner Zeit mit dem Munde zu „bekennen.

„Der zweite Punkt. Ein Protestant, wenn „er auch schon vollkommen von seinem Irrthum „überzeuget ist, ist darum nicht gehalten sich „verhaßt zu machen, oder sein Brot zu ver„lassen, und sich in das Elend *) zu begeben; es „wäre denn Sach, daß er ohne die nächste Gefahr „seiner Seligkeit in seinem Vaterlande nicht blei„ben könnte: welches man nicht so leicht glauben „muß, weil vielleicht außer des Vaterlands, das „ist im Elend, die Gefahr des Unfalls noch näher „ist. Er thut genug, wenn er heimlichen Un„terricht nach und nach einnimmt; das ist das „Erste. Wenn er nach gehöriger Prüfung in „Beisein zwei oder drei Zeugen das Glaubens„bekenntniß ablegt, obschon in der Still und „ohne Gepräng; das ist das Zweite. Wenn er „alsdann nur das Protestantische Abendmahl „meidet, kann er bei seinem Brot bleiben, und „ein heimlicher Katholik sein, ohne daß er an

„das

*) Ausland, Exil.

„das Kirchengebot wegen Meßhören und Fasten,
„mit Gefahr sich zu verrathen, gebunden wäre;
„allein, das soll er betrachten, daß er, bei einer
„vorgeschützten Reise, in einem katholischen Lande
„jährlich ein und andermal, nach abgelegter katho-
„lischer Beicht, die H. Kommunion empfange;
„das ist das Dritte. Und so ist ja allen Beschwer-
„nissen der Bekehrung abgeholfen.

„Der dritte Punkt. Das Gebot eines öf-
„fentlichen Glaubensbekenntnisses ist praeceptum
„affirmativum, quod semper obligat, sed non
„pro semper: ein Gebot, welches uns zwar alle-
„zeit bindet, aber nicht für allezeit *); also,
„daß freilich den Glauben mit Wort oder Zeichen
„verleugnen, allezeit verboten sei, aber das
„Verhüllen erlaubt, wenigstens so lang, als es
„möglich ist ohne Kränkung der Ehre Gottes, und
„ohne Gefahr so wohl eigner, als fremder Seel.
„Darum, so dich deine ordentliche Obrigkeit
„fragte, oder so du dich durch deine Verhüllung
„in Gefahr des Abfalls, oder Andere in Ärgerniß
„stürztest; siehe, alsdann erst bist du schuldig,
„dich zu erkennen zu geben; alsdann bindet dich
„das Gebot, dich des Herrn nicht zu schämen;
„alsdann mußt du dich entschließen, Blut und
„Gut

*) Eine feine Jesuitische Distinkzion!

„Gut für den Glauben zu geben, bis dahin magst „du dich in Geheim halten. Spare deine Herz„haftigkeit, bis es die Noth erfordert: auch den „Martyrern wurde es nicht allezeit zur Tugend „gerechnet, wenn sie sich ohne Noth den Henkern „bloß gaben; und Christus selbst wollte sich ehe „nicht fangen lassen, bis seine Stunde gekommen „war: Nondum venerat hora ejus. Frühe genug, „daß du dich tapfer anschickest, sobald dir Gott „die Ehre erweiset, und dich plagen läßt, nicht „als einen Dieb oder Mörder, wohl aber wegen „seiner. Gaudete et exultate; alsdann freuet „euch, Allerliebste, und frolocket: denn euer Lohn „ist groß in dem Himmel.“

6.

Einige Nachrichten von der Küste Koromandel.

I.

Auszug eines Schreibens des Hrn Missionarius C. S. John *) an Hrn D. Bloch in Berlin.

Trankenbar, d. 10 Febr. 1794.

— — Durch Ihre schätzbaren Zuschriften und prächtigen Werke haben Sie mir d. 15 Septemb. 1793

*) Ein früherer Brief Desselben steht Dezemb. 1792, Nr. 4.

1793 und 29 Jänn. 1794 zu den schönsten Tagen auf Erden gemacht. — Ihr Werk erregt bei allen Einheimischen und Fremden, die es sehen, Bewunderung; und meine schwarzen Fischer können nicht genug erstaunen, wie ihre Fische itzt auf dem Papier so lebendig herumschwimmen. Nun wird ihnen und mir das Sammeln leichter.

Meine nach Europa gegangnen Zöglinge, Hr Johnson welcher in Halle Theologie studiert, und Hr Lebeck, dessen Aufenthalt mir nicht bekannt ist und welcher Medizin studieren will, werden Sie in Berlin besuchen. Lehren Sie dieselben, was ich nicht weiß. Wenigstens sind sie auf die Naturgeschichte sehr aufmerksam, und seit ihrer Abreise im Jänner vor. J. entbehre ich die größte Hülfe im Sammeln, Aufbewahren, Zeichnen, Beschreiben und Packen. Noch weiß ich nicht, wie ich itzt aus Mangel an Hülfe fertig werden soll; denn schwarze Hände haben mir schon kostbare Sammlungen verdorben. So ist es mir itzt mit einer Vogelsammlung für die Gesellschaft Naturforschender Freunde gegangen, die mich auf Ihre Empfehlung zum Mitglied zu erwählen gewürdigt hat. Nun sende ich nur das Gerettete. — Meine Europäischen itzigen Zöglinge kopiren sehr gut, verstehn aber noch nicht nach der Natur zu

zeichnen;

Arbeiten, und die Art der Arbeiten, so wie sie in
den Werkstätten der Gesellen und Meister vorkommen,
sind die Grundlage, auf welcher die Lehrlingsschule
ihren Unterricht aufbauen muß. Dieser Unterricht
muß also in Verbindung mit der Werkstätte stehen.
Der Vorsteher der Lehrlingsschule muß daher
das Handwerk, dessen Lehrlinge er unterrichtet,
selbst gelernt haben, und es muß ihm Gelegenheit
gegeben werden, sich in demselben zu üben, damit
er mit den Fortschritten desselben bekannt bleibe.
Er muß ferner Gelegenheit haben, die Arbeiten
der Lehrlinge in den Werkstätten zu sehen, damit
er sie in der Schule darauf aufmerksam machen
könne, wie sie dieselben verbessern können. Er
muß endlich Gelegenheit haben, sich mit den Meistern
über die Fortschritte der Lehrlinge zu besprechen.
Diese Gelegenheit wird sich am leichtesten finden,
wenn der Vorsteher der Lehrlingsschule selbst
Meister ist, und wenn er in seiner Werkstätte
Lehrlinge hat, die zugleich die Schule besuchen.
Dann wird er auch am besten wissen, was
den Lehrlingen in der Schule gelehrt werden muß,
damit sie in der Werkstätte mit Nutzen arbeiten
können. Er wird auch am besten wissen, wie
viel Zeit den Lehrlingen in der Schule gegeben
werden muß, damit sie in der Werkstätte nicht
zu viel Zeit verlieren. Er wird endlich am besten
wissen, wie viel Zeit den Lehrlingen in der Schule
gegeben werden muß, damit sie in der Werkstätte
nicht zu viel Zeit verlieren.

Ehren und Dienstbarkeiten des Hr. Marien Stifft, Pfarrkirchen, Schulen, Hospitalen, Gottshäusern, Clöstern, Bruderschafften, Gemeinden, Gesellschafften, Zünfften, Handwercken, Gewerben, Gerechtigkeiten, Freyheiten, Gnaden, Gaben, Gülten, Zinsen, Renten, Zehenden, Lehen, Aigenthumben, Gütern, Leuthen, Unterthanen, Hindersassen, Gesind, Vogtey, Gerichten, Obrigkeiten, Hochen, Nidern, Malefiz, Civil, Criminal, Jurisdictionen, Rechten, Gerechtsamen, Herkommen, Gewonhe

Bild 1. Kreis- und Ellipsenbogen in einer Ebene.

Bild 2. Kreis- und Ellipsenbogen in zwei Ebenen.

Bild 3. Kreis- und Ellipsenbogen in drei Ebenen.

Bild 4. Kreis- und Ellipsenbogen in vier Ebenen.

von Herren aus Indien gehört hat, daß es hier Fische regne; einige hiesige Engländer wollen sogar mit Eiden versichern, daß sie es gesehn, und mit vielen Andern solche vom Himmel gefallne Fische gegessen hätten. Ich wenigstens habe in der eben vergangnen Regenzeit vergeblich darauf gelauert. Dr. Roxburgh hat von diesen seinsollenden Himmelsfischen zwei Zeichnungen verfertigen lassen, und nach England gesandt.

Daß Sie meiner und Hrn Rottler und Dr. Klein's so gütig gütig erwähnen, habe ich nebst diesen Freunden mit Vergnügen gesehn. Führen Sie auch meinen so thätigen Dr. Roxburgh (itzt zu Kalkutta in Bengalen) an, welcher vielleicht schon wegen des so eben Erzählten in Ihrem Werke genannt zu werden verdient, da er sonst als der thätigste Botanist bekannt genug ist. So auch meinen Herzensfreund Dr. Heine (in Samulkottah, unweit Koringo, auf Koromandel), von welchem ich

Anderson zu Edinburgh 18 Bände der Märkischen Ökonomischen Gesellschaft, deren Mitglied er ist, nebst andern Büchern und eignen Abhandlungen zugesandt. Man s. in den Berlinischen Zeitungen vom 13 Nov. dies. J. die Nachricht von der Versammlung der genannten Gesellschaft am 6 Nov. 1794 zu Potsdam. Sie verspricht, das Interessanteste aus jener Bienensammlung übersetzen zu lassen. B.

ich einen Brief an mich beischließe *). Wenn Gott uns erhält, so sollen Sie in Wahrheit noch viele Bände mit unsern Fischen anfüllen.

Guvernör von Angelbeck zu Koschin (auf der Küste Malabar) geht itzt als Guvernör nach Kolombo (auf der Insel Seilan). Dieser große Freund und Wohlthäter der Mission hat wegen hohen Alters die Korrespondenz aufgehoben. Er besitzt schöne Werke, braucht sie aber wohl nicht mehr.

Etliche Schildkröten und Frösche empfangen Sie itzt, imgleichen Eidexen. Viele Schildkröten sind mir in der Regenzeit verdorben, und Kopf und Füße abgefressen worden. Vielerlei Arten giebt es hier nicht; auf Seilan, mehr: von wannen die kleine mit sehr hartem Schilde ist. Bis itzt weiß ich nur von einer See- und zwei Landschildkröten. — So eben komme ich vom Packen. Alle mögliche Behutsamkeit ist angewandt worden. Da der Seilansche Arrak nicht so gut als der Batavische ist, welchen letztern ich itzt nicht habe; so habe ich zu den Fischen, Fröschen und Eidexen wieder von neuem den besten abgezognen Spiritus aufgießen lassen. Die Fische sind in Läppchen genäht. Weinen mögte ich, daß meine trocknen und in Spiritus gestandnen Fische letzt so verdor-

*) Nr. II.

ben bei Ihnen angekommen sind. Mögten doch meine Gläser diesmal besseres Glück haben! Der Oberschifschirurgus Hr. Frick verspricht mir, sie alle in die Medizinkiste aufzunehmen. Daß im vorigen Oktober wieder kein Dänisches Schif von hier abgegangen, hat Ihnen und mir viel geschadet; denn die Regenzeit hat viel verderbt, und in itziger Jahrszeit sind manche Fische nicht zu haben. Aus Mangel an dünnen Buchbinderspänen (denn ich habe leider zu starke aus Kopenhagen erhalten, wo keine Heftnadel durchgeht), kann ich itzt nur wenig Häute ohne aufzuheften senden. Ich wünschte sehr, die Holländische Kunst: Fischhäute auf Brettchen mit ihren Farben sogar zu erhalten, zu erfahren. — O wären wir doch etliche 1000 Meilen einander näher, oder könnten jährlich uns zweimal schreiben!

Die so schnelle Besorgung der Katelschen Kunstsachen*) setzte mich in angenehmes Erstaunen. Sonst aber hatte ich beim Auspacken derselben die mehrste Betrübniß; da alles Geleimte auseinander gegangen, an den theuresten Instrumenten vieles hier Unersetzbare zerbrochen war, und Vieles Nürnbergischer aussah, als die vorher erhaltnen

*) Aus Berlin.

nen mathematischen vortreflichen Modelle und seine Ankündigung erwarten ließen. — Schicken Sie mir ja keine Mußarten und dergleichen weiter, da ich sie von Kopenhagen erhalte, und ich sehe daß fast alle eingemachte Früchte verderben. Auch sind sie viel theurer als ich mir vorgestellt hätte; Füllen Sie, bitte ich, die Gläser mit Rocken, Gerste, Hafer, kleinem Getreide und Samen an. Zum Erstaunen haben wir itzt den schönsten Kohl aus Samen von 1791, welchen uns Prof. Herrmann aus Strasburg in Wachspapier äußerst verwahrt zugesandt hat. Ach, die schönen Blumen und Gartengewächse Europens müssen wir hier fast vergessen! ! — Wollten Sie mir etwas Firniß senden zu den trocknen Fischen, würde es angenehm sein. Sollte auch etwa Steinkohlenöl können gebraucht werden?

Es erfolgen die hier gewöhnlichsten Münzen, nebst einem Verzeichniß*). Ich erwarte noch mehr von fremden Gegenden. Was ich Ihnen noch schuldig bin, werde ich durch das Königl. Missionskollegium baar übermachen, oder durch Naturprodukte vergelten. — — Gott erhalte Sie in bestem Wohlsein! —

*) Nr. III.

II.

Dr. Heine's Brief an Hrn John.

Samulkottah, d. 20 Oktob. 1793.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen diesmal etwas von meiner Reise nach Pettapûr sage. Pettapûr (oder Pettapore) liegt Nordwärts 8 Englische Meilen von Samulkottah, und ist die Residenz des Rajah *), in dessen Distrikt der letztgenannte Ort liegt. Bis dahin hatte ich mir vorgenommen, Dr. Roxburgh auf seiner Reise nach Bengalen, die er über Land anstellen will, zu begleiten; da er seine Abschiedsvisite bei dem Rajah machen wollte. Wir traten unsern Zug, weil derselbe nicht aufgeschoben werden konnte, unter den größten Regengüssen an, welche das Land überschwemmten. Da ich zu Pferde war, so können Sie Sich leicht vorstellen, daß mir aller Muth verging auf dem Wege Beobachtungen zu machen.

Das Erste was meine Aufmerksamkeit in Pettapur beschäftigte, war eine, wenigstens nach hiesiger Art, große Pagode **); in Trankenbar aber würde man sie nur unter die kleinen zählen.

Sie

*) Rajah heißen bekanntlich die Lehntragenden Fürsten.

**) Tempel.

Ein neues wesentliches und überhaupt noch gar nicht bekanntes, aber sehr wichtiges Mittel, die Gesundheit zu erhalten, ist die Reinlichkeit. Sie ist nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Gesellschaft, in der er lebt, von der größten Wichtigkeit. Sie ist es, welche die Ausbreitung der Krankheiten, die Ansteckung, verhindert, und sie ist es, welche die Gesundheit erhält. Sie ist es, welche die Menschen gesund und stark macht. Sie ist es, welche die Menschen schön macht. Sie ist es, welche die Menschen glücklich macht. Sie ist es, welche die Menschen gut macht. Sie ist es, welche die Menschen zu Engeln macht. Sie ist es, welche die Menschen zu Göttern macht. Sie ist es, welche die Menschen zu Gott macht. Sie ist es, welche die Menschen zu Gott macht. Sie ist es, welche die Menschen zu Gott

Ich, in dem Gefühle meiner Unwürdigkeit, wollte mich ihr nicht nahen. Sie aber, die Gute, kam mir entgegen, und ich durfte mich an ihrem Busen ausweinen. Ich durfte ihr alles gestehen, was ich in der Angst meines Herzens gelitten hatte, und sie sprach mich los von meinen Sünden. Sie sprach mich los, und ich ward rein. Sie sprach mich los, und ich ward wieder Mensch. Was Mutter, was Gattin, was Freundin nur Gutes und Edles ist, das ist Maria. Sie ist Mutter, Gattin und Freundin in einem Wesen. Sie ist Mutter, denn sie hat mich geboren; sie ist Gattin, denn sie hat mich mit Liebe umfangen; sie ist Freundin, denn sie hat mich getröstet, als ich weinte. Sie ist Mutter, denn sie hat mich geboren, und ich bin ihr Kind. Sie ist Gattin, denn sie hat mich mit Liebe umfangen, und ich bin ihr Mann. Sie ist Freundin, denn sie hat mich getröstet, als ich weinte, und ich bin ihr Freund. Sie ist Mutter, denn sie hat mich geboren, und ich bin ihr Kind. Sie ist Gattin, denn sie hat mich mit Liebe umfangen, und ich bin ihr Mann. Sie ist Freundin, denn sie hat mich getröstet, als ich weinte, und ich bin ihr Freund. Sie ist Mutter, denn sie hat mich geboren, und ich bin ihr Kind. Sie ist Gattin, denn sie hat mich mit Liebe umfangen, und ich bin ihr Mann. Sie ist Freundin, denn sie hat mich getröstet, als ich weinte, und ich bin ihr Freund.

Jahre nach 1648 Bücher verzeichnet. Die Bücher-Verzeichnisse, welche Sie [illegible] Jahre [illegible] Jahre [illegible] Jahre

alle Spitze, — durch alle Höhe, und durch alle Tiefe, — gewaltiger, als alle Gewalt, — und durch alle Breite, — weiter, als alle Weite, — und durch alle Länge, — länger, als alle Länge, — und durch alle Dicke, — dicker, als alle Dicke, — und durch alle Schwere, — schwerer, als alle Schwere, — und durch alle Leichtigkeit, — leichter, als alle Leichtigkeit, — und durch alle Geschwindigkeit, — geschwinder, als alle Geschwindigkeit, — und durch alle Langsamkeit, — langsamer, als alle Langsamkeit, — und durch alle Farbe, — farbiger, als alle Farbe, — und durch alle Farblosigkeit, — farbloser, als alle Farblosigkeit, — und durch alle Wärme, — wärmer, als alle Wärme, — und durch alle Kälte, — kälter, als alle Kälte, — und durch alle Süssigkeit, — süsser, als alle Süssigkeit, — und durch alle Bitterkeit, — bitterer, als alle Bitterkeit, — und durch alle Lust, — lustiger, als alle Lust, — und durch alle Unlust, — unlustiger, als alle Unlust, — und durch alle Ruhe, — ruhiger, als alle Ruhe, — und durch alle Unruhe, — unruhiger, als alle Unruhe, — und durch alle Stille, — stiller, als alle Stille, — und durch alle Lärmigkeit, — lärmiger, als alle Lärmigkeit, — und durch alle Gesundheit, — gesunder, als alle Gesundheit, — und durch alle Krankheit, — kränker, als alle Krankheit, — und durch alle Schönheit, — schöner, als alle Schönheit, — und durch alle Hässlichkeit, — hässlicher, als alle Hässlichkeit, — und durch alle Reichthum, — reicher, als alle Reichthum, — und durch alle Armuth, — ärmer, als alle Armuth, — und durch alle Ehre, — ehrlicher, als alle Ehre, — und durch alle Schande, — schändlicher, als alle Schande, — und durch alle Freude, — freudiger, als alle Freude, — und durch alle Traurigkeit, — trauriger, als alle Traurigkeit, — und durch alle Hoffnung, — hoffnungsvoller, als alle Hoffnung, — und durch alle Verzweiflung, — verzweifelter, als alle Verzweiflung, — und durch alle Liebe, — liebender, als alle Liebe, — und durch alle Hass, — hassender, als alle Hass, — und durch alle Gerechtigkeit, — gerechter, als alle Gerechtigkeit, — und durch alle Ungerechtigkeit, — ungerechter, als alle Ungerechtigkeit, — und durch alle Barmherzigkeit, — barmherziger, als alle Barmherzigkeit, — und durch alle Unbarmherzigkeit, — unbarmherziger, als alle Unbarmherzigkeit, — und durch alle Wahrheit, — wahrhaftiger, als alle Wahrheit, — und durch alle Lüge, — lügenhafter, als alle Lüge, — und durch alle Weisheit, — weiser, als alle Weisheit, — und durch alle Thorheit, — thörichter, als alle Thorheit, — und durch alle Tugend, — tugendhafter, als alle Tugend, — und durch alle Laster, — lasterhafter, als alle Laster, — und durch alle Heiligkeit, — heiliger, als alle Heiligkeit, — und durch alle Sündhaftigkeit, — sündhafter, als alle Sündhaftigkeit, — und durch alle Seligkeit, — seliger, als alle Seligkeit, — und durch alle Verdammniss, — verdammlicher, als alle Verdammniss, — und durch alle Gnade, — gnädiger, als alle Gnade, — und durch alle Ungnade, — ungnädiger, als alle Ungnade, — und durch alle Geduld, — geduldiger, als alle Geduld, — und durch alle Ungeduld, — ungeduldiger, als alle Ungeduld, — und durch alle Sanftmuth, — sanftmüthiger, als alle Sanftmuth, — und durch alle Unsanftmuth, — unsanftmüthiger, als alle Unsanftmuth, — und durch alle Demuth, — demüthiger, als alle Demuth, — und durch alle Hoffahrt, — hoffärtiger, als alle Hoffahrt, — und durch alle Keuschheit, — keuscher, als alle Keuschheit, — und durch alle Unkeuschheit, — unkeuscher, als alle Unkeuschheit, — und durch alle Mässigkeit, — mässiger, als alle Mässigkeit, — und durch alle Unmässigkeit, — unmässiger, als alle Unmässigkeit, — und durch alle Freigebigkeit, — freigebiger, als alle Freigebigkeit, — und durch alle Geldgeizigkeit, — geldgeiziger, als alle Geldgeizigkeit, — und durch alle Standhaftigkeit, — standhafter, als alle Standhaftigkeit, — und durch alle Unbeständigkeit, — unbeständiger, als alle Unbeständigkeit, — und durch alle Treue, — treuer, als alle Treue, — und durch alle Untreue, — untreuer, als alle Untreue, — und durch alle Gottesfurcht, — gottesfürchtiger, als alle Gottesfurcht, — und durch alle Gottlosigkeit, — gottloser, als alle Gottlosigkeit, — und durch alle Gottähnlichkeit, — gottähnlicher, als alle Gottähnlichkeit, — und durch alle Gottunähnlichkeit, — gottunähnlicher, als alle Gottunähnlichkeit, — und durch alle Gottheit, — göttlicher, als alle Gottheit, — und durch alle Ungottheit, — ungöttlicher, als alle Ungottheit, — und durch alle Dreieinigkeit, — dreieiniger, als alle Dreieinigkeit, — und durch alle Unvereinigkeit, — unvereiniger, als alle Unvereinigkeit, — und durch alle Einheit, — einiger, als alle Einheit, — und durch alle Vielheit, — vielheitlicher, als alle Vielheit, — und durch alle Unvielheit, — unvielheitlicher, als alle Unvielheit, — und durch alle Einfachheit, — einfacher, als alle Einfachheit, — und durch alle Zusammengesetztheit, — zusammengesetzter, als alle Zusammengesetztheit, — und durch alle Ewigkeit, — ewiger, als alle Ewigkeit, — und durch alle Zeitlichkeit, — zeitlicher, als alle Zeitlichkeit, — und durch alle Unendlichkeit, — unendlicher, als alle Unendlichkeit, — und durch alle Endlichkeit, — endlicher, als alle Endlichkeit, — und durch alle Unbegreiflichkeit, — unbegreiflicher, als alle Unbegreiflichkeit, — und durch alle Begreiflichkeit, — begreiflicher, als alle Begreiflichkeit, — und durch alle Unaussprechlichkeit, — unaussprechlicher, als alle Unaussprechlichkeit, — und durch alle Aussprechlichkeit, — aussprechlicher, als alle Aussprechlichkeit, — und durch alle Unsichtbarkeit, — unsichtbarer, als alle Unsichtbarkeit, — und durch alle Sichtbarkeit, — sichtbarer, als alle Sichtbarkeit, — und durch alle Unhörbarkeit, — unhörbarer, als alle Unhörbarkeit, — und durch alle Hörbarkeit, — hörbarer, als alle Hörbarkeit, — und durch alle Unfühlbarkeit, — unfühlbarer, als alle Unfühlbarkeit, — und durch alle Fühlbarkeit, — fühlbarer, als alle Fühlbarkeit, — und durch alle Unschmeckbarkeit, — unschmeckbarer, als alle Unschmeckbarkeit, — und durch alle Schmeckbarkeit, — schmeckbarer, als alle Schmeckbarkeit, — und durch alle Unriechbarkeit, — unriechbarer, als alle Unriechbarkeit, — und durch alle Riechbarkeit, — riechbarer, als alle Riechbarkeit, — und durch alle Unmessbarkeit, — unmessbarer, als alle Unmessbarkeit, — und durch alle Messbarkeit, — messbarer, als alle Messbarkeit, — und durch alle Unwägbarkeit, — unwägbarer, als alle Unwägbarkeit, — und durch alle Wägbarkeit, — wägbarer, als alle Wägbarkeit, — und durch alle Unzählbarkeit, — unzählbarer, als alle Unzählbarkeit, — und durch alle Zählbarkeit, — zählbarer, als alle Zählbarkeit, — und durch alle Unmöglichkeit, — unmöglicher, als alle Unmöglichkeit, — und durch alle Möglichkeit, — möglicher, als alle Möglichkeit, — und durch alle Unwirklichkeit, — unwirklicher, als alle Unwirklichkeit, — und durch alle Wirklichkeit, — wirklicher, als alle Wirklichkeit, — und durch alle Unnothwendigkeit, — unnothwendiger, als alle Unnothwendigkeit, — und durch alle Nothwendigkeit, — nothwendiger, als alle Nothwendigkeit, — und durch alle Unwesenheit, — unwesentlicher, als alle Unwesenheit, — und durch alle Wesenheit, — wesentlicher, als alle Wesenheit, — und durch alle Unbestimmtheit, — unbestimmter, als alle Unbestimmtheit, — und durch alle Bestimmtheit, — bestimmter, als alle Bestimmtheit, — und durch alle Unbestimmbarkeit, — unbestimmbarer, als alle Unbestimmbarkeit, — und durch alle Bestimmbarkeit, — bestimmbarer, als alle Bestimmbarkeit, — und durch alle Unbestimmlichkeit, — unbestimmlicher, als alle Unbestimmlichkeit, — und durch alle Bestimmlichkeit, — bestimmlicher, als alle Bestimmlichkeit, — und durch alle Unbestimmung, — unbestimmender, als alle Unbestimmung, — und durch alle Bestimmung, — bestimmender, als alle Bestimmung

unterschied sie von allen übrigen. — Nach geendigtem Konzert erkundigte sich der Rajah nach den Europäischen Rajahs, besonders nach den Englischen; fragte von welcher Kaste (oder Geschlecht) sie wären; wie sie sich verheiratheten, was für Häuser, Palankins und Fuhrwerk sie hätten, mit wie vielen Pferden diese bespannt wären, wieviel Sipays sie hielten, u. s. w., u. s. w. Er erkundigte sich auch, von welcher Kaste ich sei; und da ich ihm versicherte ich sei von der Bramanenkaste oder dem Predigergeschlecht, schien er auf mich mit mehr Achtung zu sehen. Nach 10 Uhr gefiel es ihm erst mich zu beurlauben; er besprengte mich über und über reichlich mit Rosenwasser, und ließ mir zum Zeichen seines Wohlwollens einen großen gelben Schaal umhängen, mit welchem ich ihm mein Abschiedskompliment machte. Die gelbe Farbe wählte er wohl in Rücksicht auf meine Kaste; auch er selbst war gelb gekleidet.

Was auf dem Rückwege meine Verwunderung am meisten auf sich zog, war ein großer Ochse, vermuthlich der Hausgott des Rajah, den ich bei dem äußersten Thore antraf. Ich hielt dies Thier anfänglich für einen Elephanten, und konnte meinen Augen kaum trauen, da ich doch so nahe bei ihm stand, daß ich ihn hätte angreifen können.

Sobald

Rabbi H. Jonas und Rabbi Tarfon. Rabbi Tarfon
sagte: Wenn ich auf einem Wege gehe, so gehe ich
hinter allen Leuten, die mich kennen, und hinter
allen, die mich nicht kennen, damit ich nicht
Gelegenheit habe, in unreine Gedanken
zu kommen. Rabbi H. Jonas sagte: Wenn ich
auf einem Wege gehe, so gehe ich vor
allen Leuten, die mich kennen, und vor allen,
die mich nicht kennen, damit ich nicht
Gelegenheit habe, in unreine Gedanken
zu kommen. Rabbi Tarfon sagte: Wenn
ich auf einem Wege gehe, so gehe ich
hinter allen Leuten, die mich kennen, und
vor allen, die mich nicht kennen, damit
ich nicht Gelegenheit habe, in unreine
Gedanken zu kommen. Rabbi H. Jonas
sagte: Wenn ich auf einem Wege gehe,
so gehe ich vor allen Leuten, die mich
kennen, und hinter allen, die mich nicht
kennen, damit ich nicht Gelegenheit habe,
in unreine Gedanken zu kommen.

III.

Verzeichniß Oſtindiſcher Münzſorten.

Man rechnet in Trankenbar nach Pagoden, Fanams, und Kas. Die Pagode (zwiſchen ½ Friedrichdor und 1 Dukaten an Wehrt) hält 26 Fanam; der Fanam, 80 Kas. — Hr Doktor Bloch beſitzt die hier aufgeführten Münzen ſämmtlich, deren einige von gar ſonderbarer Geſtalt ſind; z. B. Nr. 29 von Ceilan beſteht aus 2 gekrümmten Silberhaken, mit Schrift bezeichnet. B.

	a) Goldmünzen:	Pagode	Fanam	Kas
1	Bengaliſcher Goldmoor, oder Goldrupie — —	5	16	—
2	Madraßiſche Sternpagode —	1	5	60
3	Nagapatnamſche Pagode oder Wadel	—	23	—
4	Bombaiſcher Goldmoor —	1	18	—
5	Heideraliſche Pagode — —	1	7	60
6	Suaini-Pagode, oder Tamulſch Karuku-Pagode — —	1	7	60
7	Trankenbarſche Kronpagode —	1	—	—
8	Portonoviſche Pagode — —	—	26	—
9	Tanjaur Fanam, oder Tamulſch Wiſuwenaden Poettei —	—	1	28
10	Ramanad Markuven Shurhi —	—	1	10
11	Heideraliſcher Goldfanam —	—	2	60
12	Nagapatnamſcher Parham Shurhi	—	1	26
13	Nagapatnamſcher Purei Shurhi	—	1	28
	b) Silbermünzen:			
14	Doppelte Heideraliſche Rupie —	—	18	—
15	Bengaliſche Sikka-Rupie —	—	9	16
16	Arkatſche Rupie — —	—	9	—
17	Perſiſche Rupie — —	—	8	60
18	Madraß-Rupie — — —	—	8	70
19	Heideraliſche Rupie — —	—	9	—
20	Pondicheri-Rupie — —	—	9	16

Silber-

	Bis Ende des Vorjahres	Im Berichtsjahre	Gesamtsumme
II. Mitgliederstand			
a) Ehren-Mitglieder (Stifter)	1	—	1
b) Ehren-Mitglieder (Gönner)	1	—	1
c) Ehren-Mitglieder (Mitglieder)	1	—	1
d) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
e) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
f) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
g) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
h) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
i) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
k) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
l) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
m) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
n) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
o) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
p) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
q) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
r) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
s) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
t) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
u) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
v) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
w) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
x) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
y) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
z) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
III. Bestandteile			
a) Ehren-Mitglieder (Stifter)	1	—	1
b) Ehren-Mitglieder (Gönner)	1	—	1
c) Ehren-Mitglieder (Mitglieder)	1	—	1
d) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
e) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
f) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
g) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
h) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
i) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
k) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
l) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
m) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
n) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
o) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
p) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
q) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
r) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
s) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
t) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
u) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
v) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
w) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
x) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
y) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1
z) Ehren-Mitglieder (Ehrenmitglieder)	1	—	1

7.

Über ein maleriſches Tonſtück des Herrn Abts Vogler, von ſeinem Diener und Freunde Friedr. Wilh. Marpurg zu Berlin.

Pingit Voglerus. Loquitur pictura. Stupendi
Non locus eſt, Phoebo ſuppeditante rotos.

zu Deutſch:

Staunt nicht, daß Voglers Kunſt ein ſprechend Bild erzeugt.
Es hat ihm ja Apoll die Farben ſelbſt gereicht.

Deutschland
bei an jenen Tagen der Gesamtzahl 1750

Bahnhöfe und Haltestellen.

| Bezeichnung der Bahnhöfe und Haltestellen | Zahl der Reisenden | | |

Berlinische Monatsschrift

1794 November.

I.

Schreiben des Kaisers an den Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen.

Lieber Herr Erbprinz von Hohenlohe! Aus der von des Herzogs Albrecht K. H. mir zugeschickten Relazion über diejenigen Vorfälle, welche sich vom 18 bis 20 Septemb. dies. J. zwischen dem Feinde und dem unter Ewr. Liebd. Anführung kombinirten Korps d'Armee ergaben *), habe Ich zu Meinem

*) Bei Kaiserslautern: wodurch dieser Ort, so wie Fischbach, Hochspeier, Trippstadt, u. s. w. wieder in die Hände der Deutschen kamen, den Franzosen während der dreitägigen Gefechte (wovon das letzte, nach der Bemerkung aus dem Östreichischen Hauptquartier, mit Fug eine Schlacht genannt werden kann) viele Mannschaft getödtet, und mehrere Kanonen, Pulverwagen, Vorräthe, Bäckereianstalten u. s. w. theils genommen theils verderbt wurden. — Das kombinirte Korps bestand aus Kaiserl. Reichs-, Kais. Königlichen, und Königl. Preussischen Truppen. B.

nem besondern Vergnügen ersehn, daß diese Vorfälle für uns allerdings siegreich und vortheilhaft ausgeschlagen haben.

Dieser Sieg ist eine wiederholte Bestätigung Ewr. Liebd. vortreflichen militärischen Talents, und zugleich die sichere Folge jener guten Harmonie, welche Dieselben unter den beiderlei Truppen zu erhalten eifrigst beflissen sind, und deren fernere Fortdauer, welche Ich sehnlichst wünsche, noch mehrere dergleichen glückliche Begebenheiten verschaffen wird.

So vergnüglich Mir die Nachricht dieses Sieges zu Herzen war, eben so groß ist auch der Dank, welchen Ich in Mir dafür fühle, und Ewr. Liebd. gegenwärtig erstatte.

Das Lob, welches Dieselben in Ihrem Berichte an Herzog Albrecht dem Regiment Waldeck über seine bei diesen Vorfällen bezeigte Ordnung beizulegen beliebten, veranlasset Mich, den Obristen dieses Regiments, der schon bei andern Gelegenheiten sich ausgezeichnet hat, in Rücksicht dessen und in der weitern Erwägung daß er Ewr. Liebd. Herr Bruder ist *), zum Kaiserl. Königl. General-

*) Prinz Friedrich Karl Wilhelm, Oberster bei dem K. K. Dragonerregiment Waldeck.

Generalmajor, obschon er hierzu noch nicht im Range ist, von nun an zu ernennen, und das Nöthige unter einem an Meinen Hof-Kriegs-Rath hierwegen zu erlassen.

Ich schmeichle Mir, Eur. Liebd. hierdurch etwas Angenehmes zu erweisen, und versichre Dieselben zugleich Meiner fernern Hochschätzung und steten Wohlwollens.

Laxemburg, d. 11 Oktob. 1794. Franz.

2.

Nereus Wahrsagung.

Horazens funfzehnte Ode des ersten Buches.

— ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
— ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
— ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓

Mit dem Weibe des Gastfreundes durchschnitt die Fluth
Auf Idäischem Kiel treulos ein Rinderhirt:
Da hieß Nereus die laut schwärmenden Winde ruhn,
Daß er diesem sein schreckliches

Schicksal sänge. „Du führst unter verderblichem
„Zeichen heim, die mit Heerschaaren dir Grâcien
„Nimmt, verschworen dein Fest bald zu zerstören, sammt
„Priams mächtigem Königreich.

„Ha! wie schwitzet, wie keicht Roß und Mann! o wie viel
„Leichen thürmest du auf unter den Dardanern!
„Pallas rüstet mit Streitwagen, Ägid' und Helm
„Und mit flammendem Eifer sich.

„Nur vergebens so kühn auf die Beschützerinn
„Venus, lockst du dein Haar; stimmst zur unkriegrischen
„Zitther süße Gesäng' unter den Weibern an.
„Nur vergebens beschirmet dich

„Vor dem Kretischen Pfeilhagel, dem klirrenden,
„Speer und Schwerte, dem schnell folgenden Ajax dein
„Brautgemach: denn (ach, spät!) werden die reizenden
„Buhlerlocken mit Staub befleckt.

„Siehst du nicht den Ulyß, deines Volks Untergang?
„Und aus Pylos den muthvollen Neliden nicht?
„Rastlos ängstet dich hier Salamis wackrer Held
„Teucer; Sthenelus dort, der Schlacht

„Nicht unkundig, noch Streitrosse zu bändigen
„Trag'; auch lernst du den Pfeilschützen Meriones
„Kennen. Siehe! dich sucht Tydeus Sohn, tapferer
„Als sein Vater, voll Ingrimm auf;

„Dem

„Dem du Weichling, dem Hirsch gleich, der den fernen Wolf
„Sieht, und zitternd des Thals Weide vergißt, mit hoch
„Aufgerecketem Haupt schnaufend entfliehen wirst,
„Anders, als du es Deiner schwurst.

„Zwar verzögert Achills zürnende Flotte noch
„Troja's Schicksal, verschont Phrygiens Mütter noch:
„Doch bestimmt ist der Tag, wo das Achaische
„Feuer Ilions Thürme frißt.“

Anmerkungen.

In dieser Ode, welcher Einige die unhorazische Überschrift geben: In Antonium et Cleopatram, macht sich der Lyrische Dichter, der die Mannichfaltigkeit liebt, das Vergnügen uns eine Iliade zu liefern; aber freylich so kurz, als es sich für eine Ode, und besonders für Leser schickte, die ihren Homer auswendig wußten. Wir sehen hier zuerst den Ursprung des Trojanischen Krieges: Paris entführt die Helena. Wir sehen den Krieg selbst: das vereinigte Griechenland ist wider Troja ausgezogen. Von den Kriegern werden einige genannt, die sich besonders hervorgethan haben. Von den helfenden Gottheiten auf Griechischer Seite wird Minerva, als die tapferste, auf Trojanischer Seite Venus, als die schwächste angeführt. Zuletzt sehen wir das Ende des Krieges: Troja wird verbrannt.

Porphyrion, der alte Scholiast des Horaz, will wissen, daß der Dichter hier den lyrischen Poeten Bacchylides nachgeahmt habe, der von der Kassandra Trojens Schicksal prophezeyen läßt. Hiervon hat der fleißige Litterator Fabricius keine Spur bey den Alten finden

Wasser. Nach Verdampfen dieses Äthers, der Rückstand mit Wasser aufgenommen, mit Äther ausgeschüttelt, die ätherische Lösung mit Natriumsulfat getrocknet, der Äther verdampft, der Rückstand mit Petroläther aufgenommen, mit Tierkohle entfärbt, filtriert und der Petroläther verdampft. Der Rückstand wurde aus Petroläther umkristallisiert. Ausbeute 0,2 g. Schmelzpunkt 68°.

Die Substanz ist in Wasser, Äther, Petroläther, Benzol, Chloroform, Tetrachlorkohlenstoff, Alkohol, Aceton, Eisessig, Essigester, Schwefelkohlenstoff, Pyridin, Dioxan, Nitrobenzol, Anilin, Phenol, Dimethylanilin, Diäthylanilin, Methylacetanilid, Acetanilid, Benzylalkohol, Benzylbenzoat, Benzylacetat, Benzylchlorid, Benzylamin, Dibenzylamin, Tribenzylamin, Benzylanilin, Benzylmethylanilin, Benzylmethylamin, Benzylmethylacetamid, Benzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylacetamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylbenzamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylanilid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylamid, Benzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonbenzylmethylsulfonben

V. 19, 20. Spät werden die reizenden Buhlerlocken mit Staub befleckt.) Ein schönes Haar wird immer von alten und neuen Dichtern vorzüglich gelobt. Das Haar des Paris mußte bey den Poeten in großem Rufe stehen; denn Horaz erwähnt dessen noch an einem andern Orte: non sola comtos arsit adulteri crines Helene. — Einige Ausleger, denen die Redensart: crines adulteros collines, zu kühn schien, haben die Haare des jugendlichen Paris für falsche, unechte Haare erklärt.

V. 21. Siehst du nicht den Ulyß, deines Volks Untergang?) Ulysses trug zum Untergange der Stadt das Meiste bey, theils durch persönliche Tapferkeit, theils durch die Entdeckung des verborgenen Achilles, der vieles Volk und endlich auch den Hektor tödtete. Ferner durch die Herbeyschaffung der Pfeile des Herkules, und dadurch, daß er mit dem Diomedes das Palladium und die Rosse des Rhesus entführte: drey Dinge, an denen das Schicksal von Troja hing.

V. 22. Aus Pylos den muthvollen Neliden) Den Nestor, den Sohn des Neleus, schildert Homer als einen muthigen Greis, weisen Rathgeber, und in der Kunst ein Kriegesheer zu stellen wohl erfahrenen Befehlshaber.

V. 23, 24. Salamis wackrer Held Teucer) Dieser war ein Stiefbruder des grössern Ajax, und ein vortrefflicher Bogenschütze, der den Trojanern großen Schaden that.

V. 24 — 26. Sthenelus, — der Schlacht nicht unkundig, noch Streitrosse zu bändigen träg') Er regierte den Streitwagen des großen Diomedes, mit welchem er unter den übrigen Epigonen vor Theben gefochten hatte.

V. 26, 27. Auch lernst du den Pfeilschützen Meriones kennen.) Meriones, ein Begleiter des Königes aus Kreta, des Idomeneus, war einer von den neun Helden beym Homer, die es wagen wollten sich mit dem Hektor in einen Zweykampf einzulassen. Im Wettstreit mit Pfeilen gewann er sogar vor dem Teucer den Preis.

Ich bin, Herr Bruder und lieber Freund, Ihnen und Ihrer Familie, wie auch Ihrer Frau Schwester, meiner Frau, meinen Kindern und meinem Schwager, Ihrem Herrn Bruder, ergebenst zugethan. Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin, Ihrer Frau Schwester, Ihrem Herrn Bruder, Ihrer Frau Mutter, Ihrer Frau Schwägerin, Ihrem Herrn Schwager, Ihrer Frau Tochter, Ihrem Herrn Sohne, Ihrer Frau Nichte, Ihrem Herrn Neffen, Ihrer Frau Cousine, Ihrem Herrn Vetter, Ihrer Frau Base, Ihrem Herrn Onkel, Ihrer Frau Tante, Ihrem Herrn Großvater, Ihrer Frau Großmutter, Ihrem Herrn Enkel, Ihrer Frau Enkelin, Ihrem Herrn Urgroßvater, Ihrer Frau Urgroßmutter, Ihrem Herrn Urenkel, Ihrer Frau Urenkelin, Ihrem Herrn Stiefvater, Ihrer Frau Stiefmutter, Ihrem Herrn Stiefsohne, Ihrer Frau Stieftochter, Ihrem Herrn Pflegevater, Ihrer Frau Pflegemutter, Ihrem Herrn Pflegesohne, Ihrer Frau Pflegetochter, Ihrem Herrn Adoptivvater, Ihrer Frau Adoptivmutter, Ihrem Herrn Adoptivsohne, Ihrer Frau Adoptivtochter, Ihrem Herrn Schwiegervater, Ihrer Frau Schwiegermutter, Ihrem Herrn Schwiegersohne, Ihrer Frau Schwiegertochter, Ihrem Herrn Stiefschwiegervater, Ihrer Frau Stiefschwiegermutter, Ihrem Herrn Stiefschwiegersohne, Ihrer Frau Stiefschwiegertochter, Ihrem Herrn Pflegeschwiegervater, Ihrer Frau Pflegeschwiegermutter, Ihrem Herrn Pflegeschwiegersohne, Ihrer Frau Pflegeschwiegertochter, Ihrem Herrn Adoptivschwiegervater, Ihrer Frau Adoptivschwiegermutter, Ihrem Herrn Adoptivschwiegersohne, Ihrer Frau Adoptivschwiegertochter, Ihrem Herrn Schwager, Ihrer Frau Schwägerin, Ihrem Herrn Stiefschwager, Ihrer Frau Stiefschwägerin, Ihrem Herrn Pflegeschwager, Ihrer Frau Pflegeschwägerin, Ihrem Herrn Adoptivschwager, Ihrer Frau Adoptivschwägerin, Ihrem Herrn Schwiegerschwager, Ihrer Frau Schwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Stiefschwiegerschwager, Ihrer Frau Stiefschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Pflegeschwiegerschwager, Ihrer Frau Pflegeschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Adoptivschwiegerschwager, Ihrer Frau Adoptivschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Schwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Schwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Stiefschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Stiefschwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Pflegeschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Pflegeschwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Adoptivschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Adoptivschwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Schwiegerschwager, Ihrer Frau Schwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Stiefschwiegerschwager, Ihrer Frau Stiefschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Pflegeschwiegerschwager, Ihrer Frau Pflegeschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Adoptivschwiegerschwager, Ihrer Frau Adoptivschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Schwiegerschwiegerschwager, Ihrer Frau Schwiegerschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Stiefschwiegerschwiegerschwager, Ihrer Frau Stiefschwiegerschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Pflegeschwiegerschwiegerschwager, Ihrer Frau Pflegeschwiegerschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Adoptivschwiegerschwiegerschwager, Ihrer Frau Adoptivschwiegerschwiegerschwägerin, Ihrem Herrn Schwiegerschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Schwiegerschwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Stiefschwiegerschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Stiefschwiegerschwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Pflegeschwiegerschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Pflegeschwiegerschwiegerschwiegertochter, Ihrem Herrn Adoptivschwiegerschwiegerschwiegersohne, Ihrer Frau Adoptivschwieger

3.

Von den Schulen der Griechischen Poesie.

Der erste Blick des Forschers auf alle noch vorhandne ganze Werke und Bruchstücke der Griechischen Poesie verliert sich in ihre unübersehliche Menge und Verschiedenheit, und verzweifelt an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne dieses, wird seine Kenntniß immer dürftig und unsicher bleiben müssen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch willkürliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künstlichen Zusammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf dieser willkürlichen Eintheilungen nicht. Die Natur selbst, welche die Griechische Poesie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieses Ganze in wenige große Massen, und verknüpfte sie mit leichter Ordnung in Eins. — Diese Unterschiede und Verknüpfungen aufzusuchen, die natürlichen Klassen der Griechischen Poesie, den Zusammenhang dieser Klassen, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu bestimmen: ist der Gegenstand dieses Versuchs.

Es sei zu diesem Behufe erlaubt, den Ausdruck: „Schule“, von der bildenden Kunst zu entlehnen. Dieser Ausdruck bezeichnet hier, wie

dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Stils, durch welche eine Klasse von Künstlern sich von den übrigen absondert, und ein ästhetisches Ganzes wird. Diese Gleichartigkeit des Stils braucht aber nicht, wie bei der bildenden Kunst, durch Unterricht fortgepflanzt zu sein (jedoch muß bei den Griechischen Dichtern selbst eine Art von Unterricht in der Kunst Statt gefunden haben: wir finden bei vielen der berühmtesten, neben ihren Lehrern in andern Künsten, oft auch ihre Lehrer in der Poesie genannt); nur zufällig darf sie nicht sein, sondern sie muß aus einem Prinzip entspringen, und unter gewissen Voraussetzungen nothwendig sein. Der Zusammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Übereinstimmung: und diese giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

Die Bestimmung der Schulen und ihrer Gränzen (die Kriterien dessen was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke welche sie umfaßt), ihre Charakteristik, die Entwickelung der Prinzipien welche sie beherrschten und lenkten, der Gründe aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entsprang: ist das erste und nothwendigste Erforderniß zu einer gründlichen

Kennt-

Kenntniß der Griechischen Poesie. Durch das Zusammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verständlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bei dem anhaltendsten Studium des Einzelnen über dessen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt; die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die innre Nothwendigkeit entdecken, giebt uns einen festen Standpunkt aus welchem wir es wagen dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu schließen. Wir dürfen selbst verlornen Theilen des Ganzen ihren historischen Zusammenhang in diesem bestimmen; und gelangen endlich (welches nur auf diesem Wege möglich ist) zur Erkenntniß des Ganzen. — Die vollständige Ausführung überschreitet bei weitem die engen Gränzen dieser Abhandlung, und würde nichts anders sein als eine vollendete Geschichte der Griechischen Poesie. Bis ich dem Publikum diese darlege, welche allein die völlige Rechtfertigung einiger Behauptungen enthalten kann, empfehle ich das Folgende bloß als eine brauchbare Hypothese der strengsten Prüfung der Kenner.

Die Charakteristik einer Schule der Griechischen Poesie beurtheilt und charakterisirt erstlich die Darstellung: entweder an und für sich, ihre

Voll-

Vollkommenheit und Richtigkeit, ihre Reinheit und Objektivität; oder ihre Organe. Diese sind Formen (die Dichtarten); oder sie sind materiell, und deren sind drei: Mythus, Dikzion, und Metrum. Ferner bestimmt sie, ob und inwiefern das darstellende Genie das Dargestellte empfangen oder erzeugt hat; sie bestimmt das Natürliche und das Ideale in der Darstellung. Es giebt zwei Elemente der Kunst: Darstellung, und Schönheit. Nächst der Kunst, wird also die Schönheit charakterisirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erscheinung desselben, und die Verhältnisse beider. Zu der vollständigen Kenntniß einer poetischen Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe aus welchen dieser entsprang, dauerte, und unterging; und des historischen Zusammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der Griechischen Poesie vier Hauptschulen: die Jonische, die Dorische, die Athenische, und die Alexandrinische. Es giebt noch außer diesen Künstler, welche durch homogenen Stil Klassen bilden, die aber ästhetisch nicht wichtig genug sind, um den Namen einer Schule zu verdienen; es giebt einzelne Künstler, welche sich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen lassen;

lassen; es giebt eine Periode, wo es keinen Stil, also auch keine Schule, gab; es giebt endlich Perioden, über welche sich mit Sicherheit fast gar nichts festsetzen läßt. Dies gilt vorzüglich von der Vorhomerischen Zeit, die deshalb hier mit Stillschweigen übergangen wird.

Die Homerischen Werke, Hesiodus, und einige Fragmente, nebst den Römischen oder Alexandrinischen Nachbildungen verlorner epischer Dichter dieser Zeit und Gattung, sind, was wir noch von der Jonischen Schule besitzen. Die Darstellung in den Werken derselben ist noch nicht reine schöne Kunst; Poesie, Geschichte, und Philosophie waren noch nicht getrennt. Es gab, statt dieser, nur eins: den Mythus, den Keim aus welchem sich später alle drei allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht Organ der Poesie, sondern selbst Zweck; sein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Prosa, war das Metrum, ursprünglich nichts als ein Medium des Gedächtnisses. Man kannte nur eines, den Herameter, welcher dem Sinne am leichtesten und dem Gedächtnisse am faßlichsten ist. Es gab nur zwei Formen: Epos und Hymnus; oder eigentlich nur eine (denn der Hymnus war episch, — den ältern Orpheischen Hymnus würde ich nicht zu

dieser

dieser Schule rechnen), und zwar die einfachste leichteste: die Erzählung; und diese war früher Medium des Mythus, als (was doch Formen der Poesie sein sollten) reines Medium der Schönheit und der Darstellung. Die Organe der Poesie waren unter den Griechen früher vorhanden als die letztere selbst; aber in den Werken der Jonischen Schule, war doch Poesie schon bei weitem das Überwiegende, wenn man sie auch zu Zeiten bloß als Mythen betrachten muß. Der Mythus selbst ist im hohen Grade poetisirt, das Metrum erhebt sich oft zur musikalischen Schönheit oder zum pathetischen Ausdrucke, die Dikzion ist höchst anschaulich und leicht. Die Darstellung ist objektiv, richtig und unübertreflich wahr. Die gegenseitige Beziehung der Theile, der innre Zusammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige ästhetische Selbstständigkeit des Drama. Vergebens bemüht man sich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklären, wenn man es nicht aus äußern darthut. Das Ideale im Stoff ist viel später, als das in der Form; und doch findet sich auch das erste im Homer, in der Naturvollkommenheit seiner heroischen Charaktere. Jeder Held ist bei ihm der höchste in seiner Art; und dies ist nicht Natur,

sondern

sondern Ideal. Allein im Ganzen war freilich das Überwiegende in der Darstellung, Natur vor dem Ideal; eben so überwog, im Genie und Geschmack, die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit; und in dem Schönen, die Erscheinung den Inhalt. Daher ist in den Produkten dieser Schule soviel Reichthum und Wechsel und Spannung, soviel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz soviel schönes Leben; das höhere Geistige durchschimmert nur sanft seine Hülle, wie das sittliche Gefühl eines seelenvollen Knaben. Die äußern Verhältnisse des Künstlers, die günstigen Anlagen der Natur, welche in dieser Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, darf ich als bekannt mit Stillschweigen übergehen.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der Jonischen Schule leicht bestimmen kann, sind Zeit und Charakter, epische Form, und das Jonische in Dialekt, Sitten und Stil. Nur abwärts sind diese Gränzen nicht so leicht zu bestimmen: denn zwischen der Jonischen und der darauf folgenden Schule fällt ein großer Zwischenraum, welcher eben soviel Merkwürdiges als Dunkles enthält. Der Charakter der Jonischen und der Dorischen Schule müssen die beiden festen Punkte sein, von denen man bei der Untersuchung ausgeht;

geht; aber kaum läßt sich hoffen, alle Schwierigkeiten zu lösen, und alle Kunstwerke auf eine befriedigende Art zu klassifiziren. — In diese Zwischenzeit fallen zwei Klassen von Dichtern, von denen sich vermuthen läßt, daß ihr Stil homogen war, die mir aber den Namen: Schule, nicht zu verdienen scheinen. Die ersten sind die Gnomiker: Theognis, Phocylides, u. s. w. (meistens Jonier); die andern, die sogenannten Physiologen: Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten ionisch, und Empedokles vorzüglich homerisch. Vielleicht besitzen wir im Lukrez eine Nachbildung von dem Stile des Zuletztgenannten.

Ganz verschieden von dem Jonischen Geiste war der Dorische. Diese Verschiedenheit äußerte sich in Gebräuchen, Sitten, Gesetzen, Mythen, Dialekt, Musik, und auch in der Poesie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieser letztern sind so bedeutend, ihre Unterschiede von der übrigen Griechischen Poesie so auszeichnend und zusammenhängend, sie entspringen so ganz aus dem Dorischen Nazionalcharakter und der Dorischen Nazionalkultur, daß wir genöthigt sind, eine eigne Dorische Schule in der Griechischen Poesie anzunehmen. Die Dorier waren gewissermaßen

der

der ältere, reinere, nazionalste Griechische Stamm; und die beiden eigenthümlichsten Produkte des Griechischen Geistes: Gymnastik und Musik, sind größtentheils ein Werk der Dorier. Es ist nicht von der ersten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben ihnen Gestalt, Bildung, Vollendung: auch blühten sie vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf sie einschränkten, nicht so zerstreuten, wie die Jonier. Gymnastik und Musik machte die ganze ursprüngliche Griechische Erziehung und Kultur aus; und der Dorische Geist ging nie weit über die Gränzen hinaus. Unter Musik im alten Sinne des Worts, war auch lyrische Poesie begriffen; dieser poetische Theil der Musik erhielt ganz Dorische Bildung und Dorischen Ton: und diese gesammte Dorische Lyrik macht eben die Dorische Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Idyll gehört aber nicht zu dieser Lyrik, sondern nur das Melos. Daß dieses ein Dorisches Produkt sei, das beweisen: die vorhandnen Werke und Fragmente selbst; die bestimmtesten Nachrichten, daß die meisten lyrischen Dichter dorisch geschrieben haben; unter andern aber auch die Thatsache, daß der Chor der Athenischen Dramen sich mehr oder weniger des Dorischen Dialekts bedient.

Art. 4. Sonntag und die übrigen Ruhetage.

Der Sonntag ist als Ruhetag gesetzlich geschützt. Ausnahmen sind nur in den durch Gesetz oder Verordnung bestimmten Fällen zulässig. Die Ausnahmen sind durch Anschlag bekannt zu machen. Die Bestimmungen über die Sonntagsruhe finden auf Betriebe, in denen nur Angehörige des Betriebsunternehmers beschäftigt werden, keine Anwendung

mit Lyrik beschäftigt, ihr ihre eigenthümliche Gestalt auf immer gegeben und sie vollendet haben, so gebühret nur ihr der Name: Dorische Kunst; im Epos und Drama werden sie den Joniern gefolgt, oder von den Athenern weit übertroffen sein. Die ältesten Elegiker sind Jonier, vermuthlich also die Elegie selbst eine Jonische Erfindung, besonders da das Metrum nur ein veränderter Hexameter ist. — Der Anfang der Dorischen Schule ist in undurchdringliches Dunkel verhüllt. Das Ende der Dorischen Lyrik und Musik fällt, allem Vermuthen nach, mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten (eine Folge des Ehrgeizes beider Stämme) zusammen. Während ihrer Blüthe scheint ihre Kunst sich selbst gleich gewesen zu sein; es ist keine beträchtliche Verschiedenheit, wie etwa ein regelmäßiger, stufenweiser Fortgang sichtbar. — Außer Pindar, besitzen wir von den Werken dieser Schule noch eine sehr beträchtliche Anzahl Fragmente und Römische Nachbildungen. Berühmte Dichter dieser Schule waren: Bacchylides, Ibykus, Korinna, u. s. w.

Der beste Kommentar zum Studium dieser Schule ist der Charakter der Dorier selbst während ihrer schönsten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt.

Der Ton ihrer Sittlichkeit war Größe, Einfalt, Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten sie in einer edeln Freude. Eben dieser Geist: Größe Einfalt und Ruhe, beseelte auch ihre Verfassungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eutiomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine schöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Luxus, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die Dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur ein Organ ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles. (Wenn eine oder die andere Thatsache oder Meinung dieser Darstellung zu widersprechen scheinen sollte, so vergesse man nicht, wie verfälscht von allen Seiten die Geschichte, besonders die der Lacedämonier, ist.)

Eben diesen Charakter: Größe Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der Dorischen Dichtkunst ganz wieder. Die Dorische Schönheit

ist

ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des Genies, sondern ein freies Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieses freie Entstehen aber erzeugt Ruhe, Geichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem Dorischen Genie ist Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit auch in einer Art von Gleichgewicht; die Empfänglichkeit ist zwar das erste, giebt den ersten Anlaß, aber ist mehr auf die Form, auf das Geistige gerichtet. Das Prinzip der Darstellung liegt in der Mitte zwischen Natur und Ideal; es ist Auswahl edler Natur: daher sind die Gränzen der poetischen Sphäre enger beschränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darstellung des Sinnlichen ist weniger anschaulich als in der Jonischen Schule, und die Darstellung des Geistigen weniger klar als in der Atheniſchen; der Grund liegt in der Richtung und in der Ruhe des Genies. Zur Reinheit hat die Poesie große Fortschritte gemacht, und nur selten darf ein poetisches Werk als Mythus angesehen werden. Die einzige Form ist Lyrik (so wie Epos ausschließlich Jonische Form, und Drama Atheniſche ist); und man darf nie vergessen, daß diese nichts anders ist als der poetische Theil der Musik. Die Dorische Lyrik ist eine veranlaßte

Poesie, oder eine Kunst des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie ist der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil Lyrik angenehme Kunst ist, ist Metrum und Dikzion nicht bloß Mittel, sondern für sich schön: das Metrum ist musikalische Schönheit; sein Ton, wie der Ton der Dikzion, ist sanfte Pracht. Der Dorische Mythus ist edler, der Jonische reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrschten und lenkten die Kunst; und innerhalb dem Raume, welchen diese der Kunst anwiesen, ward das Schöne erkannt und begünstigt: um diese Gränzen zu überschreiten, hätte die Kunst eher Widerstand als Begünstigung erwarten dürfen.

Im Epischen und Lyrischen blieb den spätern Künstlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenste Form der Poesie, das Drama, war noch so gut als gar nicht vorhanden. Es ist das eigenthümliche Produkt der Athenischen Schule. Sollten auch die Athener die ersten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, so waren sie es doch, die ihm Gestalt, Bildung und Vollendung gaben. Nur dramatische Werke können zur Athenischen Schule gerechnet werden; denn es ist sehr unwahrscheinlich,

lich, daß sie im Epischen oder Lyrischen bedeutend oder eigenthümlich genug gewesen sein sollten, um eine eigene Schule darin zu bilden: sie werden mehr den Joniern und Doriern gefolgt sein. Die Gränzen dieser Schule bestimmen sich daher von selbst, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke die wir noch besitzen sind: Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Fragmente komischer und tragischer Dichter, und die Römischen Übersetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

In Athen ward die Poesie zu einer reinen Kunst des Schönen; die Darstellung war ganz ideal, und die Materie der Kunst nichts als Organ und als solches vollkommen. Das Metrum, die Vereinigung der Jamben und des Melos, war ein Medium des höchsten pathetischen und ethischen Ausdrucks. Eben so die Diktion, welche bei der höchsten sittlichen und gesellschaftlichen Regsamkeit und Ausbildung des Menschen die feinsten und verborgensten Äußerungen seiner Natur bezeichnen lernte. Wenn sie im Anfang weniger schön war, so vereinigte sie in ihrer Vollendung

mit der Schönheit der Dorischen, Präzision und Umfang welche dieser fehlten. Außer dem Mythus, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben zur Sphäre der Poesie. Und dadurch erhielt schönes Pathos und schönes Ethos, das eigentliche Objekt der Poesie, bei den Athenern seinen weitesten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die sein ästhetisches Gesetz ist. Die Athener sind die Erfinder des Tragischen und Komischen: sie gaben den tragischen und komischen Darstellungen die Form, welche allein den vollständigsten Umfang mit der höchsten ästhetischen Selbstständigkeit vereinigt; sie sind die Erfinder des Drama's. — Das belebende Prinzip der Kunst war der Charakter der Athener überhaupt, die freieste Regsamkeit und höchste Energie der ganzen menschlichen Natur, die äußerste moralische und intellektuelle Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlassen. Das lenkende oder vielmehr herrschende Prinzip vom Anfange der Athenischen Schulen bis zu Ende war der öffentliche Geschmack, und dieser war nichts als eine reine Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit. Aber er bestimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkürliche Gesetze. Unter den

Athenern

Athenern allein (sonst bei keinem Volke in der alten und neuen Geschichte) genoß die Poesie während einer kurzen Zeit ihr ursprüngliches vollgültiges Recht an gränzenlose äußre Freiheit und unbeschränkte Autonomie. Besonders die poetische Darstellung des öffentlichen Lebens; die alte Komödie, ist davon ein erhabenes Beispiel. Das herrschende Prinzip der Kunst war ein Ideal des Schönen; und der öffentliche Geschmack welcher dieses bestimmte, eine reine Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit: der Gang der Poesie und der Sitten war sich also vollkommen gleich und regelmäßig, weil beide ungehemmt der Entwicklung eigner Natur überlassen waren. Auch erhält die Geschichte der Athenischen Poesie durch die Geschichte der Athenischen Sitten reichhaltige Bestätigungen und Erläuterungen; der Gang der Kunst indeß erscheint einfacher und ist viel leichter zu fassen und zu beobachten, als der Gang der Sitten: denn es ist äußerst schwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geschichte, nach Absonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen. Der beste Leitfaden darzu ist der Gang der Kunst und des Geschmacks; man findet die vier vorzüglichen Perioden desselben in der politischen und sittlichen Geschichte wie-

der, und beide erläutern sich gegenseitig. Aber die ästhetische Geschichte der Atheniſchen Poesie durch die Geschichte zu erläutern, muß ich mir für eine andere Zeit vorbehalten.

Es giebt vier Stufen des Atheniſchen Geſchmacks. Der Charakter der ersten Stufe ist harte Größe, ein gewaltsames Streben nach dem Höchsten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Schönheit des Äschylus fehlt es an Anmuth, seiner Darstellung an Leichtigkeit, seinem Drama an innrer Vollständigkeit; das Tragiſche hat das Übergewicht über das Schöne. Das höchste Streben des Kunsttriebes (des Genies) erreichte in der zweiten Periode sein äußerstes Ziel, das höchste Schöne; in den Werken des Sophokles verschwindet die vollendete Kunst, und seine Schönheit ist das Maximum der Griechiſchen Poesie. Nur die Absicht kann die Werke des Triebes verewigen, isolirt erzeugt der Trieb nichts Beharrliches. Das Griechiſche Genie verlor die Harmonie und versank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber gesetzlose Schwelgerei. Nicht bloß der Mensch, auch die Kunst vergaß ihre Gesetze, und erlaubte der Rhetorik und Philoſophie einen schädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie persönlichen Absichten auf die Komödie. Die Komödie

miß-

mißbrauchte ihre Freiheit, und da raubte man der Kunst ihr angebornes göttliches Recht: Niemand zu gehorchen als sich selbst. Die gesetzlose Schönheit des Euripides und Aristophanes ist hinreißend, verführerisch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerei in der vierten Periode Ermattung, welche sich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte: nur aus Schwäche ist sie mäßiger und scheint sittlicher als die vorige Periode. Die poetische Grazie der neuern Komiker ist die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte das Ziel der Kunst zu sein, bildete sich ein ganz neuer Stil der Poesie, die Alexandrinische Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrsamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieser neuen Poesie. Da indeß in allen poetischen Werken dieses Zeitalters im Ganzen derselbe Stil herrscht, so begreife ich alle diese unter jenem Namen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, scheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrsamkeit in noch höherm Grade als sie schon allgemein herrschend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt sich am besten aus seinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theo-

krit

krit scheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als Alexandrinische Bildung vorauszusetzen. Die Kriterien, oder Gränzen dieser Schule sind erstlich das Zeitalter; dieses Kennzeichen ist indeß nicht ganz sicher, weil der Anfang und das Ende desselben sich nicht völlig bestimmt angeben lassen. Desto sicherer aber ist das andere Kennzeichen: der Stil; weil er sich so bestimmt und charakteristisch von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den schon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, Fragmenten von andern, besitzen wir auch eine beträchtliche Menge Römischer Nachbildungen Alexandrinischer Vorbilder, welche aber nicht leicht aus den übrigen herauszufinden sind; der Stil Ovids, Properzens, Virgils ist im ganzen Alexandrinisch.

Die in gewisser Rücksicht so unnatürliche Trennung der Kunst und des Schönen, auf welche sich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, ist doch auch das ganz natürliche Ende der Kunst, wie alle Formen ihren Geist überleben. Dies war auch das Schicksal der Griechischen Kunst. Der Geschmack der Gelehrten und die Eitelkeit der Virtuosen beherrschte die Kunst. Kunst war der Zweck der

Kunst;

Kunst; an die Stelle der Schönheit trat die Künstlichkeit, man suchte seine Geschicklichkeit in der Überwindung großer Schwierigkeiten zu zeigen: daher die Wahl solcher todten Stoffe, wie Nikanders. Eben daher absichtliche Dunkelheit, gesuchte Gelehrsamkeit, und künstliche Spielereien. Außer dem Schwierigen, war alsdann Prinzip der Kunst das Pikante, dasjenige was dem stumpfen Sinne noch Aufmerksamkeit abnöthigen kann. Dergleichen ist das Seltne Alte und Überladene in den ernsthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyrischen Gedichte, oder auch sogar das Rohe. Es ist der Verderbtheit ganz natürlich in dieses zurückzufallen, und Theokrit ist eine sehr begreifliche Erscheinung dieser Schule: seine Einfalt ist nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn sie ist ohne Gefühl für das Sittliche; sondern sie ist der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es ist zwar in den Alexandrinischen Werken ein eigenthümlicher und neuer Stil, aber dieser ist doch eigentlich nichts Erfundnes, sondern nur Nachahmung und eine neue Mischung des schon Vorhandnen: man brauchte die Formen die Metra und die Diktion aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der ältesten. Die Werke der Alexandriner sind zwar trocken, schwerfällig, todt,

ohne

ohne innres Leben, Schwung und Größe; so wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verschwand, so gab es auch in der Poesie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr; diese wurden eben so behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künstler am liebsten zu wählen schienen (doch findet in dieser Rücksicht vielleicht eine geringe Abstufung nach Maaßgabe der Zeit Statt). Allein obgleich von Schönheit gar nicht die Rede sein kann, so haben sie doch einen sehr bedeutenden ästhetischen Werth; die Darstellung ist rein, objektiv, richtig und vollkommen, und in so fern für alle Zeiten bleibendes Muster, wie die Griechische Kunst überhaupt.

In den Alexandrinischen Werken gab es doch noch einen Stil; der Charakter und der Ton derselben ist homogen und regelmäßig; er läßt sich auf Prinzipien zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Stil, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter ist Charakterlosigkeit, ihr Namen Barbarei. Daß Alexandrinische Gelehrsamkeit und Künstelei sich ein anderes Feld wählte, konnte sehr zufällige Ursachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunst waren es nicht. Im Alexandrinischen Stil hätte die Kunst ewig bestehen mögen, wenn die Geduld des Publikums

blikums eben so ewig gewesen wäre. Der Zeitpunkt, wo Alexandrinische Poesie aufhörte, scheint mit dem Anfange der Alexandrinischen Philosophie und mit dem Ende des Griechischen Reichs in Ägypten zusammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgesetzt. Unter den Griechischen Poeten aber gab es nun keinen Stil mehr, also auch keine Schule; jeder ist einzeln: und so ist es begreiflich, daß sich in dieser Zeit ein Oppian findet, der so viel mehr poetischen Werth hat, als die Alexandrinischen Lehrdichter. In der lyrischen Poesie erhielt sich noch am längsten einige Manier, aber sie sank noch unter die Schlüpfrigkeit zu einem elenden Kitzel erschlafter Wollust.

Der Gang der Griechischen Poesie war also folgender: Sie ging von der Natur aus (Jonische Schule), und gelangte durch Bildung (Dorische Schule) zur Schönheit. Diese stieg von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und sank wieder zum Luxus, und dann zur Eleganz hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunst zur Künstelei, und verlor sich endlich in Barbarei.

Dresden. Friedrich Schlegel.

4.

Nachricht von physikalischen Versuchen aus Italien.

Aus einem Briefe an Hrn Dr. Bloch.

Mailand, d. 16 August 1794.

Die thierische Elektrizität scheint nach den neuesten Versuchen des Hrn Volta wieder gänzlich ihren Platz aus der Physiologie zu verlieren. Hr Volta meint, es sei nichts als Elektrizität der Metalle; daher gelingt das Experiment nur, wenn die Metalle verschieden sind die als Leiter gebraucht werden: wo alsdann das Übermaaß des einen in das andre übergeht, um sich ins Gleichgewicht zu setzen. Seine neuesten Versuche hierüber kommen in die Philosophical Transactions. — Ich habe weder Hrn Volta, noch Hrn Spallanzani in Pavia angetroffen: Ersterer ist auf einem Gute bei Komo, der Andere bei Mantua.

Wir haben itzt ein neues Modegespräch: Hr Spallanzani hat Fledermäuse blind gemacht, und gefunden daß sie auch ohne Augen herumfliegen, und doch weder an etwas anstoßen, noch je im Fluge die Wand berühren. Also ist bei ihnen der Sinn des Gefühls stärker; oder sie haben,

wie

Digitized by Google

the Lord Jesus Christ, and of the Holy Ghost, and of the Father, and of the Son, and of the Holy Ghost, and of the Father, and of the Son, and of the Holy Ghost, and of the Father, and of the Son

geben; hierin bin ich mit Kant einerlei Meinung, welcher (Kritik der prakt. Vernunft, Vorrede in einer Note) sagt: „Der Rezensent (der Metaphysik der Sitten) der etwas zum Tadel dieser Schrift sagen wollte, hat es besser getroffen, als er wohl selbst gemeint haben mag, indem er sagt: daß darin kein neues Prinzip der Moralität, sondern nur eine neue Formel aufgestellt worden. Wer wollte aber auch einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen, und diese gleichsam zuerst erfinden? gleich als ob vor ihm die Welt, in dem was Pflicht sei, unwissend, oder in durchgängigem Irrthum gewesen wäre. Wer aber weiß, was dem Mathematiker eine Formel bedeutet, die das, was zu thun sei um eine Aufgabe zu befolgen, ganz genau bestimmt, und nicht verfehlen läßt, wird eine Formel, welche dieses in Ansehung aller Pflicht überhaupt thut, nicht für etwas Unbedeutendes und Entbehrliches halten.“ Eben so wenig will ich hier ein neues, von dem Kantischen verschiedenes Moralprinzip, sondern bloß eine neue von der Seinigen verschiedene, zum Gebrauch bequemere Formel, die auf der neuen von der Seinigen verschiedenen Dedukzion dieses Moralprinzips beruht, aufstellen.

Kant (Metaphyſik der Sitten) entwickelt das Moralprinzip aus den Begriffen des gemeinen Menſchenverſtandes. Ich hingegen, nach meiner ſkeptiſchen Methode, halte die Begriffe des gemeinen Menſchenverſtandes, inſofern ihre Entſtehungsart ſich durch eine pſychologiſche Täuſchung erklären läßt, für verdächtig. Ich mußte daher zur Begründung des Moralprinzips einen neuen Weg einſchlagen, und ein Faktum zum Grunde legen, worin keine pſychologiſche Täuſchung Statt finden kann. Ich will mich hierüber ganz kurz erklären.

Wenn ich einen Wolfianer frage: wie (nach welchem Grundſatze) ſoll ich moraliſch handeln? ſo antwortet er: „Handle ſo, daß du dadurch „deine und anderer Vollkommenheit aufs höchſt„möglichſte beförderſt.“ Frage ich weiter: warum ſoll ich moraliſch handeln? Daß ich meine eigene Vollkommenheit befördern ſoll, liegt ſchon in meiner Natur, indem eine jede Kraft in der Natur zur Entwicklung d. h. Erreichung der ihr möglichen Vollkommenheit ſtrebt. Warum ſoll ich aber die Vollkommenheit Anderer befördern, und in Kolliſionsfällen (welche doch hier möglich ſind, weil Realitäten zwar nicht an ſich einander entgegengeſetzt ſein, aber dennoch ihre Wir-

kungen einander wechſelſeitig aufheben können) auf einen Grad meiner eigenen Vollkommenheit Verzicht thun; damit die größte Summe der Vollkommenheit (welche der Wolfianer wohl auskalkuliren mag) aller vernünftigen Weſen erhalten werde? — ſo glaube ich ſchwerlich, daß er mir hierauf eine befriedigende Antwort werde geben können.

Frage ich nun einen Kantianer: wie ſoll ich moraliſch handeln? ſo antwortet er: „Handle „ſo, daß die Maxime deines Willens jederzeit „zugleich als Prinzip einer allgemeinen Geſetzge„bung gelten könne.“ Warum ſoll ich moraliſch handeln? „Aus Achtung für das moraliſche „Geſetz.“ Erwiedere ich hierauf: Das Gefühl der Achtung für das moraliſche Geſetz iſt zwar ein Motiv, aber doch nicht das einzige, zur Beſtimmung des Willens. Warum ſoll ich, in den Fällen wo dieſes Motiv mit andern in Kolliſion geräth, vielmehr dieſem als den andern folgen? Warum ſoll dieſes erkünſtelte Gefühl mich viel mehr als alle andere natürliche Gefühle zum Handeln beſtimmen? — ſo werde ich eben ſo wenig eine befriedigende Antwort erhalten.

Frage ich nun mich ſelbſt: Wie und Warum ſoll ich moraliſch handeln? ſo beantworte ich mir

dieſe.

diese Frage auf folgende Art: Ich bin mir eines Triebes zur höchsten Vollkommenheit (zur größtmöglichen Entwickelung meiner Kräfte) bewußt. Ich habe also einen Trieb zur Entwickelung meines Erkenntnißvermögens (welches ein Bestandtheil dieser höchsten Vollkommenheit ist), d. h. zur Erkenntniß der Wahrheit. Der Charakter der Wahrheit aber ist Allgemeingültigkeit; ich habe also einen Trieb zur Allgemeingültigmachung meiner Vorstellungen. Mache ich nun diesen Trieb allgemein, und dehne ihn nicht nur auf das Erkenntnißvermögen, sondern auch auf den Willen aus, so läßt sich daraus das Urtheil des allgemeinen Menschenverstandes über die Moralität der Handlungen, ohne alle Täuschung, aus Gründen, erklären. Ich verfahre also hier nach einer wissenschaftlichen Methode, wenn ich diesen Trieb in seiner Allgemeinheit nehme, woraus sich die Realität des Begrifs von Pflicht ergiebt.

Folglich brauche ich nicht mit Hrn Reinhold, wider alle Methode in Wissenschaften, einen von dem Triebe zur Erkenntniß der Wahrheit unabhängigen, uninteressirten Trieb anzunehmen; indem die Erscheinungen, zu deren Erklärung ein uninteressirter Trieb angenommen wird, sich auch,

ohne denſelben, aus dem unbezweifelten intereſſirten Triebe erklären laſſen. Ich kenne nur einen einzigen unintereſſirten Trieb, nemlich den Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit, aus welchem ich das Moralgeſetz und die Möglichkeit der aus ihm folgenden Handlungen herleite. Noch weniger brauche ich mit Hrn Reinhold eine abſolute Freiheit, als ein abſolutes Vermögen zwiſchen dem intereſſirten und unintereſſirten Triebe zu wählen, anzunehmen; weil ein Vermögen überhaupt, wenn ſchon nicht durch die Objekte worauf es ſich bezieht, dennoch durch die Wirkungsart, oder die Geſetze nach welchen es wirkt, beſtimmt gedacht werden muß, wenn ſein Begrif objektive Realität haben ſoll. Hier aber wird durch nichts beſtimmt, ob man dem intereſſirten oder unintereſſirten Triebe folgen ſoll? Dieſes Vermögen kann alſo, wo dieſe entgegengeſetzt ſind, nicht wirken. — Ich brauche alſo nichts anzunehmen, was ſo wenig an ſich Realität hat, als ſich daraus irgend etwas erklären läßt.

Vom höchſten Gute.

Es iſt überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derſelben, zu denken möglich, was ohne Einſchränkung für gut könnte gehalten

werden, als allein das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit. Talente des Geistes so wohl, als brauchbare Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben, in vorkommenden Fällen, Gebrauch machen soll, nicht durch Erkenntniß der Wahrheit (in Ansehung des Verhältnisses dieser Naturgaben als Mittel zu den dadurch zu erreichenden Zwecken) bestimmt und geleitet wird. Glückseligkeit und alles was dazu beitragen mag, bewirken Muth und hierdurch öfter auch Übermuth, wenn nicht die Erkenntniß der Wahrheit den Einfluß derselben auf das Gemüth, und hiemit auch das ganze Prinzip zu handeln, berichtigt und zweckmäßig macht; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblick eines ununterbrochenen Wohlergehens oder der Glückseligkeit eines Wesens, dem dieser Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit mangelt (eines Thiers), nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann; und also dieser Trieb die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein auszumachen scheint.

Einige Eigenschaften sind sogar der **Erkenntniß der Wahrheit** beförderlich, und können dieselbe sehr erleichtern (z. B. Talente zu Wissenschaften, Vermögen die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten); haben aber demungeachtet keinen innern unbedingten Werth, sondern nur in sofern sie derselben beförderlich sind. Die Tugend soll zwar einen innern Werth an sich haben, aber nur unter der Bedingung daß sie wahr d. h. möglich und wirklich ist; sonst hat sie gar keinen Werth, indem man Begriffen ohne alle Realität keinen Werth beilegen kann.

Ein guter Charakter aus Temperament kann (aus Interesse, das jeder an der Person welcher er beigelegt wird, finden muß) Liebe, aber keineswegs an sich Hochachtung erwerben. Ein Mann von (moralischen) Grundsätzen verdient nur in Rücksicht auf die Wahrheit (Angemessenheit mit den Grundsätzen) die in seinen Handlungen anzutreffen ist, Hochachtung. Die stoische Tugend erregt, wegen des Ungewöhnlichen und einigermaßen Unbegreiflichen in den Handlungen die sie veranlaßt, vielmehr Bewunderung als Hochachtung.

Die Erkenntniß der Wahrheit aber ist nicht durch das was dadurch bewirkt wird, als Mittel

zur Erreichung gewisser Zwecke, sondern an sich gut, und (für sich selbst betrachtet) ohne Vergleich weit höher zu schätzen als alles was dadurch zu Gunsten einer Neigung, ja wenn man will, auch der Summe aller Neigungen, immer zu Stande gebracht werden könnte. Sollte auch die herausgebrachte Wahrheit nach den Naturgesetzen impraktikabel sein (wie z. B. die Berechnung einer Maschine wodurch man die Erdkugel aus ihrer Stelle bewegen könnte, nach der bekannten Forderung des Archimedes: da mihi punctum et terram movebo); so würde sie, wie ein Juwel, doch für sich selbst glänzen, als etwas das seinen vollen Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen noch benehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung sein, um sie in gemeinem Verkehr besser handhaben zu können, oder die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug Kenner sind, auf sich ziehn, nicht aber um sie Kennern zu empfehlen, und ihren Werth an sich zu bestimmen. Dieses geht so weit, daß z. B. ein Kant bloß aus Liebe zur Wahrheit an sich, ohne Rücksicht auf ihre empirische Brauchbarkeit, die Moral auf Prinzipien der reinen Vernunft a priori zu gründen sucht, um dadurch ihren Lehren strenge

Wahrheit d. h. Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit zu verschaffen; obgleich er selbst eingestehen muß, daß, indem das zu ihrer Brauchbarkeit vorausgesetzte Faktum (daß die reine Vernunft nicht bloß formaliter, sondern auch realiter den Willen bestimmen könne) unerweisbar ist, diese Moral nicht gebraucht werden kann. Ein Anderer, aus nicht mindrer Liebe zur Wahrheit, sucht, ungeachtet des Schadens den er sich dadurch von den Unwissenden zuziehn kann, diese vorgespiegelte Brauchbarkeit einer solchen Moral öffentlich zu bestreiten — u. d. gl. m.

Der absolute Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit ist nicht nur von einem dadurch zuerreichenden subjektiven Zweck, sondern selbst von dem dadurch zu bestimmenden Objekt unabhängig. Wer, nach der synthetischen Methode, von den Prämissen ausgeht, um zu sehen auf welche Konklusion sie ihn nach den Gesetzen des Denkens führen werden, kann nicht irgend eine bestimmte Konklusion zum Zweck haben. Die herausgebrachte Konklusion und das dadurch bestimmte Objekt ist nicht der Zweck, sondern das Ziel seiner Untersuchung. Eben so wer, nach der analytischen Methode, eine Prämisse hypothetisch annimmt, um durch ihre Übereinstimmung oder

Nicht-

Nichtübereinstimmung mit andern schon bekannten Wahrheiten ihre Wahrheit oder Falschheit selbst zu bestimmen, ist dabei ganz gleichgültig, ob die von ihm angenommene Prämisse als wahr oder als falsch werde erkannt werden. Die angenommene Prämisse ist nicht der Zweck, sondern das Prinzip seiner Untersuchung; sie mag wahr oder falsch befunden werden, so geräth er immer auf eine ihm vorher unbekannte Wahrheit: diese mag die angenommene Prämisse selbst oder ihr Entgegengesetztes sein. — Dies sind allgemein erkannte Fakta des Bewußtseins, die nur derjenige, der nie über seinen innern Zustand bei Untersuchung der Wahrheit reflektirt hat, abläugnen kann.

Der absolute Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit, ohne Rücksicht auf irgend einen dadurch zu erreichenden Zweck, kann auch nach teleologischen Prinzipien auf folgende Art dargethan werden. In den Naturanlagen eines organischen Wesens nehmen wir es als Grundsatz an, daß kein Werkzeug zu irgend einem Zweck in demselben angetroffen werde, als was auch zu demselben das schicklichste und ihm am meisten angemessen ist. Wäre nun an einem mit Vernunft und freiem Willen begabten Wesen seine Erhal-

tung,

tung, sein Wohlergehn, mit einem Worte: seine Glückseligkeit, der eigentliche Zweck der Natur; so hätte sie ihre Veranstaltung dazu sehr schlecht getroffen, sich die Vernunft dieses Wesens zur Ausrichtung dieser Absicht zu ersehen, indem alle Handlungen die es in dieser Absicht auszuüben hat, und die ganze Regel seines Verhaltens, weit genauer und dieser Zweck weit sicherer durch Instinkt vorgezeichnet und erhalten werden konnte. Die Natur würde alsdann nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch der Mittel selbst übernommen, und beide mit weiser Vorsorge dem Instinkt anvertrauet haben. — Es mußte also der Natur, bei der Bestimmung eines vernünftigen Wesens, an Ausbildung der Vernunft an sich durch Erkenntniß der Wahrheit mehr gelegen sein, als an allen dadurch zu erhaltenden äußeren Zwecken. Die Erkenntniß der Wahrheit ist also ein Gut an sich, und folglich, wenn auch nicht das einzige, doch das höchste Gut.

Aber außer diesem absoluten Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit, der von uns wirklich mehr oder weniger (nach seinem Verhältnisse zu andern Trieben) befriedigt wird, finden wir noch eine andere Forderung des Menschen, als vernünftigen Wesen an sich selbst, die eben so absolut

zu sein scheint, als jener Trieb: nehmlich die der Erfüllung unsrer Pflicht. In dem ersten Anschein nach, ist diese Forderung noch unnachlaßlicher als jener Trieb. Denn erstlich wird der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit durch die Bedingung der dazu erforderlichen Talente und Geistesgaben, beschränkt. Zweitens wird seine Befriedigung bloß in einem zur Glückseligkeit erforderlichen Verhältniß zu andern Trieben die gleichfalls befriedigt werden müssen, gefordert. Die Forderung der Pflicht hingegen ist allen mit Vernunft und Willen begabten Wesen gemein, ihre Fähigkeiten und Kräfte mögen übrigens noch so verschieden sein; und läßt keine Grade zu. Ferner ist der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit dem Menschen von der Natur gegeben; die Vorstellung der Pflicht hingegen ist ein reines Produkt der Vernunft, indem sie die Bestimmung in sich enthält, daß sie auch gegen die Naturtriebe und Neigungen befriedigt werden soll. Man mögte also denken, daß nicht die Erkenntniß der Wahrheit (die bloß insofern absolut gefordert wird, inwiefern sie als Zweck an sich und nicht als Mittel zur Erlangung anderer Zwecke, gefordert wird: worin sie sich von andern Naturtrieben gar nicht unterscheidet), wohl aber

die

die Ausübung der Tugend oder Pflicht (die nicht als ein Naturtrieb, sondern als eine Vernunftforderung, sich uns aufdringt, und in dem Sinne absolut ist, daß sie auch wider die Naturtriebe und Neigungen befriedigt werden soll), das von uns gesuchte höchste Gut genannt zu werden verdiene, und daß also selbst jener Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit dieser Forderung der Pflicht untergeordnet, und durch dieselbe beschränkt werden müsse. — Hierauf gebe ich aber Folgendes zu bemerken.

Was das erste betrift, so bedenke man, daß nicht der Trieb zur Erkenntniß an sich, sondern seine wirkliche Befriedigung, durch die Bedingung der dazu erforderlichen Fähigkeiten und Talente beschränkt wird: worin dieser Trieb von der Forderung der Tugend gar nicht unterschieden ist; die, ob schon sie absolut ist, dennoch in der Ausübung durch Bedingung der dazu erforderlichen Kräfte beschränkt wird. Ferner setzen diesem Triebe zur Erkenntniß an sich keine Verhältnisse Schranken; nur seine wirkliche Befriedigung wird bei einem eingeschränkten Wesen nothwendig durch andere Triebe beschränkt.

Und endlich ist der Trieb zur Erkenntniß eben so wenig ein Naturtrieb, als die Forderung der

Pflicht.

Pflicht. Denn erstlich kann zwar ein jeder Naturtrieb im Subjekte der Vorstellung des dadurch zu erreichenden Zwecks, oder des dadurch zu bestimmenden Objekts, vorhergehn: wie es der Fall mit den Trieben der Thiere ist; von der Natur aber ist nothwendig jeder Trieb zu einem Zwecke bestimmt. Der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit hingegen ist, wie schon angezeigt worden, Zweck an sich; das dadurch zu bestimmende Objekt oder der dadurch zu erlangende äußere Zweck mag sein welcher er will. — Zweitens, ist jeder andere Naturtrieb den Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen, und kann nur in der Zeit (nach und nach) seine Bestimmung erfüllen. Der Trieb zur Erkenntniß hingegen ist bloß in Ansehung seiner zufälligen Bestimmungen (welche Wahrheit zu welcher Zeit im Subjekte wirklich werden soll) den Gesetzen der Sinnenwelt, an sich aber ist er bloß den Gesetzen einer intellektuellen Welt unterworfen, und erfüllt seine Bestimmung ohne Zeit. Ich kann z. B. im gegenwärtigen Zeitpunkt den Satz: a ist b, oder diesen: c ist d, oder gar nichts denken. Denke ich aber den Satz: a ist b; so verbinde ich das was nur in einer Zeitfolge Gegenstand meines Bewußtseins sein kann (die Gegenstände:

genstände: a, b) ohne Zeit; sonst wäre dieses Urtheil unmöglich.

Die Forderung der Pflicht kann nicht (wie ein Naturtrieb von uns) als ein unmittelbares Faktum des Bewußtseins erkannt werden; sie ist nicht Naturtrieb, selbst nicht einer intellektuellen Natur: weil der Begrif von Pflicht den Begrif von Zwang in sich enthält, sich selbst nicht nur wider eine Neigung zum Vortheil einer andern, sondern wider alle Naturtriebe und Neigungen zu bestimmen. Sie müsste also bloß durch ihre Wirkung, d. h. durch die dadurch bestimmte Handlung, erkannt werden. Aber dieses geht auch nicht an: weil sich eine solche Handlung nach Naturgesetzen aus andern Trieben und Neigungen erklären läßt; und gesetzt daß wir kein Motiv entdecken, so ist noch damit nicht bewiesen, daß es ein soches nicht geben kann.

Dieses erregt den Verdacht; daß es vielleicht eine solche Forderung gar nicht giebt, und unser Bewusstsein davon auf eine psychologische Täuschung beruht. Wir können also hierin nichts mehr thun, als daß wir diese sich unserm Bewusstsein aufdringende Forderung (da sie doch an sich nicht unmöglich ist) hypothetisch annehmen, und den Grund ihrer (positiven) Möglichkeit aufsuchen.

Faktum des Bewusstseins gegeben; seine Möglichkeit wird durch seine Wirklichkeit auf eine unbezweifelte Art dargethan. Der zweite hingegen wird uns zwar gleichfalls als ein Faktum des Bewusstseins an sich gegeben; seine Möglichkeit aber kann nicht durch seinen wirklichen Gebrauch dargethan werden, weil dieser Gebrauch immer bezweifelt werden kann. Ich untersuche daher: ob nicht diese beiden Prädikate Wahrheit und Pflicht ein gemeinschaftliches Merkmal haben, welches das eigentliche Prädikat des Subjekts (vernünftiges Wesen) ist? — Was nun den Begrif von Wahrheit betrift, so ist dieser aus der Logik bekannt. Den Begrif von Pflicht aber müssen wir hier entwickeln.

Ich glaube folgende Erklärung festsetzen zu können: Pflicht ist die Vorstellung von der nothwendigen Einschränkung des Willens eines vernünftigen Wesens durch den möglichen Willen eines jeden andern vernünftigen Wesens. — Hieraus ergiebt es sich, daß Wahrheit und Pflicht in der That ein gemeinschaftliches wesentliches Merkmal haben: nehmlich die Allgemeingültigkeit. Ich kann nichts für wahr erkennen, was nicht für ein jedes andre vernünftige Wesen als wahr gelten kann. Ich kann nichts aus

Pflicht

Pflicht wollen, was nicht ein jedes andre vernünftige Wesen wollen kann. Ich mache daher diese beiden Sätze allgemeiner, indem ich das beiden gemeinschaftliche Merkmal zum Prädikat mache; und so entspringt folgender Satz: Ein vernünftiges Wesen kann sich, als ein solches, nur durch von ihm erkannte allgemeingültige Modifikazionen bestimmen. — Nun ist dieser Satz in Ansehung der Erkenntniß der Wahrheit, als Faktum des Bewusstseins gegeben, und seine Möglichkeit durch seinen wirklichen Gebrauch bewiesen; seine Realität muß also auch in Ansehung der Pflicht zugestanden werden.

Ist nun die Realität des moralischen Prinzips bewiesen, so bleibt uns noch übrig: 1) zu zeigen wie dieses Prinzip, so wie wir es hier dargestellt haben, hinreichend ist alle moralische Pflichten zu bestimmen; 2) außer diesem logischen Erkenntnißgrund (Grund der Möglichkeit) seinen metaphysischen Realgrund aufzusuchen; und endlich 3) seinen Gebrauch als Faktum darzuthun.

1ste Erklärung.

Moral ist die Wissenschaft des Willens überhaupt.

So wie es eine Wissenschaft des **Denkens** und Erkennens überhaupt (allgemeine und transzendentale Logik) giebt, d. h. eine solche die nicht das Denken und Erkennen **bestimmter Objekte**, sondern die Bedingungen des Denkens und Erkennens eines **Objekts** überhaupt bestimmt; so kann es auch eine Wissenschaft des **Willens** überhaupt geben, d. h. eine solche die die Bedingungen von der Möglichkeit des Willens überhaupt, sein Objekt oder **Zweck** mag sein welches es will, bestimmt. Nun behaupte ich daß **Moral**, als **strenge Wissenschaft a priori**, nichts anders als die aus dem Begriffe des **Willens** überhaupt unmittelbar hergeleitete Wissenschaft sein kann. Denn alles was aus dem Begriffe eines **bestimmten** (sich auf einen bestimmten Zweck beziehenden) Willens hergeleitet wird, gilt bloß **hypothetisch** (unter Voraussetzung dieses bestimmten Willens), und gehört zur **Klugheitslehre**; keineswegs aber zur **Moral**, die absolut a priori gelten muß (wenn sie eine reelle, von der Klugheitslehre verschiedene, Wissenschaft sein soll). Ehe wir also weiter gehen, müssen wir erst den Begrif des Willens genau bestimmen, und die charakteristischen Merkmale wodurch der Wille sich von andern ihm ähnlichen Äusserungen unterscheidet, angeben.

2te Erklärung.

Trieb ist eine mit Bewusstsein verknüpfte Entwicklung eines Vermögens.

Dieses Bewusstsein ist entweder ein bloßes Bewusstsein der Entwicklung an sich, und eines unmittelbar dadurch bestimmten Zustandes des Subjekts (des damit verknüpften Gefühls); oder auch das Bewusstsein der besondern Art und Weise d. h. der Gesetze nach welchen diese Entwicklung geschieht; oder auch das Bewusstsein eines mittelbar dadurch bestimmten Zustands des Subjekts, als eines Zweckes; oder noch dazu das Bewusstsein eines mittelbar dadurch bestimmten Zustands des Subjekts, als Ziel dieser Entwicklung.

Die Triebe der Thiere z. B. sind Entwicklungen gewisser Vermögen mit einer dunklen Vorstellung dieser Entwicklungen an sich so wohl, als des unmittelbar dadurch bestimmten Zustands des Subjekts, ohne Vorstellung des mittelbar dadurch bestimmten Zustands als Zweck (des Subjekts) oder als Ziel (der Natur). Die Raupe spürt, zu der von der Natur dazu bestimmten Zeit, in sich einen Trieb zur Verwandlung in einen Schmetterling; und ist sich des dadurch

unmittelbar bestimmten Zustands (ihres Wohls oder Wehes) bewusst. Sie hat aber so wenig von der Art und Weise, nach welcher diese Verwandlung geschehn muß, als von dem dadurch mittelbar bestimmten Zustande eines Schmetterlings, als Zweck (für sie) oder als Ziel (der Natur), irgend eine Vorstellung. Der allen mit Erkenntnißvermögen begabten Wesen eigenthümliche **Trieb zur Erkenntniß** ist mit Bewusstsein dieses Triebes an sich so wohl, als des dadurch unmittelbar bestimmten Zustandes des Subjekts, als auch der Art und Weise oder der Gesetze nach welchen dieses Vermögen ausgeübt wird, verknüpft. Dieser Trieb hat aber nicht ein mittelbar dadurch bestimmtes Objekt zum Zwecke oder Ziel. Er wird so wenig mit Bestimmung irgend eines Objekts, als mit Erreichung eines Zweckes, oder Ziels, befriedigt, sondern strebt immer nach neuen Erkenntnissen. Nicht die Vorstellung von der **Eigenschaft** des rechtwinkligen Dreiecks (daß das Quadrat der Hypoteinuse der Summe der Quadrate der Katheten gleich ist), die ich nicht eher haben kann als bis ich den, sich darauf beziehenden Lehrsatz erfunden habe, sondern das Bewusstsein von der **Thätigkeit meines Erkenntnißvermögens, seinen Gesetzen gemäß**, treibt

mich

mich zur Erfindung des Pythagoriſchen Satzes an. Dieſer Trieb zur Thätigkeit aber kann nicht mit Erfindung dieſer Wahrheit, als mit Erreichung ſeines Zweckes, aufhören, weil er ſich auf keine beſtimmte, ſondern auf eine jede Wahrheit überhaupt bezieht.

Der Trieb zu den ſinnlichen Vergnügungen ſetzt die Vorſtellung der, aus der Erfahrung bekannten, Gegenſtände des Vergnügens voraus; ohne welche er nicht Statt finden könnte. Hier iſt alſo, außer dem Bewuſſtſein dieſes Triebs an ſich, und des dadurch unmittelbar beſtimmten Zuſtandes, noch die Vorſtellung von dem mittelbar dadurch beſtimmten Zuſtande des Subjekts anzutreffen. Ein ſolcher Trieb heißt, in Beziehung auf den Gegenſtand, der als Mittel zu einem Zuſtande des Subjekts, als zu einem Zwecke, vorgeſtellt wird, Begierde zu dieſem Gegenſtande.

Der Wille iſt von dem bloßen Trieb ſo wohl, als von dem durch die Vorſtellung des Zweckes beſtimmten Triebe, oder von der Begierde darin unterſchieden, daß ſich dieſe unmittelbar auf den hervorzubringenden angenehmen Zuſtand des Subjekts, als Zweck, der Wille hingegen ſich unmittelbar auf die Handlung des

Subjekts, die als Mittel zu dem dadurch hervorzubringenden Zustande desselben gedacht wird, bezieht, und mittelbar auf diesen Zustand selbst. Man hat Begierde zu einem Gegenstand, man will eine Handlung aus Begierde zu dem dadurch bestimmten Gegenstande.

Der Wille setzt den Gebrauch der Vernunft voraus, weil er durch die Einsicht in das Verhältniß der Handlung als Mittel zu dem als Zweck vorgestellten Gegenstand bestimmt wird. Die Begierde hingegen setzt bloß die niedren Erkenntnißvermögen (Empfindung, Einbildungskraft, Gedächtniß) voraus. Der Wille kann vernünftig oder unvernünftig sein, nachdem die als Mittel vorgestellte Handlung wirklich Mittel zu dem vorgesetzten Zwecke ist, oder nicht. Die Begierde hingegen kann so wenig vernünftig als unvernünftig sein. Man kann so wenig sagen: eine Begierde (sie mag sein welche sie will) ist an sich unvernünftig, als man sagen kann, daß die Sinne an sich (ohne die Urtheilskraft) uns täuschen. Ich habe Begierde, Großmogol zu sein; d. h. ich stelle mir den Zustand des Großmogols als einen sehr wünschenswerthen Zustand vor. So lange meine Begierde gleichsam eine todte Kraft bleibt, und mich (wegen Einsicht in die

Unmöglichkeit der Sache) zu keinen Handlungen verleitet, ist diese Begierde an sich gar nicht unvernünftig. Will ich aber diese Begierde wirklich befriedigen, indem ich mich ohne alle Hülfsmittel, mit meinem Stock in der Hand, auf die Reise nach Ostindien mache, um den Großmogol zu enthronen und mich an seine Stelle zu setzen; so ist dieser Wille unvernünftig, — u. dergl. m.

3te Erklärung.

Moralische Grundsätze sind Sätze die sich auf den Willen beziehn, und unmittelbar aus seinem Begriffe abgeleitet werden. Diese Grundsätze sind entweder material (beziehn sich auf die Materie des durch den Willen zu bestimmenden Objekts), oder formal (beziehn sich auf die Form oder Entstehungsart des Objekts). Jene sind wiederum entweder subjektiv, oder objektiv.

Da der Wille den Begrif von einem Objekt, als Zweck, und der Handlung, als Mittel, in sich enthält, so können die aus dem Begriffe vom Willen herzuleitenden Grundsätze sich entweder auf den Inhalt des Objekts, oder auf die Form der Handlung, d. h. di. Entstehungsart des

Objekts, beziehn. Die Form der Handlung, wenn sie als Grundsatz gedacht wird, ist (da sie keine Empfindung von dem Zustand des Subjekts, sondern Begrif ist) immer objektiv. Hingegen der Inhalt des Objekts, als Grundsatz gedacht, kann so wohl subjektiv als objektiv sein, nachdem der Zweck eine bloße Empfindung oder ein Begrif ist. Daß z. B. die Form der Handlung (die Maxime), unter Voraussetzung der Kausalität der Vernunft, den Vernunftgesetzen nicht widersprechen darf, ist ein formaler Grundsatz, und also objektiv. Daß ein Mensch seine Glückseligkeit zu befördern, daß er seine Vollkommenheit zu erlangen suchen muß, sind materiale Grundsätze. Sie bestimmen die Beschaffenheit des durch die Handlung hervorzubringenden Objekts. Jener (der Glückseligkeit) ist, indem dadurch bloß ein Zustand, aber keine objektive Bestimmung des Subjekts bestimmt wird, subjektiv; dieser aber ist, indem dadurch eine objektive Bestimmung des Subjekts bestimmt wird, objektiv. Ich sehe also nicht ein, warum Kant (Kritik der praktischen Vernunft S. 36) sagt: „Wenn man annimmt, daß reine Vernunft einen „praktischen d. i. zur Willensbestimmung hinreichenden, Grund in sich enthalten könne, so giebt

„es

„es praktische Gesetze (seiner Erklärung nach, „objektive Grundsätze); wo aber nicht, so sind „alle praktische Grundsätze bloße Maximen (sei„ner Erklärung nach, subjektive Grundsätze). “ Deswegen, weil nicht reine Vernunft einen zur Willensbestimmung hinreichenden Grund in sich enthält, sind noch nicht alle praktische Grundsätze bloße Maximen. Wer wird z. B. sagen: Dieser oder jener Mensch hat sich Glückseligkeit zur Maxime gemacht? Glückseligkeit sucht (vermöge einer Naturnothwendigkeit) jeder Mensch; und doch ist Glückseligkeit ein bloß subjektives Prinzip: d. h. das was dadurch bestimmt wird, gilt bloß für das Subjekt für welches es bestimmt wird.

1ster Lehrsatz.

Alle materiale praktische Prinzipien sind, insofern ihr Gebrauch durch empirische Merkmale bestimmt wird, zu Grundsätzen, aus welchen die gesammten Lehrsätze der Moral hergeleitet werden sollen, untauglich.

Diesen Lehrsatz setze ich an die Stelle des Kantischen (Kritik der praktischen Vernunft, I Lehrsatz): „Alle praktische Prinzipien die ein „Objekt

„Objekt (Materie) des Begehrungsvermögens,
„als Bestimmungsgrund des Willens, voraus-
„setzen, sind insgesamt empirisch, und können
„keine praktische Gesetze abgeben.“

Hier bemerke ich, daß das Prinzip der Glückseligkeit z. B. nicht an sich, sondern bloß in seiner Anwendung, empirisch genannt werden kann. Glückseligkeit ist allerdings ein Naturgesetz für alle empfindende Wesen. Nur die jedesmalige Anwendung dieses Prinzips wird durch empirische Merkmale bestimmt. Daß ich von der Natur, meine Glückseligkeit zu befördern, gezwungen bin, brauche ich nicht erst aus der Erfahrung zu erlernen; obgleich ich mir, durch Erfahrung erst dieses Triebs bewusst werde. Welches Objekt aber, und in welchem Grade es, meine Glückseligkeit befördern kann? dieses ist es, was ich aus der Erfahrung erlernen muß. Das Prinzip der Glückseligkeit kann mit eben dem Rechte ein praktisches Gesetz heißen, mit welchem Rechte das Prinzip der Kausalität ein theoretisches Gesetz ist. Daß eine jede Naturerscheinung eine Ursache haben muß, erkenne ich a priori. Die Ursachen gegebener Erscheinungen aber kann ich nicht anders als aus der Erfahrung kennen lernen.

2ter Lehrsatz.

Alle materiale praktische Prinzipien sind zwar, als solche, unter dem allgemeinen Geschlechtsbegrif der Selbstliebe oder eigenen Glückseligkeit enthalten; sind aber dennoch nicht alle von einer und eben derselben Art, indem einige derselben im untern, andere aber im obern Begehrungsvermögen den Bestimmungsgrund des Willens setzen.

Dieser Lehrsatz ist gleichfalls dem Kantischen entgegengesetzt, wo es (S. 40) heißt: „Alle „materiale praktische Prinzipien sind, als solche, „insgesammt von einer und eben derselben Art, und „gehören unter das allgemeine Prinzip der Selbst„liebe oder eigenen Glückseligkeit.“ Und (S. 41, Folgerung): „Alle materiale praktische Regeln „setzen den Bestimmungsgrund des Willens im „untern Begehrungsvermögen u. s. w.“

Hier nehme ich mir die Freiheit, von diesem großen Philosophen abzuweichen. Das feine Vergnügen welches mit Erkenntniß der Wahrheit und Beurtheilung der Schönheit verknüpft ist, gehört zwar unter den allgemeinen Geschlechtsbegrif der Selbstliebe oder eigenen Glückseligkeit.

Ist

Iſt es aber deswegen mit den ſinnlichen Vergnügungen von einerlei Art, und gehören alle zum untern Begehrungsvermögen? Keineswegs! Denn 1) iſt das mit der Erkenntniß der Wahrheit verknüpfte Vergnügen bloß von der Form, nicht aber vom Objekte der Erkenntniß abhängig; und, wenn man von den verſchiedenen Graden des Vergnügens, die von der größern oder geringern Anzahl der zu einer Konkluſion erforderlichen mit einander verbundenen Prämiſſen abhängen, abſtrahirt, ſo iſt das Vergnügen in allen Wahrheiten einerlei. Denn worin ſoll deſſen Verſchiedenheit beſtehen? In der Verſchiedenheit der Objekte der Erkenntniß? Dieſes iſt nicht mehr Vergnügen der Erkenntniß der Wahrheit, welche bloß in Beſtimmung der Objekte, ſie mögen ſein welche ſie wollen, nach einer allgemeinen Form der Erkenntniß, beſteht. 2) iſt nicht nur das Vergnügen der Erkenntniß der Wahrheit überhaupt, ſondern ſelbſt einer jeden beſtimmten Wahrheit, ſo wie dieſe Wahrheit ſelbſt, allgemeingültig. Ich bin überzeugt, daß nicht nur ein jedes der Erkenntniß der Wahrheit fähiges Weſen an Erkenntniß der Wahrheit überhaupt, ſondern auch an dieſer oder jener Wahrheit, wenn es ſie erkennen ſollte, Vergnügen finden muß.

Dieſes

Dieses ist ein analogischer Schluß von der Ursache (Erkenntniß der Wahrheit, die allgemeingültig sein muß) auf die Wirkung (das damit verknüpfte Vergnügen). 3) ist das aus der Erkenntniß der Wahrheit entspringende Vergnügen, so wie die Wahrheit selbst, eine untheilbare Einheit, und läßt so wenig eine extensive als eine intensive Größe zu. Jene nicht, weil das Vergnügen an Erkenntniß der Wahrheit von der Erkenntniß der Wahrheit selbst unzertrennlich ist. Ich finde nur Vergnügen, wenn ich die Wahrheit wirklich erkenne; nicht aber wenn ich sie, als solche, bloß vorstelle. Wenn ich mir z. B. den pythagorischen Satz bloß als Resultat meiner Untersuchung denke, so finde ich daran nicht das mindeste Vergnügen. Um dieses zu finden, muß ich den Satz nicht bloß in der Einbildungskraft reproduziren, sondern seine Wahrheit aufs neue beweisen, d. h. hervorbringen. Nun ist aber die Einsicht der Wahrheit eine untheilbare Einheit, und kann nicht nach und nach in der Zeit, entstehen. Wenn ich urtheile, d. h. erkenne, A ist B, so stelle ich mir zwar die Objekte A und B in einer Zeitfolge vor; die Einsicht in ihr Verhältniß, d. h. das Urtheilen selbst, aber geschieht ohne Zeitfolge; sonst wäre dieses Urtheil ganz

unmöglich.

unmöglich. Aber eben so wenig kann der Wahrheit eine intensive Größe zukommen, weil eine Wahrheit nicht mehr Wahrheit als die andere sein kann.

Hieraus ergiebt es sich, daß, obgleich der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit durch ein materiales Prinzip als Gegenstand des Willens bestimmt wird; er doch mit dem Triebe zu sinnlichen Vergnügungen ganz heterogen ist.

3ter Lehrsatz.

Wenn ein vernünftiges (der Erkenntniß der Wahrheit fähiges) Wesen nicht nur Allgemeingültigkeit in Ansehung des praktischen Prinzips, sondern auch in Ansehung des dadurch bestimmten Objekts fordert, so kann dieses Prinzip kein materiales, sondern ein formales Prinzip sein.

Materiale Prinzipien des Willens (solche die den Inhalt des Objekts, oder sein Verhältniß zum Subjekt zum Bestimmungsgrund des Willens machen) können allerdings, wenn sie in ihrer höchsten Allgemeinheit gefaßt werden, auch allgemeingültig (für jedes vernünftige Wesen) sein. Wenn man den Begrif der Glückseligkeit

in

in seiner höchsten Allgemeinheit faßt, und in Ansehung der Objekte, die als Mittel dazu gedacht werden können, ganz unbestimmt läßt; so ist der Satz: ein jedes vernünftige der Glückseligkeit fähige Wesen muß, als ein solches, auf alle mögliche Arten suchen, seine Glückseligkeit zu befördern, allgemeingültig. Ich bin überzeugt, daß nicht nur ich, sondern ein jedes vernünftige Wesen diesen Satz als wahr denken muß.

Nimmt man aber auf die bestimmte Handlung als Objekt des Willens, Rücksicht, so kann hier eine Kollision Statt finden, indem eben die Handlung welche meine Glückseligkeit befördert, die Glückseligkeit irgend eines andern vernünftigen Wesens stören kann. Mein Wille wird also in Beziehung auf diese Handlung nicht allgemeingültig sein, indem er für dieses vernünftige Wesen nicht wird gelten können. Nun bleibt, wenn man von der Materie d. h. jedem bestimmten Gegenstand des Willens (jeder bestimmten Handlung) abstrahirt, nichts mehr übrig, als die Form des Willens eines vernünftigen Wesens überhaupt. Also hat es damit seine Richtigkeit: daß, wenn ein vernünftiges Wesen nicht nur Allgemeingültigkeit in Ansehung des praktischen Prinzips, sondern auch in Ansehung

des dadurch bestimmten Objekts fordert, dieses Prinzip kein materiales, sondern ein formales Prinzip sein kann.

1ste Aufgabe.

Vorausgesetzt daß die bloße Form des Willens eines vernünftigen Wesens überhaupt allein der zureichende Bestimmungsgrund eines Willens sein kann, die Beschaffenheit dieses Willens zu finden?

Auflösung.

Da die bloße Form des Willens eines vernünftigen Wesens lediglich von der Vernunft vorgestellt werden kann, und mithin kein Gegenstand der Sinne ist, folglich auch nicht unter die Erscheinungen gehört; so ist die Vorstellung derselben, als Bestimmungsgrund des Willens, von allen Bestimmungsgründen der Naturbegebenheiten, nach Gesetzen der Kausalität, unterschieden. Ein solcher Wille muß also gänzlich unabhängig von den Naturgesetzen der Erscheinungen (der Kausalität), in Beziehung auf einander gedacht werden. Eine solche Unabhängigkeit aber heißt Freiheit im strengsten d. h.

trans-

transzendentalen Verstande. Also ist ein solcher Wille ein freier Wille.

2te Aufgabe.

Vorausgesetzt, daß der Wille frei ist, d. h. daß die bloße Form des Willens eines vernünftigen Wesens überhaupt einen zureichenden Bestimmungsgrund seiner jedesmaligen Bestimmung enthält, diese Form ausfindig zu machen?

Auflösung.

Die Form der Erkenntniß eines vernünftigen Wesens überhaupt ist Allgemeingültigkeit, daß nehmlich die durch das Erkenntnißvermögen eines jeden vernünftigen (der Erkenntniß der Wahrheit fähigen) Wesens bestimmten Objekte für alle vernünftige Wesen gültig sein müssen (diese Objekte von ihnen nicht anders bestimmt werden können). Nimmt man nun an, daß die Vernunft, so wie die Objekte der Erkenntniß, auch die Objekte des Willens hinlänglich bestimmen kann, so kann diese Form, wodurch der Wille bestimmt wird, keine andre als die Form der Erkenntniß, nehmlich Allgemeingültigkeit sein.

Grundsatz der reinen praktischen Vernunft.

Handle so, daß dein jedesmaliger Wille (wodurch die Handlung bestimmt wird) als der Wille eines jeden vernünftigen Wesens gedacht werden könne.

Dieser Grundsatz ist also von dem Kantischen verschieden, obgleich seine Realität eben so gut bewiesen werden kann, und er auf eben die Resultate als jener führt. Nach Kant soll die Maxime des Willens eines jeden vernünftigen Wesens allgemeingültig (zum Prinzip einer Gesetzgebung überhaupt tauglich) sein; d. h. ich muß wollen können, daß auch ein jedes andere vernünftige Wesen sich die Maxime machen soll, die ich mir mache. Nach meinem Grundsatz hingegen, muß ich diejenige Handlung wollen, von der ein jedes vernünftige Wesen wollen kann, daß ich sie ausüben soll. Ich habe z. B. es mir zur Maxime gemacht, mein Vermögen durch alle sichere Mittel zu vergrößern. Itzt ist ein Depositum in meinen Händen, dessen Eigenthümer verstorben ist, und keine Handschrift darüber zurückgelassen hat. Hier ist der Fall meiner Maxime. Nun frage ich mich selbst, nach dem Kantischen Grundsatz, ob jene Maxime die Form eines Gesetzes annehmen, mithin

mithin ich wohl durch meine Maxime zugleich ein solches Gesetz geben könnte, daß jedermann ein Depositum abläugnen dürfe, dessen Niederlegung ihm niemand beweisen kann. Ich werde bald gewahr, daß ein solches Prinzip, als Gesetz, sich selbst vernichten würde, weil es machen würde, daß es gar kein Depositum gebe.

Nach meinem Grundsatze hingegen brauche ich gar diese Weitläuftigkeit nicht, sondern ich frage mich bloß, ob ein jedes vernünftige Wesen (und folglich auch der Eigenthümer des Depositums) meine durch diese **Maxime** bestimmte **Handlung** (Ableugnung des Depositums) wollen kann? Ich werde bald gewahr, daß dieses unmöglich sei: nicht eben, weil kein vernünftiges Wesen überhaupt es wollen kann (indem es der Form der Gesetzmäßigkeit überhaupt zuwider ist); sondern weil der **Eigenthümer** des Depositums, indem er es mir als ein **Depositum** (das zu seiner Zeit abgefordert werden soll) anvertrauet, nicht habe wollen können, daß ich es ihm abläugnen sollte.

Nun muß ich noch zweien Einwendungen vorbeugen, die man gegen diesen Grundsatz machen könnte.

1) Ein **Grundsatz der Moral**, wird man sagen, muß ein solcher sein, woraus alle moralische

Pflichten und Rechte hergeleitet werden können. Aus dem Grundsatze der Allgemeingültigkeit des Willens eines vernünftigen Wesens aber können nur die Pflichten gegen Andere, nicht aber die Pflichten gegen sich selbst hergeleitet werden.

Hierauf antworte ich (welches freilich paradox scheinen mag): Es giebt, in der That, keine Pflichten gegen sich selbst. Pflicht ist die Einschränkung des eignen Willens auf die Bedingung seiner Übereinstimmung mit dem Willen anderer vernünftiger Wesen. Pflicht gegen sich selbst würde also heissen, die Einschränkung des eigenen Willens auf die Bedingung seiner Übereinstimmung mit sich selbst; was heißt dies gesagt? Nichts! Pflicht gegen sich selbst, wenn es überhaupt etwas bedeuten soll, kann nicht eine von allen andern verschiedne Person gegen welche man verpflichtet ist, sondern bloß den Gegenstand, in Ansehung dessen man gegen Andre verpflichtet ist, bedeuten. Wenn ich sage: ich bin gegen mich selbst verpflichtet, mein Leben so lang als möglich ist zu erhalten; so betrachte ich mich nicht als zwei Personen, die eine welche, und die andere gegen welche jene verpflichtet ist. Dieses hat, nach mir, gar keinen Sinn; sondern ich will damit soviel sagen. Aus dem Grundsatze:

Mein

Mein Wille muß als der Wille eines vernünftigen Wesens, allgemeingültig sein, folgt: Daß, indem die gesellschaftliche (wirkliche oder bloß mögliche) Verbindung vernünftiger Wesen, zu ihrer wechselseitigen Dienstleistung, ihr allgemeiner Wille sein muß, ich gegen die übrigen Mitglieder der Gesellschaft verpflichtet bin, mein Leben (sollte ich auch dessen überdrüssig werden) zu erhalten. Denken wir uns hingegen einen einzigen Menschen, als existirend, so hören alle seine sogenannten Pflichten gegen sich selbst gänzlich auf.

2) Wird man sagen: Der Richter der den Verbrecher verurtheilt, und der Nachrichter der dieses Urtheil an ihm exekutirt, können gewiß nicht jenem obigen Grundsatze gemäß handeln. Denn wenn der Nachrichter sich selbst fragen sollte: kann mein Wille, dem Delinquenten den Kopf herunterzuschlagen, allgemeingültig sein, so wird er bald gewahr werden, daß dieses unmöglich sei, weil es der Verbrecher selbst gewiß nicht wollen kann.

Hierauf antworte ich: Der Grundsatz von der Allgemeingültigkeit des Willens setzt alle vernünftige Wesen in wechselseitige Verpflichtung gegen einander. Derjenige also, der dieser

Verpflichtung auf seiner Seite zuwider handelt, macht sich dadurch aus dieser wechselseitigen Verpflichtung los; und kann daher nicht fordern, daß Andere dieser Verpflichtung gemäß von ihrer Seite gegen ihn handeln sollen. Man handelt also gegen ihn zwar nicht aus Pflicht, aber doch auch nicht der Pflicht zuwider. Der allgemeine Wille aller Andern aus der Gesellschaft ist, daß man (zum Besten Aller) gegen den Willen dieses Verbrechers, der nicht in diesem allgemeinen Willen begriffen ist, verfahren soll. Die Seele (des Verbrechers) soll von ihrem Volke (aus dem Verhältniß der wechselseitigen Verpflichtung aller Mitglieder der Gesellschaft) abgeschnitten werden.

Diese Einwendungen sind also gehoben, und der Grundsatz bleibt bei seiner Allgemeinheit.

Übersicht der Dedukzion des Moralprinzips.

Wir sind uns eines unnachlaßlichen Triebes zur Erkenntniß der Wahrheit bewusst.

Der wesentliche Charakter der Wahrheit ist Allgemeingültigkeit der Erkenntniß.

Wir sind uns also eines Triebes zur Allgemeingültigmachung unserer Erkenntniß bewusst.

Nun aber sind wir uns auch des Moralgesetzes,

setzes, als einer möglichen Bestimmung des Willens durch die reine Vernunft, bewusst.

Um nun dieses zu erklären, machen wir das erste Faktum allgemeiner, und nehmen an, daß wir nicht bloß einen Trieb zur Allgemeinmachung unsrer Erkenntniß, sondern auch zur Allgemeinmachung unsers Willens haben; woraus sich das zweite Faktum, nehmlich das Moralgesetz, erklären läßt. Wir verfahren also hier nach eben der Methode, nach welcher man in allen Wissenschaften (z. B. in der Naturwissenschaft) verfährt; wo man, um gewisse Erscheinungen zu erklären, ein Prinzip allgemeiner macht, als es die Erfahrung giebt. Wir brauchen also nicht, mit Hrn Reinhold, einen uneigennützigen Trieb, und ein absolutes Vermögen zwischen diesem und dem eigennützigen Trieb zu wählen — lauter Begriffe, die für mich nicht die mindeste Realität haben — anzunehmen.

Von den moralischen Motiven.

Ehe wir von den moralischen Motiven sprechen, müssen wir erst den Unterschied zwischen der Äusserung der theoretischen und der praktischen Vernunft genau angeben.

Die durch die theoretische Vernunft bestimmte Wahrheit ist an sich objektiv, und dadurch allgemeingültig. Mit der praktischen Vernunft ist es gerade umgekehrt; der durch sie bestimmte Wille ist allgemeingültig, und erst dadurch objektiv. Durch die erste denke ich: A ist B; hier abstrahire ich von aller Beziehung auf mich als Subjekt, und betrachte bloß das Verhältniß der gegebenen Objekte A und B unter einander. Da ich nun von aller Beziehung auf mein Subjekt abstrahire, so habe ich keinen Grund zu glauben, daß dieser Satz vielleicht bloß für mein, aber nicht für irgend ein anderes Subjekt gültig ist. Ich abstrahire also von aller Beziehung aufs Subjekt überhaupt; d. h. ich halte dieses von mir erkannte Verhältniß für allgemeingültig (für ein jedes Subjekt).

Die Objektivität ist also hier die Bedingung der Allgemeingültigkeit. Ich denke nun durch die theoretische Vernunft: Diese Handlung A ist ein Mittel zu einem von mir vorgesetztem Zwecke B. Da nun dieses gleichfalls objektiv ist, so ist es auch allgemeingültig; d. h. ein jeder Andere muß, so gut als ich selbst, diese Handlung als ein Mittel zu diesem von mir vorgesetzten Zwecke denken. Aber dadurch wird noch mein Willen nicht als objektiv bestimmt. Denn, da diese Handlung

bloß als Mittel zu einem Zwecke für mich erkannt wird, so ist es noch immer zweifelhaft, ob sie nicht dem Zwecke eines Andern entgegen sein wird. Ich muß also erst mich von der Allgemeingültigkeit dieser Handlung (daß sie keinem Zwecke eines vernünftigen Wesens zuwider ist) versichern, ehe ich mich von ihrer Objektivität (daß der Wille nicht durch mein individuelles Subjekt dazu bestimmt worden ist) überzeugen kann; d. h. um zu wissen, daß in meinem Willen gar keine individuellen Bestimmungsgründe enthalten sind, muß ich erst wissen, daß er mit einer jeden individuellen Bestimmung bestehen kann. Durch die theoretische Vernunft, ist der Mensch absoluter Gesetzgeber, ein Hobbesischer Monarch der die Macht hat allgemeingeltende Gesetze zu geben, ohne erst zu untersuchen ob sie auch allgemeingültig sind? d. h. ob sie nicht dem Willen irgend eines Mitgliedes der Gesellschaft (für welche die Gesetze bestimmt sind) entgegen sind? Es thut hier nichts zur Sache, daß die Gesetze der Vernunft nothwendig, die eines Monarchen aber willkürlich sein können; genug daß in beiden Fällen, der Gesetzgeber seine Gesetze nicht erst durch Indukzion, sondern durch Reflexion über sich selbst a priori bestimmt.

Durch

Durch die praktiſche Vernunft hingegen, muß der Menſch erſt gehorchen lernen, ehe er durch ſeine Geſetzgebung regieren will; d. h. er muß erſt die negativen Fälle beſtimmen, wo ſein Wille (da er dem Willen irgend eines andern vernünftigen Weſens entgegen iſt) nicht als Geſetz gelten kann, ehe er poſitiver Geſetzgeber wird. Er iſt Mitglied einer vollkommenen Republik.

Würde iſt ein Gefühl, was eine Perſon (mit Vernunft und freiem Willen begabtes Weſen) einer andern dadurch einflößt, daß Jene Geſetze giebt, welche Dieſe befolgen muß; wie z. B. die königliche Würde, und alles was dieſer analogiſch iſt. Es muß alſo bei einem vernünftigen Weſen, dadurch daß es ſeinen eigenen (von der Vernunft promulgirten) Geſetzen gehorcht, das Gefühl ſeiner eigenen Würde rege werden. Das Gefühl eigener Würde iſt alſo ein wichtiges Motiv zur Moralität; und, da es in dem unmittelbar aus der Vernunft a priori hergeleiteten Moralgeſetze gegründet iſt, ſo iſt es kein empiriſches Gefühl, ſondern Bedingung a priori von allen empiriſchen Gefühlen dieſer Art (z. B. die königliche Würde), welchen nur inſofern ſie in jenem gegründet ſind, Realität zukömmt.

Die

Die theoretische Vernunft kann, so wie jede andere Vollkommenheit, durch ihren Gebrauch das Gefühl von Grösse, Erhabenheit u. dergl., keineswegs aber das Gefühl von Würde, hervorbringen. Denn, obgleich die theoretische Vernunft gesetzgebend a priori ist, so gehorchen wir doch ihren Gesetzen eben so nach einer Naturnothwendigkeit, als wie ein geworfener Stein zur Erde fallen muß, und können uns denselben nicht widersetzen.

Nur die praktische Vernunft, deren Gesetze nicht eben nach einer Naturnothwendigkeit befolgt werden müssen, sondern bloß nach einer moralischen Nothwendigkeit befolgt werden sollen, kann dieses Gefühl hervorbringen. Dort giebt die Vernunft Gesetze, welche die niedern Erkenntnißvermögen exekutiren müssen. Hier giebt die Vernunft Gesetze die sie selbst exekutirt, weil die Vernunft durch das Moralgesetz den Willen unmittelbar bestimmt. Da nun das Gefühl von Würde nur von einer (gesetzgebenden) Person einer andern (gehorchenden) Person eingeflößt werden kann; so sieht man hieraus, warum bloß die praktische, nicht aber die theoretische, Vernunft dieses Gefühl hervorzubringen vermag.

Noch mögte Jemand fragen: Da der Antrieb zur Moralität nichts anders als der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit ist; warum offenbart sich dieser in uns, als ein unbezweifeltes Faktum, wogegen jener noch immer in Zweifel gezogen werden kann? Hierauf antworte ich: Dieses rührt daher, daß der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit sowenig Wirkungen, die den Wirkungen anderer Trieben ähnlich, als solche die denselben entgegengesetzt sind, hervorbringt. Dieser Trieb kann also durch seine von aller andern Triebe verschiedene Wirkung erkannt werden. Der Antrieb zur Moralität hingegen bringt entweder anderen Trieben ähnliche, oder ihnen entgegengesetzte Wirkungen hervor. Im ersten Falle wird seine Wirkung nicht ihm, sondern den andern uns bekanntern sinnlichen Trieben beigelegt. Im zweiten aber wird seine Wirkung durch die entgegengesetzten stärkern Wirkungen anderer Triebe zurückgehalten. Er muß also in beiden Fällen von uns verkannt werden.

Vom Guten und Bösen, als Gegenstand der Moral.

Eine jede Realität ist gut; die Aufhebung einer Realität (metaphysische Negazion) ist böse.

Das

Das Begehrungsvermögen bezieht sich unmittelbar auf den Gegenstand des Begehrens, als Zweck; der Wille bezieht sich unmittelbar auf die Handlung, die als Mittel zum Zweck vorgestellt wird. Das Begehren kann, wie schon gezeigt worden, so wenig vernünftig als unvernünftig; es kann aber gut oder böse sein, nachdem sein Gegenstand eine Realität oder eine Aufhebung einer Realität (z. B. Selbstvernichtung) ist. Der Wille kann vernünftig oder unvernünftig, und insofern gut oder böse sein, nachdem die Handlung, worauf er sich bezieht, und die als Mittel zum Zweck vorgestellt wird, wirklich Mittel zum Zweck ist, oder nicht. Der Zweck, als Gegenstand des Begehrens mag aber gut oder böse sein, so kann doch der Wille an sich (absolut) in beiden Fällen gut oder böse sein, weil es beim Willen nicht auf den Zweck, sondern auf das Verhältniß der Handlung, als Mittel zum Zweck, ankommt. Gesetzt der als Zweck vorgestellte Gegenstand der Begierde A sei böse, und die als Mittel dazu vorgestellte Handlung B sei wirklich Mittel dazu; so ist der sich auf diese Handlung beziehende Wille an sich eine Realität d. h. gut. Gesetzt wiederum, der als Zweck vorgestellte Gegenstand der Begierde A sei gut; die

als Mittel dazu vorgestellte Handlung B aber in der That kein Mittel dazu; so ist der Wille, ungeachtet der als Zweck vorgestellte Gegenstand der Begierde gut ist, dennoch an sich böse. Man kann also etwas Böses wollen; man kann aber nicht böse wollen: d. h. man kann eine Handlung wollen die Mittel zu einem bösen Zweck ist. Dieses widerspricht dem Begrif des Wollens nicht, weil beim Wollen von der Beschaffenheit des Zweckes abstrahirt, und bloß auf das Verhältniß der Handlung als Mittel zu demselben gesehen wird. Man kann aber nicht eine Handlung wollen, die kein Mittel zum Zweck ist; dieses würde dem Begrif des Wollens widersprechen.

Da nun die Handlung zwischen dem Willen, wodurch sie, und dem Zwecke der durch sie bestimmt wird, in der Mitte steht, so kann eine Handlung in dreierlei Rücksicht gut oder böse sein. 1) In Rücksicht auf den Willen, wodurch sie bestimmt wird: nachdem nehmlich der Wille gut ist, d. h. wenn die Handlung wirklich Mittel zum Zweck ist, oder nicht; dieser Zweck mag an sich gut oder böse sein. 2) In Rücksicht auf den Zweck der dadurch bestimmt wird: wenn nehmlich dieser Zweck an sich gut (welches aber auch die Güte des Willens voraussetzt, weil durch einen

Wm Allen one third Robert Allen senr. one third Robert Allen junr. one third Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 4 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 5 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 6 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 7 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 8 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 9 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 10 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 11 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 12 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 13 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 14 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 15 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 16 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 17 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 18 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 19 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 20 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 21 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 22 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 23 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 24 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 25 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 26 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 27 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 28 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 29 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 30 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 31 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 32 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 33 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 34 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 35 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 36 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 37 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 38 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 39 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 40 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 41 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 42 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 43 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 44 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 45 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 46 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 47 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 48 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 49 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 50 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 51 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 52 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 53 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 54 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 55 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 56 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 57 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 58 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 59 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 60 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 61 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 62 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 63 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 64 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 65 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 66 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 67 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 68 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 69 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 70 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 71 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 72 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 73 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 74 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 75 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 76 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 77 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 78 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 79 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 80 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 81 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 82 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 83 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 84 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 85 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 86 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 87 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 88 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 89 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 90 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 91 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 92 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 93 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 94 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 95 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 96 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 97 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 98 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 99 Also one Bay Mare Branded on the near Shoulder with the figure 3 and on the near Buttock with the figure 100

Mary widow to the Prothonotary Smith & Hannah her
daughter & Mary Wife of Thomas Lloyd Esqr Deputy
Governor of Pensylvania & Jane Wife of James Logan
Esqr Secretary of the Province of Pensylvania & Sarah
Wife of Isaac Norris Esqr & Elizabeth Wife of Samuel
Preston Esqr all of the City of Philadelphia in the
Province of Pensylvania Spinsters Daughters & Co-
heirs of Edward Shippen late of the City of Philadel-
phia aforesaid Esqr deceased of the one part & Joseph
Wharton of the City of Philadelphia aforesaid Mer-
chant of the other part Witnesseth that the said Ed-
ward Shippen Esqr for & in consideration of the Sum
of Five Shillings Lawful Money of Pensylvania to him
in hand paid by the said Joseph Wharton at & before
the Ensealing & Delivery hereof the Receipt whereof
he the said Edward Shippen doth hereby acknowledge
& himself therewith fully satisfied contented & paid
Hath granted bargained & sold & by these Presents
Doth grant bargain & sell unto the said Joseph Wharton
his Heirs & Assigns All that Messuage or Tenement
Brewhouse Stable Yard Garden & Lot of Ground
thereunto belonging Situate lying & being in the City
of Philadelphia aforesaid on the North side of Chestnut
Street between Second & Third Streets Containing in
Front on Chestnut Street aforesaid Sixty Feet & in
Length or Depth Northward One Hundred & Twenty
Feet Bounded Eastward by Ground late of Thomas
Hopkinson Esqr deceased Northward by Ground late
of Thomas Penn Esqr deceased & Westward by Ground
late of Samuel Preston deceased Together with all
Houses Buildings Ways Waters Water Courses Rights
Liberties Privileges Hereditaments & Appurtenances
whatsoever to the said Messuage or Tenement Brew-
house Stable Yard Garden & Lot of Ground belonging
or in any wise appertaining & the Reversion & Rever-
sions Remainder & Remainders Rents Issues & Profits
thereof & all the Estate Right Title Interest Use
Property Possession Claim & Demand whatsoever of
him the said Edward Shippen of in & to the same
To have & to hold the said Messuage or Tenement
Brewhouse Stable Yard Garden & Lot of Ground
hereditaments & premises hereby granted or mentioned
or intended so to be with the Appurtenances unto the
said Joseph Wharton his Heirs & Assigns To the only
proper Use & Behoof of the said Joseph Wharton his
Heirs & Assigns for ever And the said Edward Ship-
pen for himself his Heirs Executors & Administrators
doth covenant promise & grant to & with the said
Joseph Wharton his Heirs & Assigns by these Presents
That he the said Edward Shippen & his Heirs the
said Messuage or Tenement Brewhouse Stable Yard
Garden & Lot of Ground hereditaments & premises
hereby granted or mentioned or intended so to be with
the Appurtenances unto the said Joseph Wharton his
Heirs & Assigns against him the said Edward Ship-
pen & his Heirs & against all & every Person & Per-
sons whatsoever lawfully claiming or to claim the same
or any part thereof by from or under him them or any
of them shall & will warrant & forever defend by
these Presents And the said Mary Hannah Mary
Jane Sarah & Elizabeth for themselves & every of
them their & every of their Heirs Executors & Ad-
ministrators doth covenant promise & grant to & with
the said Joseph Wharton his Heirs & Assigns by these
Presents That they the said Mary Hannah Mary
Jane Sarah & Elizabeth or any of them or any of
their Heirs the said Messuage or Tenement Brew-
house Stable Yard Garden & Lot of Ground hereditaments
& premises hereby granted or mentioned or intended
so to be with the Appurtenances unto the said Joseph
Wharton his Heirs & Assigns against them the said
Mary Hannah Mary Jane Sarah & Elizabeth or any
of them or any of their Heirs & against all & every
Person & Persons whatsoever lawfully claiming or to
claim the same or any part thereof by from or under
them or any of them shall & will warrant & forever
defend by these Presents In Witness whereof the
said Parties to these Presents have hereunto interchange-
ably set their Hands & Seals Dated the Twenty
Second Day of the Eighth Month in the Year of our
Lord One Thousand Seven Hundred & Sixty

eigenen intellektuellen Gesetzen, ohne Zeit; und ist nicht an sich, sondern per accidens, insofern seiner Wirkung die Wirkung der niedern Erkenntnißvermögen, als Bedingung, vorhergehen muß, davon abhängig. Sein Gegenstand kann also, mit Recht, das höchste Gut genannt werden.

Das Wesentliche dieses Triebes aber besteht, wie schon bemerkt worden, in dem Trieb zur Allgemeingültigmachung der Vorstellungen. Der gute Wille in weiterem Sinne (der, unserer Erklärung zufolge, nichts anders als der vernünftige Wille ist) ist immer objektiv und allgemeingültig, weil er in nichts anderm als in der Wahrheit des vorgestellten Verhältnisses der Handlung als Mittel zum Zwecke besteht. Aber nicht nur der gute Wille, sondern auch der gute Zweck (da er gleichfalls eine Vorstellung ist) muß als allgemeingültig gedacht werden können. Dies ist nun das aus dem Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit hergeleitete Moralgesetz; dessen Befolgung also zur Erlangung des höchsten Gutes gehört.

Die höchste Regel der Moralität ist demnach, wie ihr Objekt — das höchste Gut (man mag, aus leicht zu erklärenden Gründen, noch so

Zweites Buch. Viertes Capitel.

Von der Lage der Gliedmaßen und ihrer Bewegung.

Wenn wir uns die Gliedmaßen in ihrer natürlichen Lage vorstellen, so sehen wir, daß sie sich nach allen Richtungen bewegen können. Die Arme können sich vorwärts, rückwärts, auswärts, einwärts, auf- und abwärts bewegen. Eben so können sich die Füße bewegen. Diese Bewegungen sind aber nicht alle gleich leicht und gleich stark. Die Arme können sich leichter und stärker vorwärts als rückwärts bewegen, weil sie vorwärts mehr Raum haben, als rückwärts. Sie können sich auch leichter und stärker einwärts als auswärts bewegen, weil sie einwärts mehr Raum haben, als auswärts. Sie können sich auch leichter und stärker auf- als abwärts bewegen, weil sie aufwärts mehr Raum haben, als abwärts. Eben so können sich die Füße leichter und stärker vorwärts als rückwärts, einwärts als auswärts, auf- als abwärts bewegen, weil sie nach diesen Richtungen mehr Raum haben, als nach den entgegengesetzten.

stand dem verirrten Fremdling, wie dem verbündeten Freunde, bei Tag und Nacht offen. Aber jede Beleidigung, die er, oder sein Stamm, erlitt, rächte er mit dem Blute des Feindes. Seine Rache ward nur durch den Tod des Beleidigers gekühlet. Ein unsteter Geist trieb ihn immer in den weiten Wüsten umher, um auf Abenteuer der Liebe auszugehen, oder Gefahren und Zweikämpfe mit Menschen und reißenden Thieren zu bestehen.

Diese ewigen, einsamen Wanderungen, diese Neigung zu Abenteuern, zur Liebe, zum Ruhme, verbunden mit dem gerechten Stolz der Nazion auf ihre reiche, unvermischte Sprache, erweckte natürlich auch den poetischen Geist, und gab diesem eine eigne romantische Richtung. Die abenteuerlichen Züge der irrenden Rittersmänner boten den Dichtern reichen Stof dar, den eine regellose Phantasie nach dem Geschmacke der Nazion an Allem, was Wunderbar und Außerordentlich ist, noch mehr ausschmückte. Oft war es der Abenteurer selbst, der seine Schicksale, seine Wanderungen, und seine überstandnen Gefahren besang. Meistens war es die Liebe, die ihn zu kühnen Wagestücken antrieb, um derentwillen er jeder Gefahr Trotz bot. Gehörte seine Geliebte einem andern Stamme an; so achtete er, um ein paar Gaßellen-

Augen

Tage ein, so ist es nur eine Bestätigung der schon früher gemachten Erfahrung, daß die Wirkung des Mittels nicht sofort eintritt, sondern erst nach einigen Tagen. Ich habe es in einem Falle von Lungenschwindsucht, wo ich es in Verbindung mit Eisen verordnete, nach drei Tagen aufhören müssen, weil es Durchfall machte, und dann erst nach einigen Tagen eine Besserung des Appetits und der Kräfte bemerkt. Ich habe es in einem Falle von Hämorrhoidalleiden, wo es Durchfall machte, nach einigen Tagen aussetzen müssen, dann aber nach einigen Tagen Hämorrhoidalfluß eintreten sehen

Abgeordnetenhause, auf die Mitglieder des Herrenhauses, auf die Mitglieder des Staatsrathes, auf die Mitglieder des Reichsgerichtes, auf die Mitglieder des Reichsrathes, auf die Mitglieder des Reichstages und des Landtages, auf die Mitglieder der Landesvertretungen, auf die Mitglieder der Gemeindevertretungen, auf die Mitglieder der Gemeindevorstände, auf die Mitglieder der Gemeindeausschüsse, auf die Mitglieder der Gemeinderäthe, auf die Mitglieder der Gemeindeämter, auf die Mitglieder der Gemeindeämter, auf die Mitglieder der Gemeindeämter

zender der Chenna dunkelgrüne Streifen dem Auge zeiget. —

10. Hier steh' ich, und forsche nach den Lieben, die einst hier weilten; aber was nützen meine Fragen an rauhe Felsen, die bloß ihr Echo wiederhallen?

11. Auf der Ebene, die nun nackt da liegt, wohnte vormal ein zahlreicher Stamm; aber mit der ersten Frühe brach er auf, und ließ nichts zurück, als die Kasäle die seine Gezelte umgaben, und Thumams.

12. Als die Mädchen des Stammes von hinnen zogen, wie fühltest du da der Liebe Schmerz! Als sie sich in die linnenen Sänften, gleich Gaßellen in ihr Lager, bargen, wie drang da durch dein Innerstes das Geräusch des Gezelte-Abbrechens!

Anmerkungen.

Vers 1. Mina, Gul, Ridscham, und im folgenden Verse Raian, sind Namen der Orte, wo sich die Geliebte des Dichters ehemal aufgehalten hatte, und die er nun öde findet.

2. Um die zur Regenzeit von den Gebirgen herabstürzenden Regenbäche von den Zelten abzuhalten, ziehen die Beduinen um ihre Lager Gräben und Wälle von Feldsteinen herum.

3. Seit uralten Zeiten hatten die Araber vier Monate im Jahre, worin sie keine Kriege unter einander führen durften. Sie wurden die heiligen Monate genannt. Sacharia von Kasvin sagt von diesen heiligen Monaten in seiner Beschreibung der natürlichen Dinge: „In diesen Monaten nahmen die heidnischen

Bei dem Verein Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen ist eine Kommission eingesetzt, welche die Frage der Einführung einer Einheitsbremse zu prüfen hat. Diese Kommission hat sich für die Einführung der Einheitsbremse ausgesprochen und zwar für die Einführung der Einheitsbremse, welche von der Firma Westinghouse in Hannover hergestellt wird. Diese Einheitsbremse ist eine Druckluftbremse, welche von der Lokomotive aus betätigt wird. Sie besteht aus einem Kompressor, welcher die Luft komprimiert, einem Behälter, welcher die komprimierte Luft aufnimmt, und einem Ventil, welches die Luft in die Bremszylinder der Wagen leitet. Die Bremszylinder der Wagen sind mit Kolben versehen, welche durch die Luft bewegt werden und die Bremsklötze gegen die Räder drücken. Die Einheitsbremse ist so eingerichtet, daß sie sowohl von der Lokomotive als auch von jedem Wagen aus betätigt werden kann. Sie ist ferner so eingerichtet, daß sie bei einem Bruch der Bremsleitung selbsttätig wirkt. Die Einheitsbremse ist also eine selbsttätige Bremse.

Die Einführung der Einheitsbremse ist für die Eisenbahnverwaltungen mit großen Kosten verbunden. Es müssen nicht nur die Lokomotiven und Wagen mit den neuen Bremsen ausgerüstet werden, sondern es müssen auch die Bremsleitungen und die Kompressoren auf den Bahnhöfen eingerichtet werden. Die Kosten für die Einführung der Einheitsbremse werden auf mehrere Millionen Mark geschätzt. Trotzdem ist die Einführung der Einheitsbremse notwendig, weil sie die Sicherheit des Betriebes erhöht.

Die Einheitsbremse ist eine Druckluftbremse, welche von der Lokomotive aus betätigt wird. Sie besteht aus einem Kompressor, welcher die Luft komprimiert, einem Behälter, welcher die komprimierte Luft aufnimmt, und einem Ventil, welches die Luft in die Bremszylinder der Wagen leitet. Die Bremszylinder der Wagen sind mit Kolben versehen, welche durch die Luft bewegt werden und die Bremsklötze gegen die Räder drücken. Die Einheitsbremse ist so eingerichtet, daß sie sowohl von der Lokomotive als auch von jedem Wagen aus betätigt werden kann. Sie ist ferner so eingerichtet, daß sie bei einem Bruch der Bremsleitung selbsttätig wirkt. Die Einheitsbremse ist also eine selbsttätige Bremse.

Die Einführung der Einheitsbremse ist für die Eisenbahnverwaltungen mit großen Kosten verbunden. Es müssen nicht nur die Lokomotiven und Wagen mit den neuen Bremsen ausgerüstet werden, sondern es müssen auch die Bremsleitungen und die Kompressoren auf den Bahnhöfen eingerichtet werden. Die Kosten für die Einführung der Einheitsbremse werden auf mehrere Millionen Mark geschätzt. Trotzdem ist die Einführung der Einheitsbremse notwendig, weil sie die Sicherheit des Betriebes erhöht.

7.

Noch Etwas über Dr. Kipling.

Nachstehender Aufsatz rügt, und zwar in sehr gemäßigter Sprache, einen Fehler welchen ich in Absicht Dr. Kipling's begangen habe. Ich nehme keinen Anstand, den Aufsatz hier abdrucken zu lassen, nachdem ich den Lesern nur zuvor kurz die Beschaffenheit der Sache werde vorgetragen haben.

Es ist bisher zweimal in der Berl. Monatsschr. Gelegenheit gewesen, über Dr. Kipling in Kambridge zu reden: einmal, als die vortreflichen Worte des Dr. Edwards abgedruckt wurden, worin Dieser sich schön und kraftvoll, wie „ein Mann und wie „ein Gelehrter," gegen alle theologische Diktatur, vorzüglich aber gegen den bleiernen Zepter unwissender Orthodoxen erklärt (Junius, Nr. 4); und das andremal, bei Einrückung eines höchst seltsamen, gegen die Biblische Kritik gerichteten, Avertissements nebst der Antwort darauf, welche letztere, wie sich aus manchen Symptomen schließen läßt, gewirkt zu haben scheint (Septemb. Nr. 3). — Ich hatte Kipling's Abdruck der Handschrift des Neuen Testaments (Codex Bezae Cantabrigiensis) und seine Vorrede dazu nicht gesehen, wie ich auch ehrlich in der kleinen Anmerkung im Junius sagte; daß er aber kein Gönner der Freimüthigkeit und der Aufklärung in theologischen Dingen sei, ersah ich aus seinen Streitig-

Abschnitten, und 2) auf S. 1 und 2 der Rede Lysias' gegen Eratosthenes, wo sich Lysias selbst als Metöken bezeichnet.

Ferner ist es nicht richtig, wenn Meier-Schömann-Lipsius (Att. Proz. S. 1) behaupten, daß die Metöken nur in Ausnahmefällen vor Gericht auftreten durften. Wir wissen, daß sie in Handelsprozessen, in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, und in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, selbst auftreten durften. Ferner wissen wir, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften.

Ferner ist es nicht richtig, wenn Meier-Schömann-Lipsius (Att. Proz. S. 1) behaupten, daß die Metöken nur in Ausnahmefällen vor Gericht auftreten durften. Wir wissen, daß sie in Handelsprozessen, in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, und in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, selbst auftreten durften. Ferner wissen wir, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften.

Ferner ist es nicht richtig, wenn Meier-Schömann-Lipsius (Att. Proz. S. 1) behaupten, daß die Metöken nur in Ausnahmefällen vor Gericht auftreten durften. Wir wissen, daß sie in Handelsprozessen, in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, und in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, selbst auftreten durften. Ferner wissen wir, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften.

Ferner ist es nicht richtig, wenn Meier-Schömann-Lipsius (Att. Proz. S. 1) behaupten, daß die Metöken nur in Ausnahmefällen vor Gericht auftreten durften. Wir wissen, daß sie in Handelsprozessen, in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, und in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, selbst auftreten durften. Ferner wissen wir, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Schutzherren betrafen, auch Eide leisten durften. Wir wissen ferner, daß sie in Prozessen, die ihre Familienangehörigen betrafen, auch Eide leisten durften.

„Vorgeben (als habe Dr. K. in seiner Vorrede „Machtsprüche gegen die theologische Aufklärung vor„gebracht) öffentlich zu erweisen.“

Die Hauptsache bleibt, wie sie war. Man muß nie die theologische Aufklärung, weder in Vorreden oder andern Schriften, noch weniger aber durch gewaltthätige Handlungen beschränken. Edwards hat in der angeführten Stelle vollkommen Recht. Das fühlte der vortrefliche Einsender jener Stelle, und diese Überzeugung haben mir mehrere Leser des Junius bezeugt. — Man muß ferner die Biblische Kritik nicht durch platte Witzeleien verspotten wollen. Man muß, weil Wetstein und Mill einigemal irrten, nicht glauben oder vorzuspiegeln suchen, daß die ganze kritische Gelehrsamkeit ein Unding sei. Man muß über Kipling's Aufdeckung der Irrthümer einiger Gelehrten nicht zu sehr triumphiren, da Edwards, welcher nach ihm den Kodex revidirte, große Beweise von Kipling's weniger Sorgfalt *) gegeben hat.

B.

* * *

Erinnerung

*) Einmal, wo er zeigt, daß K. auf einer halben Seite drei Fehler begangen habe, setzt er hinzu: daß man dem Dr. Kipling also, nach der Maxime wie er selbst die Zahl von Wetstein's Fehlern herausbringt, auf dem ganzen Kodex 4968 Fehler anrechnen müsse.

Erinnerung zu einer Stelle in der Berl. Monatsschrift Septbr. 1794, S. 245 in der Note.

Bei aller Achtung, die wir gegen den Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift Herrn Dr. und Bibliothekar Biester empfinden, wird Er uns doch, nach seiner Wahrheitsliebe, erlauben, einen Mann von einer öffentlichen Beschuldigung zu retten, der sich wenigstens sobald nicht in einer deutschen Zeitschrift selbst dagegen würde vertheidigen können.

Dem Herausgeber des Bezaischen Cod. Cantabrigiensis Dr. Kipling in Kambridge wird nehmlich in einer Note, unter welcher sich Herr Biester unterschrieben hat (die zu einer anonymen Abhandlung die biblische Kritik betreffend gehört), der bittere Vorwurf gemacht: als „habe „er in der Vorrede zu diesem Kodex verunglim„pfende Machtsprüche gegen die gelehrte theo„logische Aufklärung vorgebracht," dagegen wird die „bündige und treffliche Protestazion eines „andern Engländers, Edwards, gegen die theo„logische Diktatur des Hn. Kipling und aller die „ihm gleichen," in Schutz genommen. —

Ohne

Ohne nun Hrn Kipling von Seiten seiner übrigen Orthodoxie oder Polemik näher zu kennen, oder auch in seinen Streit mit dem genannten Edwards einzugehen, haben wir uns bloß und einzig an die von ihm zu diesem Kodex geschriebene Vorrede gehalten, um den Grund oder Ungrund jenes Vorwurfs selbst zu sehen und aufzufinden, weil sich nehmlich Hr B. zunächst auf diese Vorrede beziehr.

Ohne nun Hrn Biesters Verdiensten im Geringsten zu nahe treten zu wollen; so können wir doch heilig bezeugen, daß in der ganzen Vorrede keine Beschuldigung dieser Art, und keine Spur von dogmatischen Streitigkeiten, oder irgend einer angemaßten theologischen Diktatur, zu finden ist. Den Werth der Vorrede, in Rücksicht auf Gelehrsamkeit und Latinität, lassen wir ganz auf sich beruhen, und maßen uns nicht an darüber zu entscheiden, da schon mehrere öffentliche Blätter darüber geurtheilt haben; nur so viel wünschten wir zu beweisen, daß alle Bemerkungen des Herausgebers in der Vorrede zunächst sich auf die Schicksale des Manuskripts von diesem Kodex einschränken, auf sein Alter, seine Verhältnisse zu andern, seinen ägyptischen Ursprung, u. dergl. m.

Wenn

Wenn nun bei diesen Untersuchungen Dr. Kipling auf andere Gelehrte, als z. B. auf einen J. D. Michaelis, Semler, Woide, Griesbach, Spohn, und andere stößt, und sie berichtigen zu müssen glaubt; so berichtigt er sie mit seltner Mäßigung *). Ein Einzigesmal nur kommt eine Stelle vor, die anzudeuten scheint, daß er den Fleiß und die Redlichkeit Mills und Wetsteins, in Aufführung der Varianten aus diesem Kodex, in großem Verdacht habe. Doch auch diese mildert er sogleich; und da sich Griesbach, in Rücksicht auf die Beibringung der Varianten aus diesem Kodex an Mill und Wetstein gehalten, und den Kodex im Manuskript nicht selbst gebraucht hatte; so mußte freilich Kipling bemerken, daß, wo Mill und Wetstein geirrt hätten, auch Griesbach nicht richtig sei. Dies sind aber bloß kritische

*) Als Beispiel hierzu Folgendes. Hr Kipling hatte S. XXV seiner Vorrede gezeigt, daß Wetstein in Aufstellung der Varianten aus diesem Kodex allein in dem 14 und 15 Kapitel Marci 21 mal gefehlt habe; dagegen erinnert der Rezens. dieses Kodex in der Allgem. Literat. Zeitung 1794 Nr. 199, S. 718: daß diese Zahl noch nicht einmal zureiche, und bringt zu diesem Behufe noch mehrere Beispiele bei.

sche Bemerkungen, die außer aller Verbindung mit theologischer Aufklärung stehen, und über deren Grund oder Ungrund nun die gelehrte Welt, da ihr der Kodex vorliegt, selbst urtheilen kann, ob nehmlich Kipling Wetsteinen zu viel gethan habe oder nicht?

Eine einzige Stelle aber kann bei oberflächlicher Überlesung Veranlassung gegeben haben, Kipling zu beschuldigen, als habe er die theologischen Aufklärer unsers Zeitalters angreifen wollen; richtig gefaßt aber und in ihrem Zusammenhange, beweis't sie gerade das Gegentheil. Sie befindet sich S. XXII. Es ist nehmlich eine Note des Herausgebers zu Beza's Brief an die Akademie Kambridge (vom J. 1581), in welchem Beza sagt, daß er diesen Kodex noch nicht bekannt gemacht, sondern bloß aufbewahrt habe, um nicht durch die Herausgabe desselben Einigen anstößig zu werden. Seine Worte sind: — — tantam a me in Lucae praesertim Evangelio repertam esse inter hunc codicem et caeteros quantumvis veteres discrepantiam, ut vitandae quorundam offensioni asservandum potius quam publicandum existimem. Damit nun die Bezaische Stelle nicht mißverstanden werde, so bringt Dr. K. aus der Geschichte des damaligen Zeitalters folgende Anmerkung

merkung bei, durch welche er erläutern will, warum nehmlich Beza angestanden habe diesen Kodex in seinem Zeitalter herauszugeben, und wo er sich zugleich darzuthun bemüht, daß itzt, da die Akademie Kambridge die Herausgabe desselben unternommen habe, jene Ursachen weggefallen wären. Kiplings Note lautet also: Bezae quidem temporibus inveteravit opinio, sanctum Dei spiritum non modo Evangelistarum illuminasse mentes, verum etiam dictasse, quibus vel ipsis verbis mentis cogitata exprimerent. Sed vulgari isto jam profligato errore, amotaque adeo vera hujus moniti causa, ne quis Academiae nostrae vitio vertat, quod Codicem Bezae MStum, quem maluit ipse quidem vitandae Orthodoxorum suae aetatis offensioni asservari potius quam publicari, in medium afferri jusserit. Er meinte also daß unsere theologische Aufklärung so weit fortgerückt sei, daß man keinen Anstoß mehr in der Bekanntmachung jenes Kodex finden werde, und daß jene krassern Begriffe, die Beza's Zeitalter charakterisirten, nun proskribirt wären. Diese Stelle allein scheint mehr darauf zu führen, daß Hr. Kipling der neuern theologischen Aufklärung günstig sei und sie befördern wolle; kann aber aus andern Aussserungen von ihm, die nicht aus dieser Vorrede entlehnt sind, das Gegentheil bewiesen wer-

der Schöpfung und Erhaltung der Welt, der Vorsehung, der Regierung, der Gesetzgebung, der Offenbarung, der Erlösung, der Heiligung, der Auferstehung, der Seligkeit, der Verdammniß, der Hölle, und der Ewigkeit.

Ich will nicht sagen, daß diese Lehren nicht wahr sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Religion sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Vernunft sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Philosophie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Moral sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Theologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kirche sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Schrift sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Tradition sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Exegese sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Hermeneutik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Dogmatik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Polemik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Symbolik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Katechetik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Homiletik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Liturgik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Pastoral sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kirchenrecht sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kirchengeschichte sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Patrologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Archäologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Numismatik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Epigraphik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Paläographie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Diplomatik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Chronologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Geographie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Statistik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Ethnographie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Sprachwissenschaft sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Literatur sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Poesie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Rhetorik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Poetik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Ästhetik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kritik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Hermeneutik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Exegese sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Dogmatik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Polemik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Symbolik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Katechetik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Homiletik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Liturgik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Pastoral sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kirchenrecht sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kirchengeschichte sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Patrologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Archäologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Numismatik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Epigraphik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Paläographie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Diplomatik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Chronologie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Geographie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Statistik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Ethnographie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Sprachwissenschaft sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Literatur sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Poesie sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Rhetorik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Poetik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Ästhetik sind, ich will nicht sagen, daß sie nicht Gegenstände der Kritik sind,

Stiftung von Theodor Fliedner-Anstalten, Stiftung von verschiedenen Anstalten.

Theodor Fliedner, geb. 1800 zu Eppstein im Nassauischen, † 1864 zu Kaiserswerth, war Pfarrer in Kaiserswerth, als er 1833 die Diakonissenanstalt daselbst stiftete. Er hatte 1822 in Wuppertal-Elberfeld die Armenschullehrer-Anstalt gegründet, die 1826 nach Duisburg verlegt wurde. Er hatte 1826 in Kaiserswerth eine Kleinkinderschule eingerichtet, die 1828 eine Industrieschule für Mädchen wurde. Er hatte 1831 in Kaiserswerth eine Strafgefangenen-Gesellschaft gestiftet. Er hatte 1832 in Kaiserswerth eine Krankenpflege-Anstalt gegründet. Er hatte 1833 in Kaiserswerth eine Diakonissenanstalt gestiftet. Er hatte 1836 in Kaiserswerth eine Kinderbewahranstalt gegründet. Er hatte 1836 in Kaiserswerth eine Lehrerinnenanstalt gestiftet. Er hatte 1842 in Kaiserswerth eine Kinderheilanstalt gegründet. Er hatte 1844 in Kaiserswerth eine Kleinkinderlehrerinnenanstalt gestiftet. Er hatte 1844 in Kaiserswerth eine Kinderpflegeanstalt gegründet. Er hatte 1844 in Kaiserswerth eine Kleinkinderwartanstalt gestiftet. Er hatte 1844 in Kaiserswerth eine Kinderwartanstalt gegründet. Er hatte 1844 in Kaiserswerth eine Kleinkinderpflegeanstalt gestiftet. Er hatte 1844 in Kaiserswerth eine Kinderlehrerinnen

versuchen. Er ließ (im Dezemb. 1793) die Vorschrift dazu, und eine kleine, einstweilen als Anhang zum Landesgesangbuch gefügte, Sammlung auserlesener Lieder drucken; und begleitete beides mit einer aus Seiner eigenen Seele und Feder geflossenen Einleitung. Hier folgt dieselbe ganz.

* * *

Einige wenige Gründe, warum ich für meine Pflicht halte, einige Veränderungen in dem hiesigen Hofgottesdienste zu machen.

Eine ewige Wahrheit bleibt es, daß Religion eins der wirksamsten und besten Mittel, einen Staat blühend und in Ordnung zu erhalten, ist. Aber, leider! wie oft wird sie heut zu tage bloß als ein Zwangsmittel, den gemeinen Haufen in blindem Gehorsam zu erhalten, angesehn, und zu mechanisch behandelt? Ich halte es aber für eine der ersten Pflichten eines Regenten, sie lauter und rein zu erhalten, den Gottesdienst von allen irdischen in die Sinne fallenden Zeremonien zu reinigen; kurz, ihn wieder so simpel herzustellen, wie ihn uns unser Jesus selbst lehrte. Dann werden auch Männer von Verstand unsre Kirchen wiederum gern besuchen, weil sie Nahrung für ihren Geist finden. In allen Wissen-

senschaften geht der Mensch weiter; warum sollten wir in der Gottesverehrung zurückbleiben? Gab uns der Höchste nicht auch dazu unsern Verstand, Ihn immer besser erkennen und verehren zu lernen! Gebrauchen wir aber diesen unsern Verstand, wenn wir noch bis zum heutigen Tag Formulare die vor 50 Jahren gemacht sind, mechanisch herschnattern? Giebt nicht eine Obrigkeit durch zu vieles schon Gehörte, durch ein ewiges Einerlei, und Gesänge oft von wenig oder gar keinem Verstande (ich nehme Luthers Lieder aus), Gelegenheit zu Spöttereien, und Nichtbesuchung der Kirchen, oft gar zur Freigeisterei? Unsre Nachbarn: Gotha, Meiningen, Schlaiz, sind uns mit guten Beispielen vorgegangen; warum sollen wir Rudolstädter denn in Verbesserungen beständig später kommen? Also Hand ans Werk gelegt! — Ich halte es für meine Schuldigkeit, und damit gut!

Nun nur noch ein Wort zu meinen lieben Bürgern und Bauren im ganzen Lande. Es darf Euch, lieben Leute, nicht auffallen, daß ich erst bloß in der Schloßkirche den Anfang mache. Nicht lächerlicher Stolz, und um der Hofgemeinde einen Vorzug einzuräumen, sind die Triebfedern; sondern die feste Überzeugung, daß, wenn ich

erst da im Kleinen einen Versuch mache, daran immer verbessere, und dann ihn einst öffentlich vorlege, ich besser und leichter zu meinem Endzweck gelangen werde. Man macht ja wohl in andern Sachen auch erst im Kleinen eine Probe, und geht dann ins Große. Aus dem nehmlichen Grunde lasse ich noch kein ganz neues Gesangbuch drucken, und mache nur mit einigen Liedern, als Anhang zum alten Gesangbuche, den Anfang. — Kommt, besucht unsern Gottesdienst; und gefällt er Euch, und wünscht Ihr ihn auch bei Euch: so wißt Ihr, wie gern ich alle Eure Wünsche befriedige, die auf Religion, Gesetze, und gute Sitten gegründet sind. Und wie glücklich ist Schwarzburg, wenn Ihr immer ächten Sinn fürs ächte Gute habt! wie glücklich ist dann

Euer treuer

Ludwig Friedrich,

F. z. S.

* * *

Die wesentlichen Veränderungen der Liturgie bestehn darin: daß mehr Abwechselung im Gesange und in den ganz neu abgefaßten Gebeten beobachtet wird; daß die Gottesverehrungen kürzer sind;

das

das Singen der Geistlichen vor dem Altare ganz abgeschaft, die allgemeine Beichte eingeführt, die Kommunionshandlung feierlicher eingerichtet ist. Der Segen wird von der Kanzel gesprochen; ein schönes musikalisches Chor oder Amen! beschließt die Gottesverehrung.

Die Sammlung der neuen Lieder und Gebete, so wie die ganze Einrichtung, findet im ganzen Lande allgemeinen Beifall; und die Gemeinden äußern den lauten Wunsch, sie überall eingeführt zu sehen.

* * *

Für den Patrioten muß dieser neue Beweis der fortschreitenden Aufklärung über Religionsangelegenheiten im nördlichen Deutschlande desto erfreulicher sein; da gerade itzt eine Menge Nachrichten aus dem südlichen Theile unsers Vaterlandes bekannt werden, welche die immer weiter greifende Herrschaft der Jesuiten und der Römischen Kurie melden, wodurch unschuldige und brave Männer Verfolgung erleiden, der freie Vernunftgebrauch gehemmt werden soll, und die segensvolle Harmonie zwischen Obrigkeit und Unterthanen zerrüttet wird.

Im Passauischen wird, auf Fürstbischöflichen Befehl, die alte Lehrart der Jesuiten in den Schulen wieder eingeführt. Die aufgeklärten Professoren an dem akademischen Gymnasium daselbst: Milbiller, Lenz, Hunger, Schuhbauer, und der Bibliothekadjunkt Schmidt, sind nicht bloß ihrer Ämter entsetzt, sondern die ersten vier müssen auch binnen 24 Stunden das Land räumen *). — Eine Päpstliche Bulle verdammt 85 Sätze aus den Verhandlungen des Diözesankonzils zu Pistoja vom J. 1786, nicht nur für den Florentinischen Staat, sondern auch für die gesammte Östreichische Monarchie **). — Den vom Kaiser ernannten Bischof zu Königingrätz, Grafen von Trautmannsdorf, will der Papst nicht bestätigen, weil der Graf einen Traktat über die Immunitäten geschrieben (oder, nach einer andern Nachricht, bei seiner Doktorpromozion zu Pavia unter Josef II eine Disputazion über die Toleranz ver-

*) Aus Erlangen, d. 5 Dez. In den (Haude und Spenerschen) Berlinischen Nachrichten, Nr. 150, d. 16 Dez. 1794. Auch in der (Vossischen) Berlinischen Zeitung, dies. Numer.

**) Aus Italien, d. 18 Novemb. In der Berlinisch. Zeitung, Nr. 147, d. 9 Dez. 1794.

vertheidigt) hat *). — Ein Lehrbuch des Römischen (oder Kirchen-) Rechts von dem auf der Wiener Universität angestellten Professor Böhm, ist in Rom, auf Befehl des Papstes, öffentlich verbrannt worden **). — Der Papst hat in einer heftigen Bulle alle Verfügungen Kaisers Josef II für ungültig erklärt. Der Östreichische Hof hat diese Bulle verboten; und ein Bischof in Tirol, welcher sich schon in Ehesachen nach derselben richten wollte, hat einen Verweis erhalten ***). — Leider aber ist dem ganz Jesuitisch gesinnten Erzbischof Migazzi (dem Freunde und Gönner des berüchtigten Prof. Hofmann) die ihm von Kais. Josef II entzogne Konsistorialgerichtsbarkeit wieder ertheilt worden, wovon er sofort den Gebrauch gemacht hat, mehrere Geistliche verhaften zu lassen †).

*) Die vorhin angeführte Zeitung. Auch aus dem Östreich. d. 13 Dez. in den Berlinisch. Nachrichten, Nr. 153, d. 23 Dez. 1794.

**) Berl. Nachrichten, angef. Nr. 153. Auch in der Berl. Zeit. Nr. 153.

***) Berl. Zeitung, Nr. 151, d. 18 Dez. 1794; und 153, d. 23 Dez. — Berl. Nachrichten, Nr. 153.

†) (Berl. Zeit. Nr. 131, d. 1 Nov. 1794: aus dem Östreich.) Berl. Nachr. Nr. 137, d. 15 Nov. 1794: aus Erlangen.

2.

An den Mäcenas, der heroische Oden foderte.

Horazens zwölfte Ode des zweyten Buches.

— ⏑ — ⏑⏑ — — ⏑⏑ — ⏑⏑
— ⏑ — ⏑⏑ — — ⏑⏑ — ⏑⏑
— ⏑ — ⏑⏑ — — ⏑⏑ — ⏑⏑
— ⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑

Nicht Numantiens Wuth-athmenden langen Krieg,
Nicht den Hannibal, Roms Fluch, noch Siciliens
Meer, das Punisches Blut röthete, trage du
Der friedseligen Leyer auf;

Noch der Lapither Zorn, und den Hyläus, toll
Von hochzeitlichem Wein; oder die rasenden
Erdensöhne, vom Arm Herkuls gebändiget,
Die mit Schrecken Zevs leuchtende

Burg erfüllten. Wie weit besser, Mäcenas, du
Selbst erzählst im Geschichtstone die Sieg' Augusts,
Und wie, Fesseln am Hals', drohende Könige
Durch die wimmelnden Straßen ziehn!

Nur den süßen Gesang meiner Lycimnia,
Ihr hell funkelndes Aug' und ihr getreues Herz,
Das gleichseitige Glut nähret, hat Erato
Zu besingen mir auferlegt.

Und

Und wie leicht sie den Fuß hebt, wenn der Tanz beginnt,
Und wie munter beym Spiel Scherze mit Scherzen zahlt,
Und wie sittsam den Jungfrauen am heiligen Fest Dianens die Arme beut.

Nein, du gäbst um den Schatz keines Achämenes,
Keines Mygdon, dem einst Phrygiens fette Flur
Zollte, noch um die Reichthümer der Araber Ihre feurige Liebe hin:

Wenn zum brünstigen Kuß jetzt sie zurück sich beugt,
Jetzt halb spröd' ihn versagt, — den sie doch lieber wünscht,
Als der Fodernde selbst, der ihn ihr nehmen soll; —
Oft auch hurtig sich selbst ihn nimmt.

Anmerkungen.

Mäcenas, der den ehrgeizigen Augustus gern befriedigen wollte, scheint den Dichter erinnert zu haben, oder dieser giebt vor, er habe ihn erinnert, eine gewisse gute Gelegenheit nicht vorbey gehen zu lassen, den Beherrscher Roms mit einem neuen Lobgedichte zu beehren. Der Dichter entschuldigt sich hierauf in dieser Ode, welche die Stelle eines besondern Lobgedichtes vertreten kann, mit der Liebe zu einer Schönen, der er den erdichteten Namen Lycimnia giebt.

Daß er unter diesem Namen die Terentia, die Braut oder Gemahlinn des Mäcenas, versteckt haben sollte, ist gar nicht wahrscheinlich. Es würde lassen, als ob der Poet dabey gewesen wäre, und zugesehen hätte, wie Mäcenas die junge Schöne auf den Schooß

gemeinen und gehörigen Ton. Wollte der Redner anders reden, als er dachte, oder seine Meinungen einer fremden Regel, in Ton oder Geberde, anpassen, so würde er seinen Zuhörer beleidigen müssen. Und wenn Demosthenes so viel einen Redner vermochte, daß er seine Geberde nie wider, als ein Fechter? Wer könnte wohl eine so weitläuftige Regel, als Cicero von der Geberde giebt, in Acht nehmen? Wer könnte auch nur einen von diesen zur Hervorbringung seiner Absicht, nöthigen Theilen der Geberde, in Acht nehmen? Wer könnte sich nur einen Augenblick lang, in einer Stellung erhalten, die Cicero vorschreibt? Ich will nicht einmal sagen, daß es unmöglich wäre, so zu reden, wie Cicero will, daß man reden soll: sondern ich will nur sagen, daß es unmöglich wäre, so zu reden, daß man nicht lächerlich würde, ob es gleich, wenn man nicht so redete, nicht so lächerlich wäre. Ich will sagen, daß es unmöglich wäre, so zu reden, daß man nicht lächerlich würde, ob es gleich, wenn man nicht so redete, nicht so lächerlich wäre.

Daß Cicero diese Regeln nicht selbst beobachtet habe, ist bekannt, und Quinctilian sagt, daß er sich in der That zu weit entfernet habe. Er hat in seinen andern Schriften viele gute Anmerkungen (Gedanken) in acht genommen, und sie sind auch in seinen Reden zu finden; aber er hat sie nicht alle in acht genommen, und sie nicht zu allen, und bei jedem Gedanken gebraucht. Er kann nicht per hominem Pathos in seinen Reden haben. Quinctilian hat recht, wenn er in einigen Fällen, die seine Beredsamkeit erfordern, an ihn klagt, daß er Gedanken vermisse.

Es sind Gedanken genug, die seine Beredsamkeit, aber nicht seine Reden, in sich haben. Er hat sie, wie er sie in der Rede pro Archia Poeta (c. 8.) sagt, bei einer Beredsamkeit angewandt, die nicht gemein, sondern reich, voller, warmer und lebhaftiger sein soll, als der Redner selbst sie haben will.

Der vollständigste Vortrag des Mannes, der Beredsamkeit erfordert, und auch die Quelle, woraus Cicero und die Römer, als Gelehrte bei dem Römischen Volke,

weiden wie nicht zweifeln. Gleicher Farbe sind die eigent-
lichen Wasserhühner, die Rohrhühner, und die Sumpf-
hühner, von denen die ersten, die Wasserhühner, sich
in der Größe von einer Gans bis Haustaubengröße ausge-
breiten. Einige, (Gallinula, Fulica, Rallus, Parra
Jac.) der kurzzehigten Gans beizählt, sind Thiere, die
durch einen Sumpfschnabel charakterisirt, die in gelinden
Jahrszeiten meist überhaupt kommen und sich hier zu ver-
weilen pflegen. Andere, (Ardea, Scolopax, Tringa
Jac.) deren Arten, die auf den Teichen sich aufhalten, wer-
den unter diese andere Thiere mit dem Namen Teichvögel
begriffen werden. Einige davon sind die Reiher in ihren
drei Gattungen, und Strandvögel und Wasserläufer
(Ardea, Tringa, Totanus, Vanellus, Himantopus
Jac.) die sich an den Ufern der Seen und Flüsse aufhalten,
und sich von Würmern und Insekten ernähren.

Z. 4—6. Diese Thienarten Wurden zusammen
mit langen Beinen und mit Sumpfschnabel
nach Gallinula, Fulica, das Purpurhuhn (Fulica
Porphyrio) ausgenommen, in Teichvögel und Strand-
vögel getheilt. Es kann aber nicht einzig und allein
nach derselben unterschieden werden; denn sie in
die Teichvögel, wie Linné sie nennt, hineinzieht
unter dem Namen, unter der Farbe, und unter dem
Charakter, mit den drei Gattungen einzuführen.
Denn der Reiher hat einen Sumpfschnabel und lange
Beine, und doch ist er kein Teichvogel, sondern
ein Raubvogel; denn er hat den langen Hinterzehen
gar, und Linné setzen an die auf der Seite des Raub-
vogels stammenden ganz deutlich gehören.

Dann ein neuer Beleg existiren muß.

Z. 6. 7. Durch Landen, Seen, und den
Strand, sind von denselben die Ufer. Den

Q Dem I. Bd. Naturforschender Abwechslungen. Halle. Gaz-
mische. 1797. Zweites Stück. S.

Freiheit bei Pinkhost entstand ein Streit zwischen den Bürgern und Soldaten des Commando, wobei Letztere das gezogene Gewehr hatten, und Ersteren das, was sie sonst bei sich trugen, nämlich Stöcke. Es wurden die Soldaten von den Bürgern gemeistert, doch Letztere bekommen eine empfindliche Ohrfeige auf einen Soldaten, welcher sich den Streichen der Bürger zu entziehen suchte.

D. 6. 10. Wir weiden heute Vieh, das sich erschöpft im Getreidefelde des Kloof Nachmittags findet, während die Kraale des Dorfes besonders dort, wo Vieh gehalten wird, ganz leer sind. Der Commandant Carl Lourens Marcomer, welcher uns besuchte, erzählte heute bei einer Gesellschaft seine Erlebnisse im Gefängniß; der Anfang war ihm sehr schwer, doch gewöhnte er sich daran, wie Andere, bei denen das Gewissen rein ist. Die Leute kommen des Morgens und des Abends, sagt er, sehen und untersuchen Alles, und wenn sie nichts finden, so gehen sie wieder. Die Gefangenen dürfen sich Bücher kommen lassen, und er hat sich eine Bibel und einen Psalter und Gesangbuch kommen lassen, und seine Zeit damit hingebracht, zu lesen und zu singen. Seine Mitgefangenen, sich auf ihre Zeugnisse berufend, sind schon wieder entlassen worden, wenn sogar die Anklagepunkte Verdächtigt, entschuldigt in den Händen des Gerichts, und sie dadurch schuldlos sind, so müssen sie dennoch die Gebühren der Anwälte, wie der Ankläger tragen.

Gegenwärtig in Swellendam sind: der wegen Diebstahl bisherige politische Gefangene Hottentott Jan, wegen des Verdachtes entlassen d. 8. des Lehrer Adrian Meyer, wie endlich Nolte heute.

D. 11. 10. Nie, solches am Cap, bemerkte Zeuge durch die wiederholten Gewitter schon, daß

Könige, die den Römischen Provinzen gedrohet hatten, und überwunden und gefangen genommen waren. Daß sie so gefesselt vor dem Siegeswagen einhergehen mußten, sagt auch Ovidius:

Fürsten gehen voran, mit schweren Ketten am Halse.
Kunst zu lieben, V, 215.

Diese Art die gefangenen Könige und Fürsten zu behandeln, war noch ein Rest von der Barbarey unaufgeklärter Zeiten. Man sehe ein uraltes Beyspiel einer noch größern Grausamkeit des Adoni Besek im ersten Kapitel des Buches der Richter.

V. 13, 14. Nur den süßen Gesang meiner Lycimnia, ihr hell funkelndes Aug' und ihr getreues Herz.) Horazens Lycimnia konnte die schönsten Lieder mit einnehmender Stimme singen, hatte Augen woraus Munterkeit und Witz hervorleuchtete, und liebte ihn mit einer Zärtlichkeit, die er an seiner Neära, Pyrrha, Lydia, und Phryne niemals gerühmt hat: kein Wunder, daß er eine solche Liebe um alles in der Welt nicht missen wollte.

V. 17, 19, 20. Und wie leicht sie den Fuß hebt, wenn der Tanz beginnt, ... und wie sittsam den Jungfrauen am heiligen Fest Dianens die Arme beut.) Unsre fröhlichen Tänze stehen ihr eben so gut, als der feierliche Reihentanz wenn sie mit andern Jungfrauen das Dianenfest begeht.

V. 18. Und wie munter beym Spiel Scherze mit Scherzen zahlt.) Dieses scheint auf die Spiele zu zielen, deren er in der neunten Ode des ersten Buches gedenkt: Spiele wobey leise geflistert und Pfand gegeben ward. Wir haben ähnliche Spiele unter uns, die theils den Witz üben, theils zum Lachen dienen.

V. 21. Nein, du gäbst um den Schatz keines Achämenes.) Von diesem ersten Könige Persiens, dem Großvater des Cyrus, wurden die folgenden Könige Achämeniden genannt.

V. 22.

V. 22. Reines Mygdon, dem einst Phrygiens fette Flur zollte.) Die Mygdoner, ein Thracisches Volk, begaben sich aus Macedonien nach Phrygien. Die Landschaft, die sie eingenommen hatten, ward nach ihnen Mygdonien genannt. Virgil erwähnt eines Chorôbus, den er einen Mygdoniden nennt, und der ein Sohn des Mygdon gewesen seyn soll, des Königes oder Heerführers der Mygdoner.

V. 23. Noch um die Reichthümer der Araber.) Bey den Arabern, sagt Plinius, bleiben die Römischen und Parthischen Reichthümer liegen, weil sie alles, was ihnen das Meer und die Wälder bringen, Andern verkaufen, und nichts dagegen wieder einkaufen. Naturgesch. VI, 28 (32). Und von den Sabäern schreibt Diodor von Sicilien: „Die Sabäer sind die zahl„reichste Völkerschaft unter den Arabern. Sie bewohnen „das glückliche Arabien, welches die mehresten Dinge „erzeugt, die bey uns im Werthe stehen, und welches „eine unermeßliche Menge von allerley zahmen Vieh „ernährt. . . . Dieß Volk übertrifft nicht allein die be„nachbarten Araber, sondern auch alle andere Menschen „an Reichthum. Beym Verkauf und bey Eintauschung „der Waaren erhalten sie, unter allen die gegen Silber „handeln, für die kleinste Masse den größten Werth. „Da ihr Land nun, seiner Entlegenheit wegen, seit „undenklichen Zeiten unerobert geblieben, so sind sie „mit einer Menge Silbers und Goldes überschwemmt.“ Bibliothek der Geschichte, III, 46. *).

V. 24, 25. Ihre feurige Liebe hin, wenn zum brünstigen Kuß jetzt sie zurück sich beugt). Katull macht ein gleiches Gemählde von der Akme, die dem Septimius auf dem Schooße sitzt:

Akme beugte das Haupt sanft um . . . die trunknen
Augen ihres
Holden Jünglings zu küssen.

Daß

*) Wie in den itzigen Zeiten die Sineſen. B.

Das Herz, sein Sitz, wurde aber von ihm nicht hier, sondern unter Gottes Augen an seinen Platz gestellt. Alle sich hier finden, sie sind es nur, indem sie sich vor Gott finden. Und so ist auch die Religion, die Religion und Sittlichkeit, die Sittlichkeit, die Liebe nur eine in verschiedenen Momenten eine gewordene Einheit verschieden, wenn man eine andere Verbindung mit dem Zeitpunkte haben will, Liebe, weil sie die innerste Beziehung ist, oder in sich selbst bleibt, in welcher sie — die Liebe sich gern verbirgt, Religion, weil sie die Beziehung auf Gott, Sittlichkeit, weil sie die Beziehung auf Menschen ist. Ein eitern Betrachten Gottes kann endlich jene Lauterkeit der Gesinnung oder der Liebe in der Erinnerung haben, daß sie sich — gleich, und ohne besondere Gedanken, ohne Absicht, ohne Zweck, ohne Lohn, ohne Strafe, ohne Gott, ohne die andern Menschen überhaupt — aber für sich, dann ist es nothwendig, daß sie sich auch in das Innerste Herz ist, so bei den meisten am sichersten und reinsten, wenn sie sich in ihrer Jugendzeit, wo noch keine Leidenschaften sich regen, und noch keine Verbindungen auf Herz und Leben, auf der Sinnlichkeit sich gründen können:

Vermeine nicht ihre Existenz,

so ist die Verbindung mit dem Zeitpunkte nicht gegeben sich, und die Innerste noch gut zu sondern sich. Und die Leute, Leben nicht die Liebe in gedenken Herz, wie sie sie sind, in ihnen sind.

Wer diese Verbindung nicht annehmen will, der hat den Grundgedanken der ganzen Religion

Kanter.

3.

Vom ästhetischen Werthe der Griechischen Komödie.

Nichts ist seltner, als eine schöne Komödie. Das komische Genie ist nicht mehr frei, es schämt sich seiner Fröhlichkeit, und fürchtet durch seine Kraft zu beleidigen. Es erzeugt daher kein vollständiges und reines Werk aus sich selbst, sondern begnügt sich, ernsthafte dramatische Handlungen aus dem häuslichen Leben mit seinen Reizen zu schmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf; komische Energie wird unvermeidlich durch tragische Energie ersetzt: und es entsteht eine neue Gattung, eine Mischung des komischen und des tragischen Drama, welche sich gewöhnlich mit bescheidnem Stolz den ersten Platz über beide anmaaßt. Was ihre Ansprüche gelten, ist eine andre Frage; aber die Natur des Komischen kann man nur in der unvermischten reinen Gattung kennen lernen: und nichts entspricht so ganz dem Ideal des reinen Komischen, als die alte Griechische Komödie. Sie ist eins der wichtigsten Dokumente für die Theorie der Kunst; denn in der ganzen Geschichte der Kunst sind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es ist

schwer,

schwer, nicht ungerecht gegen sie zu sein; sie nur zu verstehen, erfordert eine vollendete Kentniß der Griechen; und mit unbestechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzusondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Geschmack, der, über alle fremde Einflüsse erhaben, auf das Schöne allein gerichtet ist.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie ist ein Rausch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeisterung: ursprünglich nichts anders als eine öffentliche religiöse Handlung, ein Theil von dem Feste des Bakchus, welcher Gott ein Bild der Lebenskraft und des Genusses war. Diese Vermählung des Leichtesten mit dem Höchsten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude ist an sich gut, auch die sinnlichste enthält einen unmittelbaren Genuß höhern menschlichen Daseins. Sie ist der eigenthümliche, natürliche und ursprüngliche Zustand der höhern Natur des Menschen; der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren Theil seines Wesens. Rein-sittlicher Schmerz ist nichts als entbehrte Freude, und rein-sinnliche Freude nichts als gestillter Schmerz; denn der Grund des thie-

schen Daseins ist Schmerz. Aber Beides sind nur Begriffe; in der Wirklichkeit, bilden beide heterogene Naturen in durchgängiger Gemeinschaft ein Ganzes — den Menschen, verschmelzen in einen Trieb — den menschlichen; der Schmerz wird sittlich, und die Freude wird sinnlich.

Weil reine menschliche Kraft sich in Freude äußert, so ist sie ein Symbol des Guten, eine Schönheit der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, sondern auch Seele. Leben und unbeschränkte Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf seine Wurzel und auf die Frucht seiner Vollendung; und der höchste Moment der Lebenskraft ist seine Verdoppelung, der Genuß eines homogenen Lebens. Leben und Geist aber sind im Menschen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geister. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren sich alle Gränzen. Mit der Hofnung ungehinderter Vereinigung, scheint die letzte Hülle der Thierheit zu verschwinden; der Mensch erräth den völligen Genuß, nach welchem er nur streben kann ohne ihn zu besitzen. Es giebt für jedes empfindende Wesen eine Freude, welche keinen Zusatz zu leiden scheint, weil sie keine Gränzen hat, als die beschränkte Empfänglichkeit des Subjekts. In

dem Höchsten, was er fassen kann, erscheint dem Menschen das Unbedingt-Höchste; seine höchste Freude ist ihm ein Bild von dem Genusse des unendlichen Wesens. — Der Schmerz kann ein höchst wirksames Medium des Schönen sein; aber die Freude ist schon an sich schön. Schöne Freude ist der höchste Gegenstand der schönen Kunst.

Die Poesie kann diese Freude auf zweierlei Art behandeln; sie ist entweder Äußerung eines schönen Zustandes im Subjekte, in der lyrischen Darstellung; oder sie ist eine vollendete selbstständige Nachahmung in der dramatischen Darstellung. Schöne lyrische Freude muß edel und natürlich sein: die Äußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünstelten würde unwirksam sein. Was wäre eine Freude, die nicht von selbst schön wäre, sondern wie einem Gesetze, der Schönheit aus Pflicht gehorchte? Sie darf sich nicht einmal selbst zwingen; fremder Zwang aber vernichtet sie unvermeidlich. Schöne Freude muß frei sein, unbedingt frei. Auch die kleinste Beschränkung raubt der Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der Freude ist immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und der Schlechtheit. Eine bloße Äußerung des Gefühls, die lyrische Darstellung der Freude,

kommt nicht so leicht in Gefahr ihre äußre Freiheit zu verlieren, — desto mehr die dramatische. Sie nimmt den Stof zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Bestimmung ist eine öffentliche laute Darstellung des Lächerlichen, und ihre Freiheit ist dem Laster, der Thorheit, dem geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird sie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig; wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freiheit überrascht, so wird sie das schönste Symbol der bürgerlichen Freiheit.

Überhaupt wird Freiheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargestellt. Eine Person also, die sich bloß durch ihren eignen Willen bestimmt, und die es offenbar macht daß sie weder innern noch äußern Schranken unterworfen ist, stellt die vollkommne innre und äußre persönliche Freiheit dar. Dadurch daß sie im frohen Genusse ihrer selbst nur aus reiner Willkür und Laune handelt, absichtlich ohne Grund oder wider Gründe, wird die innre Freiheit sichtbar; die äußre in dem Muthwillen, mit dem sie äußre Schranken verletzt, während das Gesetz großmüthig seinem Rechte entsagt. So stellten sich die Römer in den Saturnalien die Freiheit dar; ein ähnlicher

Gedanke

Gedanke lag vielleicht bei dem Karneval zum Grunde. Daß die Verletzung der Schranken nur scheinbar sei, nichts wirklich Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freiheit unbedingt sei: das ist die eigentliche Aufgabe einer jeden solchen Darstellung, und also auch der alten Griechischen Komödie.

Eine solche gränzenlose Freiheit genoß sie zu Athen. Schon ihr religiöser Ursprung erzog und bildete die komische Muse zur Freiheit, der Dichter und sein Chor waren heilige Personen: aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter diesem Schutze waren sie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiösen Institut auch ein politisches, aus dem Feste eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Priesters eine symbolische Darstellung der bürgerlichen Freiheit. Der Chor besonders deutete auf das Athenische Volk, welches in der Schönheit eines Spiels seine eigne Heiligkeit erblickte. Unter dem Deckmantel der Religion und der Politik, erschlich sich die Kunst das, worauf sie ein ewiges Recht hat, und was ihr der unglückliche Scharfsinn der Menschen raubte — unbeschränkte Autonomie. Wie die Wahrheit und die Tugend, ist die Schönheit ein ächtes erstgebornes Kind der menschlichen Natur,

und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, Niemand zu gehorchen als sich selbst. Die Poesie kommt leichter in Gefahr dies Recht zu verlieren, als andre Künste; am meisten die komische Muse, welche nur bei einem Volke, und bei diesem einem Volke nur eine kurze Zeit, frei war. — Wenn irgend etwas in menschlichen Werken göttlich genannt werden darf, so ist es die schöne Fröhlichkeit und die erhabne Freiheit in den Werken des Aristophanes. Aber was die Schönheit der alten Griechischen Komödie möglich machte, veranlasste und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.

Daß die Freude frei und in ihrer Natürlichkeit schön sei, setzt eine Bildung des Menschen durch Freiheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freien Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlassen sind. Dann wird der Mensch, seine Bildung und seine Geschichte, ein gemeinschaftliches Resultat seiner beiden heterogenen Naturen; beide sind in unzertrennlicher Gemeinschaft, die Tugend ist reizend, und die Sinnlichkeit schön. Aber freie menschliche Bildung findet in sich selbst ihr Ende, weil früher oder später die Sinnlichkeit das Übergewicht gewinnen muß. Wie alle reine Produkte des freien menschlichen

lichen Triebes, kann auch die freie Komödie höchstens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus Freude Ausschweifung, aus Freiheit zügelloser Frevel. Allein auch diesen Moment hat die Griechische Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwei Zeitpunkte zusammen treffen müssen: der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der wo der komische Geschmack und die komische Kunst schon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren schon sehr verderbt, und der komische Geschmack noch roh. Der Künstler Aristophanes schließt sich an die Geschichte vom Anfange der Kunst, der Mensch Aristophanes findet seinen Platz in der Geschichte vom Verfalle. Dies ist aus zwei Gründen sehr begreiflich; die komische Kunst bildet sich später als die tragische, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil sie mehr die Empfänglichkeit beschäftigt, als die Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, und weil sie in Athen nicht die gebildetere Erziehung voraussetzte wie die Tragödie, so war ihr Publikum schlechter als das tragische, wie die öffentliche Meinung der Alten und die Lehren der Philosophen ausdrücklich bestätigen. Die Tragödie spannt und erhebt ihr Publikum, hält also das Verderben des Geschmacks

so lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beschleunigt das Verderben des Geschmacks. Denn die Freude ist überhaupt etwas Verführerisches; sie macht leicht die Kraft nachläßig, die Sinnlichkeit berauscht und überwiegend. Die komische Kunst der Griechen ward später gebildet als die tragische: diese fand ihren Stof in den epischen und lyrischen Dichtern schon höchst gebildet und poetisirt; jene musste einen ganz neuen Stof erst zur Poesie erheben, das wirkliche gesellige Leben, welches sich selbst sehr spät ausbildete, nach ihrem Ideal poetisiren. Überhaupt scheint das tragische Genie früher rege zu werden, als das komische; das erste erfordert nur die großen Hauptmassen und Grundzüge der menschlichen Bildung und des menschlichen Schicksals; zu dem letztern muß der menschliche Geist und das menschliche Leben, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon bis in die kleinsten Details ausgeführt sein.

Aus der Natur des freien Komischen überhaupt, und aus dem Ursprunge und Charakter der alten Griechischen Komödie, erklären sich sehr leicht ihre vorzüglichen Fehler: Rohigkeit, ehe der öffentliche Geschmack gebildet; Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit schon entartet war.

war. Beides findet sich im Aristophanes; aber es ist weit weniger zu befürchten, daß wir uns an seinen Fehlern, welche unsre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Gesetze der Kunst, den Geschmack verderben, als daß wir seine einzigen und göttlichen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunstwerke als Vergehungen wider die Schönheit und wider die Darstellung: das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur konvenzionellen Begriffen und Forderungen gewisser Stände Nazionen und Zeitalter widerspricht, ist darum nicht schlechthin verwerflich. Wir insbesondre müssen unsre ästhetischen Vorurtheile in diesem Punkte vergessen; wir müssen uns erinnern daß die schöne Kunst mehr ist als die Geschicklichkeit, einer verzärtelten Sinnlichkeit zu schmeicheln; wir müssen aufhören, eine Beleidigung der physischen Delikatesse für strafbarer zu halten als eine Verletzung der Schönheit und der Kunst. Gewiß ist diese übertriebne physische Reizbarkeit, der Kunst weit nachtheiliger als Rohigkeit; diese erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunst ein Ende und würdigt sie zu einem Kitzel der Sinnlichkeit herab. Es ist uns anstößig, daß die Griechische Komödie zu dem Volke

in seiner Sprache redet; wir verlangen daß die Kunst vornehm sei. Aber die Freude und die Schönheit ist kein Privilegium der Gelehrten der Adlichen und der Reichen; sie ist ein heiliges Eigenthum der Menschheit. Die Griechen ehrten das Volk; und es ist nicht die kleinste Vortreflichkeit der Griechischen Muse, daß sie auch dem ungebildeten Verstande, dem gemeinen Manne die höchste Schönheit verständlich zu machen wußte. Freilich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geist und geselliger Bildung, sondern noch weit mehr an Freiheit und Energie des sittlichen Gefühls, alle seines Gleichen. Das beweis't uns unter andern eben der Aristophanes, welcher uns oft so deutlich überführt daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komische richtet sich, weit mehr als das Tragische, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Fassungskraft seines Publikums; und diese hängen wieder von dem Maaße der geselligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab: daher der Unterschied unter dem Niedern und Edlen Komischen. Um eine nicht so reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Kontraste, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen

soll,

soll, müssen gröber und faßlicher sein. Wie wandelbar überhaupt diese Verhältnisse sind, erläutert das Beispiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Mensch ist gegen das Widrige, welches das Komische oft enthält, nicht so empfindlich: ihn kann auch wohl das Komische eines leidenden oder schlechten Gegenstandes ergötzen. Es ist die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Unvollkommne, welches allein der Freude dramatische Energie verleihen kann, so viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Energie zu vernichten, oder den Mangel der komischen durch tragische Energie zu ersetzen — eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt ist. An Energie fehlt es der komischen Kunst im Anfange nicht, aber sie ist beleidigend: von dem einem wesentlichen Element des Komischen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen, enthält sie weit mehr, und doch nicht mehr von dem andern, der Freude. Für ihr roheres Publikum muß freilich das Schöne in ihrem Werke über das Häßliche das Übergewicht haben, sonst könnte es ihm nicht gefallen. Aber wenn der öffentliche Geschmack sich bildet, wenn der Verstand und die Reizbarkeit des Publikums sich verfeinern, so wird es die Werke, die es ehedem schön fand, belei-

digend

digend finden. — Die Rohigkeit, welche oft auch unsittlich ist, muß man sich hüten mit der ästhetischen Unsittlichkeit zu verwechseln: diese ist nichts als Mangel an Harmonie, Zügellosigkeit der einzelnen Kräfte aus Übergewicht der Sinnlichkeit.

Man darf nicht glauben, daß die Griechische Komödie dadurch daß sie, wie ich vorhin erwähnte, die Sprache ihres Publikums redete, ihre Objektivität verloren habe, und zu einer individuellen Geschicklichkeit herabgesunken sei. Überhaupt widersprechen sich vollkommne Allgemeingültigkeit und höchste Individualität der Kunst nicht: sie muß beide vereinigen. Als Organ der Natur und der Schönheit, hat sie kein andres Publikum als die Menschheit; mag ihr sichtbares Publikum noch so bestimmt und beschränkt sein, sie hat es in ihm nur mit dem Menschlichen, mit dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunst, kann nicht zu individuell sein, weil sie dadurch immer an Verständlichkeit und Energie gewinnt: die komische Muse insbesondre kann ihre Schöpfungen nur in das Detail eines wirklichen Lebens bilden; der Grund ihrer Gemälde, der Schauplatz auf dem ihre Personen handeln sollen, muß Wirklichkeit, höchste Individualität sein.

Noch

Noch ein andrer Fehler des Aristophanes, nicht wider die Schönheit, sondern wider Reinheit der Kunst, erklärt sich ganz natürlich aus den politischen Verhältnissen der Griechischen Komödie. Bis die Rechte der Kunst vielleicht bei einem spätern Geschlechte einmal freiwillig anerkannt werden, kann der Komödie die Freiheit nur durch ein Institut gesichert werden. So war es bei den Griechen; aber noch ehe sie sich aus ihrem fremdartigen Ursprunge zu reiner Poesie entwickelte und völlig bildete, entartete sie schon in persönliche und politische Nebenabsichten. Die Satire des Aristophanes ist sehr oft nicht poetisch sondern persönlich, und eben so demagogisch als die Art mit der er den Wünschen und den Meinungen des Volks schmeichelt. — Zügellosigkeit hat zur natürlichen Folge, Erschlaffung; Mißbrauch der Freiheit, den Verlust derselben. Nach diesem, welcher sehr bald erfolgte, war der Griechischen Komödie noch weit weniger möglich, was sie selbst während ihrer schönsten Blüthe und freisten Regsamkeit nicht erreicht hat — das höchste komische Schöne. Hätte die Griechische Kunst es auch erreicht, so hätte sie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müssen, wie das höchste Schöne im Tragischen, welches sie wirklich erreicht hat. Denn

sie war ein Produkt des freien Genies; und im freien Laufe der sich selbst überlass'nen menschlichen Natur, ist die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht freie Natur, sondern Absicht, das Prinzip der menschlichen Bildung ist, wie unter uns; so wird ganz natürlich der Anfang damit gemacht, den Menschen zu zerspalten, seine höhere Natur zu isoliren. Die Sinnlichkeit ist alsdann im Stande der Unterdrückung oder der Empörung; das Natürliche ist ohne Bildung nicht schön, die Freude darf nicht frei sein.

In andern Kunstwerken ist das Genie von seiner äußern Lage unabhängig: seine innere Freiheit kann ihm niemand rauben. Aber das komische Genie verlangt auch äußre Freiheit, kann ohne diese sich nur bis zur Grazie, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die Absicht vielleicht in einer späten Zukunft ihr Geschäft vollendet und mit Natur endigt, wenn aus Gesetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn die Würde und die Freiheit der Kunst ohne Schutz sicher, wenn jede Kraft des Menschen frei und jeder Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher itzt dem Komischen nothwendig ist, an sich genug dramatische Energie

haben; die Komödie würde das vollkommenſte aller poetiſchen Kunſtwerke ſein: oder vielmehr an die Stelle des Komiſchen würde das Entzükkende treten, und wenn es einmal vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poeſie kann dies gemeinſchaftliche Ziel nicht allein erreichen, aber ſie kann ohne fremde Hülfe ſich ihrem Ideal nähern. Das Schauſpiel muß ſo viel als möglich mit der dramatiſchen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkehren und ſich der Freiheit nähern. Wenn auf einem ſolchen Wege nur einige Schritte gethan ſind, ſo läßt ſich alles hoffen; und auf dieſem Wege giebt es keinen beſſern Wegweiſer, kein vollkommneres Vorbild, als die alte Griechiſche Komödie. Sie iſt ein unübertreffliches Muſter ſchöner Fröhlichkeit, erhabener Freiheit, und komiſcher Kraft, bei allen Fehlern.

Aber noch außer denen, die ich ſchon entwikkelt habe, wirft man dem Ariſtophanes vor: ſeine Stücke ſeien ohne dramatiſchen Zuſammenhang und Einheit, ſeine Darſtellungen in Karrikatur und unwahr, er unterbreche oft die Täuſchung. — Der letzte Tadel iſt nicht ohne allen Grund: nicht bloß in dem politiſchen Intermezzo, der Parekbaſe, wo der Chor mit dem Volke redete, ſondern auch außerdem kommen in häufigen Anſpielungen der

Dichter

Dichter und das Publikum zum Vorschein. Der Anlaß liegt in den politischen Verhältnissen der Komödie, aber eine Art von Rechtfertigung scheint mir auch in der Natur der komischen Begeisterung zu liegen. Diese Verletzung ist nicht Ungeschicklichkeit, sondern besonnener Muthwille, überschäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht sie vielmehr, denn vernichten kann sie die Täuschung doch nicht. Die höchste Regsamkeit des Lebens muß wirken, muß zerstören; findet sie nichts außer sich, so wendet sie sich zurück auf einen geliebten Gegenstand, auf sich selbst, ihr eigen Werk; sie verletzt dann, um zu reizen, ohne zu zerstören. Dieser charakteristische Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch überdem bedeutend durch die Beziehung auf die Freiheit.

Dramatische Vollständigkeit ist in der reinen Komödie, deren Bestimmung öffentliche Darstellung und deren Prinzip der öffentliche Geschmack ist, nicht möglich; wenigstens so lange nicht möglich, bis sich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit im Menschen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zusatz von Schmerz, hinreicht, seinen Trieb aufs höchste zu spannen. Bis dahin wird die komische Kunst, um die Energie

zu erreichen, ohne welche alle dramatiſche Darſtellung unnatürlich und unwirkſam iſt, das Schlechte und den Schmerz zu Hülfe nehmen müſſen: bis dahin bleibt alſo auch die Erbſünde der komiſchen Energie die nothwendige Luſt am Schlechten. Die reine Luſt iſt ſelten lächerlich, aber das Lächerliche (ſehr oft nichts anders als die Luſt am Schlechten) iſt weit wirkſamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie iſt: mit dem kleinſten Schmerz das höchſte Leben zu bewirken; ihr beſtes Mittel dazu iſt die Stellung, z. B. in einer überraſchenden Plötzlichkeit der Kontraſte. Ohne Nachtheil der Energie, hat ſie noch nicht allen Zuſatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch, nach der Meinung faſt aller Philoſophen, Unvollkommenheit ein weſentliches Ingrediens des Lächerlichen in der Natur iſt, welchem das Komiſche in der Kunſt entſpricht. Geiſtige Freude iſt rein und ruhig; eine Freude aber, die ſo heftig, unruhig, vermiſcht iſt, wie die, welche das Komiſche bewirkt, iſt höchſt ſinnlich. Sie erzeugt einen Rauſch des Lebens welcher den Geiſt mit ſich fortreißt; und Schönheiten welche die Selbſtthätigkeit zu ſehr in Anſpruch nehmen, gehen verloren. Die vollkommne Kauſalverknüpfung, die innere dramatiſche Nothwendigkeit und

Vollständigkeit, sind viel zu schwerfällig für einen leichten zerstreuenden Rausch; und der Genuß der Harmonie erfordert Besonnenheit, Beisammensein der ganzen Seele. Vollkommne tragische Ganze, oder auch wohl epische und philosophische Ganze im dramatischen Gewande, welche mit allen Reizen des Komischen geschmückt sind, sind gar nicht selten; aber ich zweifle, daß sich ein vollkommnes dramatisches Kunstwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetisch, und zwar nicht tragisch, sondern reinkomisch wäre.

Nachdem die Griechische Komödie nicht mehr frei, die komische Kraft des Genies erloschen (wäre sie noch vorhanden gewesen, so würde sie nur den zärtlicheren Geschmack beleidigt haben), aus Sittenlosigkeit Erschlaffung entstanden war, nachdem ferner die dramatische Kunst, die Sprache der Poesie der Philosophie und des geselligen Lebens, auch das gesellige Leben selbst den höchsten Grad der Ausbildung erreicht hatte; da entstand die neuere Griechische Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freiheit und ohne komische Kraft haben kann: Grazie im Stil, Humanität in den Charakteren, Anmuth der Diktion, und Feinheit des Dialogs. Der Mangel der komischen Energie ward (wie es über-

haupt

haupt unvermeidlich geschieht) durch tragische Energie ersetzt; die Tragödie war auch verfallen, und die neue Mischung mußte beide ersetzen. Von der Tragödie entlehnte sie: die sanfte Wärme der Leidenschaft welche sich oft dem tragischen Ernst nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatischen Kunst, das Interesse durch die leichte Entwicklung einer schöngeordneten vollständigen Handlung zu spannen. Der Ausbildung und Verschönerung dieser neuen Gattung war vieles sehr günstig: die Attische Urbanität und Dikzion, die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, die Reminiscenzen der ehemaligen Freiheit; aber auf der andern Seite setzte der öffentliche Geschmack, welcher schon sehr verderbt war, der Kunst enge Gränzen. Er war nur noch für Grazie und Eleganz empfänglich. Bei einem Volke, wo der öffentliche Geschmack noch nicht so erschlafft ist, oder wo er überhaupt die Kunst nicht leitet, kann das Genie im gemischten Drama sich ohne Zweifel weit höher schwingen. Im Stof der neuern Griechischen Komödie herrscht nicht weniger Monotonie, als im Ideal. Die moralische Grazie des Menander war das höchste was der öffentliche Geschmack noch zu fassen fähig war. Aber dieser Dichter liebte die Philosophie, und war eine Aus-

nahme; seine Zeitgenossen selbst zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen sie ihre eigne erschlafte Sinnlichkeit im anmuthigsten Gewande wiederfanden.

Die Natur dieser Mischung der Tragödie und der Komödie selbst zu untersuchen, sie mit den Gesetzen der Schönheit und der Kunst zu vergleichen, und die Frage zu entscheiden, ob die Reinheit des Tragischen und des Komischen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit ist oder nicht: das ist eine rein-theoretische Aufgabe, und liegt außer den Gränzen dieses Aufsatzes.

Dresden. Friedrich Schlegel.

4.

Krämerneid.

Ein Kaufmann handelte, nebst andern Waaren
Die man zum Leben nöthig hat,
Auch mit Gewürz; und, als in seiner Stadt
Der Reichthum wuchs, führt' er auch Putz. In Schaaren
Lief man ihm zu: weil er sorgfältig sich
Der Sauberkeit befliß, mit freundlichem Gesichte
Den Kunden was sie suchten gab, und äußerlich
Noch dies und jenes mit Geschmack verzierte.

Ein

Ein andrer Handelsmann, der gröbre Waaren führte,
Eröffnet seinen Laden neben ihm.
Was er verkauft, ist meistens derb und feste;
Hierauf verläßt er sich, posaunet es aufs beste
Den Leuten aus, und nöthigt sie mit Ungestüm
Zum Kaufen. Seine derbe Waare,
Ob er sie gleich nicht wohlfeil gab,
Ging dennoch Anfangs reissend ab.
Indeß vermißte man das Rare
Und Feine, das man schon gewohnt war, allzubald:
Man ließ ihn sitzen, Jung und Alt
Ging nun zum ersten Kaufmann wieder.
Dies fuhr dem Krämer in die Glieder,
Weil er beim Handel viel gewann.
Besorgt, den Vortheil zu verlieren,
Fängt er auf andre Weis' es an:
Er sucht dem Nachbar schlau die Kunden zu entführen,
Schmählt auf Gewürz und Putz, behauptet ohne Scheu,
Es müsse jede gute Polizei
Dies Gift verbieten; ja es sei
Für zünft'ge Krämer schimpflich, mit dem Handel
Sich abzugeben; untersucht dabei
Die Sitten und den Lebenswandel
Des Kaufmanns und der Käufer in die Kreuz und Queer,
Und läßt nicht ab sie bei den Obern anzuschwärzen;
Meint, vom Gewürz käm' alles Übel her.
„Laßt euch durch Poesie," ruft Stentor, „nicht vergiften!"
Warum? er handelt mit * * * schriften.

Magdeburg. v. Köpken.

5.

Verzeichniß der in Berlin aufgestellten Gemälde unsers Geschichtmalers Bernhard Rode *).

In der Marienkirche sind folgende neun:

1. Die

*) Seine auswärtigen Stücke s. man im März 1793, Nr. 4. Doch leidet dieses Verzeichniß itzt schon einige Zusätze, welche nächstens geliefert werden sollen. Ich verweise zugleich auf die kleine Vorrede vor demselben, um nicht zu wiederhohlen. — Die hiesigen Gemälde unsers fleißigen Meisters theilen sich in die, welche in seinem Hause befindlich, und die welche außer demselben zu sehen sind. Von den erstern hat Hr Zöllner vor 10 Jahren ein Verzeichniß bekannt gemacht, im Lesebuch für alle Stände, Th. 5 (1784), S. 39—56; allein itzt ist die Sammlung mehr als noch einmal so groß, wogegen freilich auch manche Stücke weggekommen sind. Die zweite Klasse, nehmlich die theils in öffentlichen Gebäuden theils in Privatsammlungen unsrer Hauptstadt befindlichen Meisterwerke des Rodischen Pinsels, findet man hier verzeichnet. Nur merke ich noch an, daß der edel-patriotische Künstler vielen unsrer Kirchen und andern Anstalten (so wie auch mehrern Kirchen außerhalb Berlin) seine Arbeiten geschenkt hat.

1. Die Abnehmung vom Kreuze; am großen Altar, in der Mitte. (Radirt, Nr. 34.) 11 Fuß hoch, 6 F. breit. 1756 *).

2. Zur rechten Seite: Christus am Ölberge betend; die Jünger in der Entfernung schlafen. Der Engel, welcher den Heiland gestärkt hat, kann den Anblick seiner Seelenangst nicht ertragen, und verhüllt sich mit der Hand das abgewandte Gesicht. (Anhang 1, Nr. 6.) 8; 5. 1756.

3. Linker Hand: Christus giebt sich Thomas zu erkennen. (Nr. 38.) Ebenso.

4. In der Mitte unter Nr. 1: Die beiden Jünger von Emmaus, nachdem Christus, der an seinem Dankgebete beim Brotbrechen erkannt

*) Unser Rode, welcher bekanntlich die Ätznadel so treflich wie den Pinsel führet, hat viele seiner Gemälde und Zeichnungen selbst radirt; es ist davon ein Verzeichniß, nebst 2 Anhängen, erschienen. Darauf bezieht sich die Zahl in der Parenthese. Der Kupferstecher Eberh. Henne in Berlin hat die Aufsicht über den Druck und den Verkauf dieser radirten Blätter. — Von den drei andern Zahlen, bezeichnet die erste, nach Fußmaaß, die Höhe des Gemäldes; die zweite, dessen Breite; die dritte, das Jahr der Verfertigung.

ward, so eben verschwunden ist. Sie sehen mit Erstaunen einen nachgelassnen hellen Schein von ihm. (Anh. 1, Nr. 10.) 3; 6. 1778.

5. An dem kleinen Altar; Eine Grablegung. Maria, Johannes, Maria Magdalena folgen nach; Josef von Arimathia trägt die Spezerei. 3; 5. 1786.

6. Die eheliche Liebe an einem Grabmaal (des Predig. Bruhn) weinend; dabei ein paar Tauben, eine ausgelöschte Fackel, ein welkender Rosenkranz. 4; 6. 1785.

7. Paulus hält zu Athen eine Predigt von dem unbekannten Gott. (41.) Hinter der Kanzel auf der Wand gemalt. 12; 15. 1786.

8. Die Hofnung am Grabe eines Rechtschaffenen (des Künstlers Vater), sieht einem emporfliegenden Schmetterling nach. (109.)

9. Eine Christinu (des Künstlers Mutter) steigt aus dem Sarge, welchen kleine Engel öfnen; die Ewigkeit zeigt ihr den Ort der Bestimmung. (108.) — Beide Stücke, unter dem Thurm: 10; 6. 1756.

In der Peterskirche drei:

10. Herodes lässt Christus das weiße Kleid anlegen, worauf er nebst dem Hofgesinde ihn verspottet. Ein Altarblatt. 11; 6. 1757.

11. Darunter: das Abendmahl. 2; 6.

12. Paulus sieht zu Athen einen Altar ohne Bild, und liest darauf die Griechische Inschrift: dem Unbekannten Gott. Unter der Kanzel. 5; 3. 1780.

In der Garnisonkirche, Gemälde auf fünf Helden (die vier ersten 1759):

13. Schwerin fällt mit der Fahne in der Hand; die Siegesgöttinn setzt dem Sterbenden den Kranz auf. (110.)

14. Winterfelds Brustbild auf einem Denkmaal erhöht; die Heldenmuse sitzt davor, und schreibt seine Thaten nieder. (111.)

15. Keiths Urne wird von der Göttinn des Ruhms mit Lorbeern umwunden. (112.)

16. Kleist's (des Dichters) Urne auf ein Grabmaal gestellt; über ihr weint die Göttinn der Freundschaft. (113).

17. Die Standhaftigkeit, auf eine abgestutzte Säule gelehnt, krönt Zietens Urne, worauf sein Bildniß ist, mit einem Sternenkranz. Auf dem Grabmaal liegt die Tigerdecke des Feldherrn; unten daran ruht ein Löwe. 1786, von den Offizieren seines Regiments bestellt. (Von Rosenberg radirt.) Sämmtlich 8; 4.

In der Georgenkirche:

18. An der Kanzel: die Tugenden, als halberhobne Arbeit gemalt.

19. Unter der Kanzel: Petrus geht von der Magd und den Kriegsknechten, vor welchen er Christus verleugnet hatte, hinaus, und weint. (33.) 5; 3.

In der Kirche der Köllnischen Vorstadt:

20. Ein Samariter gießt Öl in die Wunden eines unter Räuber gefallenen Mannes, vor welchem ein Schriftgelehrter und ein Levit betend vorüber gegangen sind. Der Kanzel gegenüber. 4; 6.

21. Christus wäscht Petrus die Füße, welcher es nicht zulassen will. Unter der Kanzel. 3; 5.

22. In der Kirche der Spandauervorstadt, unter der Kanzel: Ein betender David, welcher seine Krone am Fuß des Altars niedergelegt hat.

In der Kapelle auf dem Königl. Schlosse, elf Stücke, 1787:

23. Die Religion zeigt der Hofnung die Ewigkeit. Neben der zweiten Figur ist die Liebe, als die Tugend worauf die Hofnung sich gründet.

24. Jesus's Darstellung im Tempel, wo Simeon das Kind auf die Arme nimt und weißagt. Maria, Elisabeth, und mehrere Personen, mit

Opfern

Opfern beschäftigt oder im Gebet begriffen. (Anh. 2, Nr. 1.)

25. Die drei Marieen kommen zu Christus's Grabe, wo ihnen der Engel das leere Grab zeigt. (Anh. 2, Nr. 2.) — Alle drei, an den Wänden, das mittelste über dem Kamin, mit Ölfarben gemalt: 10; 6.

26. Darunter drei, auf Art halberhobner Arbeit: Eine Grablegung, unter Nr. 23. (36.)

27. Christus erscheint Magdalenen, und geht mit den Jüngern von Emmaus; unter Nr. 24.

28. Christus erscheint den Jüngern; unter Nr. 25.

29. Über den fünf Thüren, die Tugenden unter Kindergestalten, als halberhobne Arbeit: jedes Stück 4; 5. — Die Geduld: Kinder legen einem Lamme ein Kreuz auf.

30. Die Hofnung: Kinder umwickeln einen Anker mit einem Blumenzweig.

31. Die Christliche Klugheit: Kinder halten einen Spiegel mit einer Schlange, andere spielen mit Tauben.

32. Die Mildthätigkeit: Kinder vertheilen Geld, und bekleiden ein nacktes Kind.

33. Die Großmuth: Kinder spielen mit einem Löwen.

34. In den Paradezimmern der Königinn: ein Deckenstück, 25; 20. Das Jahr vertheilt an vier Genien die Kränze der Jahrszeiten: einen Blumenkranz dem Frühling, einen Kranz von Kornähren dem Sommer, von Weintrauben dem Herbst, einen Tannenkranz dem Winter. — Die Einfassung ist rund. In den 4 Ecken bei dieser Rundung sind die Tageszeiten als Genien gemalt. Über dem Sims in der kleinen Wölbung sind lange Basreliefs mit Kindern, welche die Beschäftigungen der Jahrzeiten abbilden.

35, 36. Über zwei Thüren in den Gesellschaftszimmern der Königinn. Die Einigkeit: Genien umwinden einen Bündel Pfeile mit Rosen. — Die Freundschaft: Genien umschlingen einen Stab mit Wintergrün. Jedes: 4; 6.

37. Deckenstück in dem großen marmorirten Saal der verwittweten Königinn: 50; 30. Es sind die vier Elemente vorgestellt. Die Hauptfigur ist die Erde, an ihrer Mauerkrone kenntlich: sie lehnt sich auf ein Füllhorn; mit den herausfallenden Früchten beschäftigen sich Genien. Das Feuer, ein Genius mit einem Kohlenbecken, steht neben ihr, um die Erde zu erwärmen. Das Wasser ist Jupiter Pluvius, welcher aus seinen Schläuchen den Regen auf die Früchte der Erde

ausgießt; Genien haben mit Netzen und Rudern zu thun. Die Luft, ein Zephyr als Jüngling, der in Rosenblätter haucht; Genien halten und blasen in ein Segel, Vögel fliegen in der Luft. — In den vier Ecken an der Wölbung der Decke sind die Jahrszeiten in Stukko gemalt, als Kinder, mit den passenden Verzierungen und Früchten. Acht Figuren, ebenfalls als Stuk, tragen den Sims welcher die Decke einfasst.

38. Über den Ruheplatz der Windeltreppe: die Friedensgöttinn, mit Ölzweig und Kranz; neben ihr werden die Waffen verbrannt; unter ihr ist die Einigkeit, und der Überfluß welcher das Füllhorn ausschüttet.

In den Zimmern Königs Friedrich des Großen:

39. Im Konzertsaal, die Decke. Minerva bläs't auf einer Satyrpfeife, und wird von Venus und Juno ausgelacht.

40, 41. Ebendaselbst, über den Thüren, Medaillone: die Dichtkunst; und die Tonkunst.

42. Daneben im Bibliothekzimmer, die Decke. Der Genius des Fleißes sitzt auf Büchern; neben ihm liegt ein Sporn. Ein Genius leuchtet ihm mit der Lampe; daneben liegen Sehrohr, Globus, und andre Werkzeuge.

43. Im Pallaſt des Prinzen Ludwig, die Decke. Apollo mit dem Sonnenwagen; um ihn ſchweben die 7 Planeten, als Genien; vorauf geht Aurora.

44 — 47. Ebendaſelbſt, über den Thüren des Saals: die vier Jahrszeiten.

48. Der Theatervorhang im Königl. Opernhauſe. Die Muſe der Poeſie und die Muſe der Tonkunſt umarmen ſich; etwas entfernter ſind die Geniuſſe der Tanzkunſt, der Malerei, der Baukunſt, und der Mechanik. Dieſe Vorſtellung iſt in der Höhe in den Wolken. Unten iſt der Grund ein offener Tempel; zwiſchen den Säulen ſtehn die Bildniſſe der alten Dichter des Theaters, und einige neuere der Opera. In der Mitte des Tempels iſt die Bildſäule Apollo's, welchem von zwei Prieſtern ein Opfer gebracht wird. An dem Altare ſind die Zeichen des Schauſpiels angebracht; neben demſelben ſtehn Knaben, deren Einer das Weihrauchkäſtchen hält, und der Andre eine Doppelflöte bläſt. Hinter den Prieſtern iſt ein Gefolge von Nymphen, die in Körben Kränze und in Gefäßen Früchte zum Opfer bringen; auch von Knaben, welche ein großes Gefäß herbeiziehen. 30; 50. (Die Hauptgruppen ſind, unter Henne's Aufſicht, in 2 Blatt geſtochen.)

49.

49. Vorhang vor dem Nazionaltheater *). (Anh. 2, Nr. 16.) 40; 30. 1792.

50. Im großen Lehrsaal des Königl. Kadettenhauses, welches Friedrich Wilhelm II so ansehnlich bereicherte; nach dem Verlangen der Offiziere des Korps gemalt. Minerva, die Göttinn der Weisheit und der Kriegskunst, hat junge aufmerksame Zöglinge um sich, welche sie unterrichtet. Die mannichfachen Werkzeuge zur Erlernung der nöthigen Wissenschaften liegen umher. Ein Genius schüttet ein Horn des Überflusses aus. Am höchsten Orte, ist des Königs Bild, nach Art erhobner Arbeit; zwei Genien bekränzen es: der eine, mit einer Lorbeerkrone, der andre, mit dem Friedenskranze des Ölbaums. 10; 6. 1790.

51. In dem schönen runden Lehrsaale der Thierarzeneischule, die Decke. Mannichfache Beschäftigungen der Thiere zum Nutzen der Menschen.

52 — 56. Am Brandenburgerthore, die Deckenstücke der Durchfahrten, in Stukko gemalt. Das erste rechter Hand, stellt einen Adler vor mit einem Ölkranze, und bezeichnet den Frieden. Das zweite, einen Merkuriusstab und zwei zusammengeschlungne Füllhörner: Einigkeit und Überfluß.

*) Beschrieben 1792 Junius, Nr. 5.

fluß. Das dritte, Minervens Schild mit einem Meduſenkopf: Kriegs- und Friedenswiſſenſchaft. Das vierte, Herkuls Leier und Keule, mit Lorbeern umwunden: Tapferkeit und feiner Kunſtgeſchmack in Verbindung. Das fünfte, ein Tropäum: Sieg.

Im Konferenzzimmer der Akademie der Künſte, drei Stücke:

57. Apelles, der ſein Gemälde der Venus ausſtellt, räth einem kritiſchen Schuſter, ſein Urtheil bloß auf die Schuhe zu beſchränken. (Nr. 68.) 5; 6. 1786.

58. Minerva zeigt einigen Jünglingen, welche ſich der Malerei, Bildhauerei, Baukunſt und Muſik widmen, des Lehrers dieſer Künſte, Sulzers, Bildniß an einem Grabmaale. Die Bildniſſe des Architekten Schlüter und des Weltweiſen Lambert ſind als Medaillone angebracht. (Von Ring geſtochen.) 8; 5. 1788.

59. Die Kindheit der Malerkunſt. Eines Töpfers zu Korinth, Dibutades, Tochter zeichnet bei einem Lichte den Geſichtsumriß ihres Liebhabers, welcher verreiſen muß, nach ſeinem Schatten an der Wand. Plinius Naturgeſch. XXXV, 12, 43. (Anh. 2, Nr. 10.) 5; 6. 1790.

Im

Im Saal des Kammergerichts, drei Geschichten als Basrelief in runder Form gemalt; jedes 4; 4:

60. Ein König hatte das Gesetz gegeben, daß die Strafe des Ehebruchs der Verlust der Augen sein solle; sein Sohn hat dies Verbrechen begangen, und er lässt die Strafe an ihm vollziehen.

61. Cicero vertheidigt den unglücklichen Ligarius in einer Rede gegen Julius Cäsar, und rettet ihm das Leben.

62. Der Sohn des Königs Heinrich IV von England verging sich gegen einen Richter; dieser bleibt standhaft, und heißt dem Prinzen sich ins Gefängniß begeben, welcher auch gehorcht.

Auf dem Berlinischen Rathhause, in einer Gerichtsstube folgende zwei:

63. Brutus lässt seine eigenen Söhne, als Landesverräther, hinrichten. Livius II, 5.

64. Rudolf von Schwaben, Gegenkaiser Heinrichs IV, hat im Treffen den rechten Arm verloren; und bereuet itzt sterbend, daß er sich vom Papste zur Auflehnung gegen seinen rechtmäßigen Herrn hat bereden lassen. (93.) 10; 6.

65 — 76. Im [ehemaligen] Pallast des Herzogs Friedrich von Braunschweig: die zwölf

Monate, mit ihren Himmelszeichen, und den Beschäftigungen der Zeit. (Anh. 2, Nr. 19.) Jedes 3; 4.

Jänner; wo die Sonne in den Wassermann tritt. Ein Knabe, mit Pelz bedeckt, gießt Wasser aus zwei Gefässen aus. Er sitzt auf einem umgehauenen Baum, wobei eine Axt liegt: weil in diesem Monat gut Holz fällen ist.

Februar; Fische. Ein Knabe hat zwei große Fische aus dem Wasser gezogen, und einen derselben auf die Schulter geladen.

März; Widder. Ein Mädchen sitzt neben einem Widder, dem sie Wolle ausrupft. Sie hält eine Spindel; hinter ihr sieht man einen Pflug. Dieser Monat war bei den Alten der Göttin Minerva geweiht.

April (der Venus heilig); Stier. Amor sitzt auf einem knieenden, mit einem Blumenkranz geschmückten, Stier, und kitzelt ihm mit einem Pfeile das Ohr. Neben ihm sieht man eine Egge.

Mai; Zwillinge. Kastor und Pollux sehen einer scherenden Schäferinn zu. Jener, als ein guter Reiter, hält einen Pferdezaum; dieser, als ein Streiter zu Fuß, Schild und Spieß: beide tragen Helme mit Sternen.

Junius;

Junius; Krebs. Ein Knabe, mit Rosen umkränzt, spielt mit einem großen Krebse, der halb auf dem Lande, halb im Wasser liegt. Daneben, Beschäftigung mit Bienen.

Julius; Löwe. Der Jul war theils der Städteerbauerinn Cybele heilig, welche mit Löwen fährt; theils Jupitern, welcher in diesem Monat am häufigsten donnert. — Ein nacktes Mädchen, mit einer Mauerkrone, sitzt auf einem großen Löwen, und lenkt ihn mit einem Zaume. Der Blitz fährt hernieder, und erschreckt sie. Auf der Erde liegt eine Sense zum Heumähen.

August; Jungfrau. Ceres, die Göttin dieses Monats, sieht einer Schnitterinn freundlich zu, und scheint ihr einen Ährenkranz geben zu wollen. Auch trägt sie eine Garbe und Sichel; und in der Entfernung sieht man eine Harke, einen Erntewagen, u. s. w.

September (Vulkanen, dem Schmiede aller Werkzeuge, heilig); Wage. Ein Knabe, mit einem Schurzfell, unter einem Baume, will eine große Wage aufhängen. Daneben, eine Schale mit Früchten, und ein Schmiedehammer.

Oktober; Skorpion. Winzer und Winzerinnen sind mit der Lese und der Kelter beschäftigt. Ein Knabe, mit Weinlaub umkränzt, erschrickt

vor einem Skorpion, und stößt einen Korb voll Trauben um.

November; Schütze. Ein Knabe, zur Jagd bereit, spannt einen großen Bogen. In der Ferne ein Fichten- und ein Tannenbaum, die auch im Winter grünen.

Dezember; Steinbock. Ein sich wärmender Knabe, neben einem Steinbock; Schlittschuhe, ein entblätterter Baum, u. s. w.

In dem Fürstl. Sackenschen Pallast:

77. Die Decke des großen Saals. Ikarus stürzt zur Erde herab, weil er mit seinen wächsernen Flügeln dem Sonnenwagen Apolls zu nahe gekommen ist. In der Ferne, und niedriger, fliegt sein Vater Dädalus. — Vier runde Felder in der Wölbung haben die Tageszeiten. Der Morgen hält die Fackel in die Höhe, und hat den Morgenstern auf dem Haupt. Der Genius des Mittags hält einen Pfeil, das Sinnbild der Sonnenstralen, senkrecht. Der Abend löscht seine Fackel im Meere aus. Die Nacht ist durch den Mond und einen schlafenden Genius bezeichnet. — Neben diesen Feldern sind die vier Theile der Welt in großen Figuren, als Stuk, gemalt. Europa, als Minerva gekleidet, und mit den Werkzeugen der Künste, der Wissenschaften, und

des Krieges. Asien, mit einem Tulban auf dem Haupt, hält ein Rauchfaß, und hat ein Kamel neben sich. Afrika: eine Mohrinn erschrickt vor einem Krokodil, der Flußgott Nil ruht an einer Sphinx. Amerika, an der Federmütze und dem Federschurz kenntlich, hat ein Steuerruder in der Hand, weil man nur über das Meer dahin kommen kann.

78 — 83. Sechs große Gemälde in der Gallerie dieses Pallastes *). (74, 78, 76, 59, 79, 70.)

84. In dem Fürstl. Gemäldekabinett. Kleopatra, wie sie aus einem Korbe mit Feigen die Schlange nimt, welche sie tödten soll.

85 — 87. In einem Saal des Staatsministers Freiherrn von Heinitz, über den drei Thüren: die Reiche der Natur. Jedes 3; 4. 1792. — Genien sind mit vierfüßigen Thieren, Fischen, Vögeln beschäftigt; — andere, mit Früchten, Blumen, Pflanzen; — die dritten, mit dem Hervorbringen der Metalle und andrer Erzeugnisse des Steinreichs aus der Erde.

88. In einem andern Zimmer, an der Decke, in einer Rundung: der Genius der Morgenröthe.

*) Beschrieben 1793 Novemb. Nr. 4.

Bei dem Staatsminister Grafen von Herzberg:

89, 90. Das Bildniß des Herrn Grafen, und der Gemahlinn. 3; 2. 1772.

91. Über einem Kamin: der Winter; Knaben, die sich auf einem Schlitten fahren. 5; 3. 1772.

92, 93. In der Sammlung des Reichsgrafen von Medem. Die fünf Sinne, als Genien, in zwei Gemälden. Jedes 3 Fuß lang, 2 F. und 2 Zoll hoch. — a) Die beiden vornehmsten Sinne. Ein Knabe sieht in einen Guckkasten; daneben Sehrohr und Vergrößerungsglas. Ein Knabe bläst in eine Flöte, ein andrer hält sein Ohr heran; musikalische Instrumente liegen umher. Die Scene ist in einem Studierzimmer. — b) Der Geschmack kostet mit Vergnügen eine Auster; daneben, eine Zitrone und Burgunderflasche. Der Geruch ist an eine faule Auster gekommen; daneben ein Spezereitopf (pot-pourri). Das Gefühl empfindet mit Schmerzen, daß ein Krebs ihm die Finger kneipt. Die Scene ist in der Küche.

Im Hause der Gräfinn von der Mark:

94. Im großen Saal, an der Decke: die Jahrszeiten. Der Frühling: Flora, mit vielen Genien umgeben, die eine Blumenkette schlingen.

Der

Der Centurio Cornes, mit seiner Schule, preiset den Herrn: Wahrlich, der Mensch ist ein Gras, welches alle, wie vielen Gnaden zuwachsen, die sich mit den Gnaden der Jahreszeiten beschäftigen. Der Herr Jesus ist ein Gott, welcher Wunder und Zeichen verrichtet. 10 §. lang; 12 breit. 877.

Nr. 878. Der barmherzige Vater, in drey Personen, die Einheit, als wirkende Ursache, in Lebensgröße. (1200.)

Nr. 879. 880. Die Erzschutzengel, über den beiden Thoren: a) die Geburt der Braut. — b) Jesus und Magdalena unter dem Kreuze. Figuren, einfarbenmonisch. (à 1000.)

Nr. 881. An der langen Gallerie, die Noth, Clemenz, geht dem Triumphe des himmlischen Josua.

Nr. 882. 883. Bey den Thoren, Boten: a) Elias bringt Jakobus den Aeltern. — b) Jesus im Tempel, auf Sinnende Arten. 6. 4. Dolle 1757.

Nr. 884. Der Barmherzige Vater. Dessen Mutter, die Opferung vorstellend. 4.

Am Ende Hinterwärts, Gebäude.

Nr. 885. Christus in der Mode von Germann Kam. 1757. Kolle Jun. Sinnende Arten. 6. 4. 1758.

108. Elias und die Witwe zu Sarepta (Zarpath). 3½; 4½. 1763. — 109. Gehasi will mit Elisa's Stab den Sohn der Sunamitinn erwecken. Ebenso. — 110. Der König der Moabiter will seinen Sohn auf der Stadtmauer opfern lassen. 2; 2½. 1766.

111 — 114. Im Hause des verst. Hrn Damm. An der Decke: Diana, im Begrif einen Pfeil abzuschießen. — Über den Thüren: Jagdstücke. — An der Wand, ein großes Familiengemälde 10; 12.

115 — 117. Bei Hrn Bildhauer Eben. a) Die Sündfluth: eine Mutter sucht sich mit ihrem Kinde auf eine Anhöhe zu retten. (2.) 4; 5. 1784. — Über den beiden Thüren, 3; 4. b) Ein Knabe trinkt aus der hohlen Hand; Diogenes beobachtet ihn in der Ferne. c) Rhea ist bei dem Schöpfbrunnen eingeschlafen.

118, 119. In der Sammlung des Hrn Hauke: Zwei Landschaften mit Vieh.

120, 121. Bei Hrn Kriegsr. Hofmann. a) Familiengemälde des verst. Bauadjutanten Friedel. 4; 3. 1770. — b) Ein Deckenstück: die Göttinn des Frühlings, nebst 3 Genien, welche in den Kränzen die Blumen haben, die

in

in den 3 Monaten: März, April und Mai, blühen. 1793.

122 — 124. Der 40 F. lange und 30 F. breite Konzertsaal des verst. Krause *), 1769. — Die Decke: Genien, welche eine Leier gen Himmel heben. — Die beiden langen Seiten des Saals, jede in 3 Abtheilungen, in Gestalt von Basreliefs gemalt. Die Musik der Alten bei Hochzeiten, beim Gottesdienst, in der Schlacht; beim Schauspiel, beim Tanz, beim Gastmahl. Zwischen den Abtheilungen, einige Musen, als Bildsäulen. Unter den Basreliefs, in natürlichen Farben Kinder, die sich mit musikalischen Instrumenten beschäftigen.

125, 126. In der Sammlung des Hrn Geh. R. Krüger: a) die Weisen aus dem Morgenlande. Klein. — b) Tobias eifert wegen einer heimgebrachten Ziege. 3; 4.

127 — 132. In dem Saale desselben, 1787. a) An der Decke: Amor stiehlt der schlafenden Diana ihre Pfeile. — b) Ulyß, als Kaufmann verkleidet, entdeckt den jungen Achill unter Lykomedes's Töchtern. (60.) 6; 4½. —

 c) Dido

*) Im itzigen Pötterschen Hause, in der Spandauerstraße, unweit dem Rathhaus.

c) Dido läſſt die Ochſenhaut in Riemen zerſchneiden. 6; 10. — d) Alcibiades, als Knabe, wirft ſich dem Wagen eines Bauren, um ihn vom Weiterfahren abzuhalten, in den Weg (Anh. 2, Nr. 11). 6; 5. — e) Brutus, unter den Söhnen des Stolzen Tarquins, ſpringt aus dem Schif, und fällt auf die Erde um ſie zu küſſen. (73.) 6; 10. — f) Palamedes legt dem ackernden Ulyß ſeinen Sohn vor den Pflug.

133 — 136. Bei Hrn Kaufm. von der Lahr. a) Moſes räuchert bei der Peſt im Lager. 4; 5. 1762. — b) Die drei Marieen kommen zu Chriſtus's Grabe. 4; 3. 1786. — c) Dido läſſt die Ochſenhaut in Riemen zerſchneiden. d) Ein Buſch, aus welchem Äneas Zweige reißt, blutet. Beide klein.

137 — 139. In der Sammlung des Freih. von Lamotte. a) Cäſars Ermordung in der Rathsverſammlung. — b) Cäſars Leichnam wird auf der Rednerbühne (pro roſtris) verbrannt; Antonius zeigt dem Volk das blutige Gewand des Ermordeten, und hält den Rathsbeſchluß über die demſelben zu erzeigende Ehre in der Hand (Anh. 1, Nr. 16). — c) Eine Veſtalinn wird vom Oberprieſter eingekleidet, und von den ältern Veſtalinnen unterrichtet. Jedes L; 6.

140 — 142. Bei Hrn Geh. R. Langhans. a) An der Decke eines Saals, eine allegorische Vorstellung. Die Kunst lehnt sich auf die Erfahrung, die Zeit erhebt beide. 1 f.; 10. — über den 2 Thüren eines Zimmers; 4; f. b) Eine weibliche Figur, Malerei und Bildhauerkunst zusammen vorstellend: sie hält eine kleine Isis (die Natur), und eine Meißfeder; daneben Palette und Pinsel, Meißel und Hammer. c) Die Baukunst, mit Zirkel, Senkblei, und Tafel, lehnt sich auf ein Kapitäl Jonischer Ordnung.

143. Bei Hrn Maupe, im Lagerhaus. Pilatus mit Christus: Sehet, welch ein Mensch! (Vom verst. Bruder des Künstlers, Joh. Heinr. Rode, radirt.) f; 4.

144 — 149. In der Sammlung des Hrn Leibarzt Möhsen. a) Der Griechische Arzt Demozedes rettet die Ägyptischen Ärzte, welche den König Darius von seiner Verrenkung des Fußes nicht heilen konnten, vom Tode. f; 4. — b) Ein Arzt entdeckt die Liebe des Prinzen Antiochus zu seiner Stiefmutter Stratonika. f; 4. — c) Alexander giebt dem Arzt Philippus den beschuldigenden Brief zu lesen, während er die Arzenei trinkt. (6 f.) 8; f. — d) Opfer und Kennspiele des genesenen Alexanders 8; f. —

e) Äneas

e) Äneas von einem Pfeilschuß verwundet, Venus in den Wolken hilft dem Arzt. 4; 5. — f) Der kranke Amor wird von Äskulap geheilt. Klein.

In der Sammlung des Hrn Münzmeister Nelker, 1770. — 150. Die drei Grazien, Lebensgröße. 5; 3. — 151. Vulkans Werkstätte. Mars spottet über Amors Pfeile, welche Venus in Honig taucht; Amor spielt ihm mit List einen Pfeil in die Hand. (117.) $3\frac{1}{2}$; $4\frac{1}{2}$. — 152. Dido läßt die Ochsenhaut in Riemen zerschneiden. Gleich groß. — 155. Antonius mit Kleopatra fischend, will sie täuschen und wird von ihr getäuscht*). Gleich groß. — 154. Pluto entführt Proserpinen. 3; $2\frac{1}{2}$. — 155. Vestalinnen unterhalten das Feuer. 156. Ein Opfer des Bakchus. Beide 5; 4. Halbe Figuren, in Lebensgröße. — 157. Phocion wird von seinen Sklaven begraben. Klein.

Bei Hrn Nobeling in der Stralauerstraße. 158, 159. Des Besitzers ganze Familie, als Opfernde in antiker Kleidung. In 2 Gemälden: 5;

*) Unser erfindungsreiche Künstler hat mehrere Gegenstände öfter, aber jedesmal ganz verschieden, gemalt.

5; 4. 1778. — 160. Abraham ist beim Opfer eingeschlafen. 3; 4. 1780. — 161. Rebekka bindet dem Jakob Felle um die Arme. Ebenso. — 162. Der Winter: zwei Knaben ziehen ein in Pelz gehülltes kleines Mädchen im Schlitten. Die jüngsten Kinder des Besitzers. — 163, 164. Die Elemente, in 2 Bildern. Ein Genius zieht einen Fisch aus dem Wasser; ein andrer in der Luft, greift nach einen Vogel. Ein Genius bringt Metall aus der Erde; ein andrer schmelzt es im Feuer.

Bei Hrn Holzverwalter Nobeling, 1777. — 165. Die Familie des Besitzers, in gewöhnlicher Hauskleidung. 5; 4. — 166. Der Hausvater lohnt die Arbeiter im Weinberg. 3; 4. — 167. Der ungerechte Haushalter. Ebenso. — 168. Samuel salbt David zum König. 3; 4. — 169. David erhält die Nachricht von Sauls Tode und zugleich dessen Krone. Eben so. — 170, 171. Jeremias im Gefängniß; derselbe aus der Grube gezogen. Klein. — 172. Die Gegend des Holzmarktes beim Thiergarten.

173. Bei Hrn Kriegsr. Rähmel. Sokrates im Gefängniß erwartet den Giftbecher. (63.) 3; 3. 1780. (Etwas anders ausgeführt, ist dies Gemälde nach der Schweiz gekommen.)

174.

174. Bei Hrn Rendant Reichert. Cäsar's Ermordung. 5; 4.

175, 176. Bei Hrn Rode, des Künstlers Bruder. Dädalus setzt seinem Sohne die wächsernen Flügel an. 1754. — Samuels Mutter bringt ihn, daß er zum Priesterthume eingeweihet werde. 1759. In beiden Stücken sind die Köpfe Porträte. Beide 5; 4.

177—179. Bei Hrn Maler Rosenberg, 3 Stücke, 1766. Elias und die Witwe zu Sarepta. Die Wittwe mit dem Ölkruge. Beide klein. — Die Apostel, auf welche sich der Geist Gottes niedergelassen hat; Petrus hält den Juden aller Nazionen eine Predigt. (40.) 2; 3.

180—185. Im Saal des Hrn Kaufmann Schickler, 6 Gemälde, 1788. — Die 4 Jahrszeiten: jedes 8; 4½. Der Frühling: Flora, tanzend, mit den Kränzen der drei Monate März, April, und Mai; ein Zephyr greift nach den Kränzen. Der Sommer: Ceres, laufend, mit Fackeln in den Händen; neben ihr Triptolemus. Der Herbst: Bakchus, ein schöner Jüngling, läßt Amor keltern. Der Winter: Boreas, wird von Vulkan mit einem Feuerbrande vertrieben. — Über den 2 Thüren: der Tag, als Apollo; die Nacht, als Luna.

6.

Verschenkung der Protestantischen Kirchengüter in Sachsen, von Seiten des Papstes.

Es giebt in der neuern Kirchengeschichte wohl nicht leicht für Deutschland eine auffallendere Begebenheit, als die Bulle (oder vielleicht richtiger das Breve), wodurch der itzige Fürst-Bischof von Rom im J. 1787 die Kirchengüter einer durch feierliche Reichsgesetze bestätigten Deutschen Kirchenpartei aus eigener Machtvollkommenheit willkürlich verschenkt! Die Sache war so unglaublich, daß die davon gelieferte *) genauere Anzeige, die Übersetzung der Schenkungsurkunde, und die Nachweisung des gedruckten Originals, allen Dank verdient. Es war empörend zu sehen, daß noch itzt der Römische Hof so denkt, so handelt: seine vormalige Denk- und Handlungsart kannte man freilich wohl; aber kaum erinnerte man sich, daß noch im dritten Jahrzehend unsers Jahrhunderts dieselbe sich auf gleiche Weise geäussert hatte.

Papst Pius VI erinnert selbst daran. Er sagt, indem er die Kirchengüter der Reformirten

*) Berl. Monatsschr. 1793 Dezemb. Nr. 4.

ten Pfälzischen Einwohner, als wenn sie ihm gehörten, dem Katholischen Kurfürsten von der Pfalz aus Gnaden abtritt und hingiebt*): „So „wie demnach Unser Vorfahr Klemens XII, in „dem Apostolischen Brief vom 10 Jul. 1732, zu „Gunsten des Hochsel. Königs August von Polen, „als Herzogs zu Sachsen, festgesetzt hat; eben so „thun auch Wir u. s. w.“ — Diese Verschenkung der Sächsischen Kirchengüter scheint beinahe vergessen zu sein; der Übersetzer fügte in einer Anmerkung die Frage hinzu: „Ist dies Faktum schon sonst allgemein bekannt?“; und diese Frage habe ich in andern Jurnalen, welche die Schenkungsurkunde aus der Berl. Monatsschrift einrückten, wiederholt gefunden. Wahrscheinlich ist daher eine Nachricht von dieser Sache den Lesern nicht unwillkommen.

Mit Recht erinnert der Übersetzer in der angeführten Anmerkung, daß die letzten gesammelt erschienenen Konsistorialreden der Päpste, von P. Klemens XI sind. Allein, die Rede des P. Klemens XII vom J. 1732 ist, nebst den andern Verhandlungen über den genannten Gegenstand, doch

*) Am angef. Ort, S. 580.

doch auch gedruckt worden*). Diese Aktenstücke enthalten manche merkwürdige Dinge, manchen bedeutenden Wink; ich liefere sie hier deutsch, damit jeder sehe, wie ein Geistlicher oder gar heiliger Mann der deutschen Redlichkeit und der deutschen Gerechtsame spottet.

* * *

I.

Rede des Heiligsten Vaters, Papstes Klemens XII, im geheimen Konsistorium, d. 21 Jun. 1732.

Ehrwürdige Brüder [Kardinäle]!

Die Liebe Christi, welche alle Arbeiten des Apostolischen Amtes lenken und alle Dienste und Sorgen

*) Sanctissimi Domini Nostri Clementis XII P. M. Oratio Consistorialis, Literae Apostolicae, et Breve, quibus bona Ecclesiastica in ditione Saxonica iis, qui ad Catholicam ecclesiam redierint, remissa declarantur. Urbini, 1732, ex Typographia Venerabilis Cappellae S. S. Sacramenti, per Anton. Fantauzzi. Praesidum permissu. — Diese Ausgabe ist in Deutschland selten; es war daher ein guter Gedanke, sie in einer Deutschen Zeitschrift nachzudrucken: in den Weimarschen *Acta historico-ecclesiastica*, Bd 1, Th. 2, Nr. 1—3.

Sorgen desselben bestimmen muß, erheischt von Uns, daß was Wir zum Heil der Seelen, die er mit seinem theuren Blut erlöset hat zuträglich erkennen, allen andern Rücksichten vorgezogen werde; indem Wir wohl wissen, daß zu diesem erwünschten Zwecke Uns die Macht des Apostelamtes anvertrauet ist. Nun aber beschäftigt unter den Ländern, deren wahre und ewige Glückseligkeit Uns am meisten am Herzen liegt, ganz vorzüglich das Sächsische Land die väterliche Sorgfalt Unsrer Seele: als woselbst in den neuesten Zeiten die Kätzerei entstanden, und von dort in andre Provinzen und Königreiche kläglicherweise eingedrungen ist; und zu dessen Umlenkung und Zurückbringung in den Schooß der heil. Kirche Unsre Vorfahren die Römischen Päpste so viele Mühe und Nachtwachen angewandt haben. Da Wir nun lange und viel bei uns nachgedacht haben, welche Schwierigkeiten doch wohl dem glücklichen und erwünschten Erfolg ihrer Absichten im Wege stehen konnten; so schien Uns das hauptsächlichste Hinderniß dieses Göttlichen Werkes daher zu rühren, weil Viele nur sehr ungerne den Gedanken fassen können, daß sie die Güter, welche vordem zu den Kirchen gehörten, verlieren, und die Bequemlichkeiten des Lebens,

woran

woran sie gewöhnt sind, theils selbst entbehren, theils ihren Kindern entrissen sehen sollen, ohne daß sie anderswoher diesen Nachtheil ihrer Vermögensumstände zu decken im Stande sind.

Damit also Wir, welche unverdienterweise der Herr über sein Haus gesetzt hat, als getreue und kluge Verwalter des heiligen Erbtheils, diese Schwierigkeit heben mögten; haben Wir mit einigen Unsrer Ehrwürdigen Brüder, Euren Kollegen, Rath gepflogen, und, da Wir die Beispiele Unsrer Vorfahren überdachten, auch die Absicht und Willensmeinung des P. Klemens XI, sel. Andenkens, gleichfalls Unsers Vorfahrs Uns zur Genüge bekannt war, — den Entschluß gefaßt: „daß Wir den gegenwärtigen Besitzern, wenn „sie nur zur Katholischen Kirche zurückkehren, „und ihren rechtgläubigen Erben, alle jene Güter, „welche in dem Gebiete Unsers in Christo geliebten Sohnes, Friedrichs Augusts, Königs von „Polen, als Kurfürsten von Sachsen, belegen „sind, schenken wollen; wie Wir sie denn hiermit „wirklich erlassen und schenken, und zwar so, daß „weder Wir Selbst, noch Unsere Nachfolger, geschweige denn irgend eine andere Kirche oder Person, sich irgend ein Recht auf diese Güter „wegen dieses Umstandes anmaßen können.“ Zu

welcher Sache Bekräftigung und feierlicher Urkund Wir einen Apostolischen Brief erlassen haben. Wobei Wir das Zutrauen hegen, daß die durch die Frechheit der Verläumder von dem Wege der Wahrheit abgeführten Seelen aus diesem Eifer unsrer Liebe erkennen werden, daß Wir Alles hingeben, damit Wir nur den Zweck Unsers Glaubens, der Seelen Heil, erwerben.

Indeß flehen Wir zu dem Vater der Barmherzigkeit, und verlangen die Verbindung Eures brüderlichen Gebetes mit dem Unsrigen, daß Er diesen Entschluß Unsers Willens und Bedachtes mit Seinem himmlischen Segen krône, und aus Überfluß Seiner Milde endlich es dahin lenke, daß nicht nur Sachsen, sondern auch die übrigen Provinzen, welche von Uns abgefallen sind und für welche Wir Unser Leben zu lassen bereit stehn, ihre Irrthümer verwerfen, und ihre wahre und rechtmäßige Mutter, die Römisch-Apostolisch-Katholische Kirche, mit kindlichem Gehorsam anerkennen und lieben mögen.

II.

Des Papstes Apostolischer Brief oder Bulle.

Klemens, Bischof, Knecht der Knechte Gottes,

zu ewiger Urkund.

Die Apostolische Regierung*) erkennet, als eine gütige Mutter, sehr wohl und bedenket ohn Unterlaß, daß ihre hauptsächlichste Sorgfalt und Bemühung in Erhaltung der Einheit und Unverletzlichkeit des Katholischen Glaubens, ohne welchen es unmöglich ist Gott zu gefallen, und in Beförderung des ewigen Heils der durch das theure Blut des Herrn Christi erlöseten Seelen besteht. Sie versäumt deshalb und unterlässt nichts, was sie zur Sicherung und Bewahrung dieses Glaubens, wo er sich noch erhält, zur Wiederherstellung desselben aber, wo er verfallen ist, und zur Leitung der gläubigen Seelen auf den Weg des Heils für dienlich erachtet. Deshalb öfnet sie den von der rechtgläubigen Kirche abtrünnigen und

*) Sedes Apostolica. Diese Anfangsworte dienen zur Bezeichnung der Bulle. Man s. Walch's Historie der Röm. Päpste, S. 442.

vom guten Wege verirrten Kindern, deren sie nie vergißt, nicht bloß unaufhörlich ihre Mutterarme, sondern bereitet ihnen auch einen ebenen Weg, um ohne alle Hindernisse darauf leichter zu dem Schaafstall und dem Herzen Christi zurückzukehren, so wie sie dies im Herrn glücklich gedeihen sieht.

Demnach haben Wir, die Wir in dem Seligsten Petrus, dem Fürsten der Apostel, die Obhut über die streitende Kirche und die gesammte Heerde des Herrn von Gott erhalten haben, und besonders denjenigen Ländern der Christlichen Welt, die Unsrer Hülfe und Sorgfalt vorzüglich zu bedürfen scheinen, den Eifer Unsrer oberhirtlichen Wachsamkeit angedeihen lassen müssen — ein Hauptaugenmerk Unsrer väterlichen Fürsorge seit dem Anfang Unserer Regierung auf das Herzogthum Sachsen gerichtet, als in welchem Lande die Ketzerei in diesen letzten Zeiten offenbar entsprungen und erwachsen ist, und um dessen Zurückführung zum alten katholischen Glauben Viele der Römischen Päpste Unsrer Vorfahren, zum ewigen Ruhm ihres Namens, sich alle ersinnliche Mühe gegeben haben. Und da Wir lange nachsannen, woher es doch gekommen sei, daß die Anstrengungen so vieler von Unsern Vorfahren und die zu dem

Ende

Ende angewandten großen Bemühungen gar nicht die erwünschten Früchte getragen haben, und jene herrliche Hofnung nicht erfüllt worden ist, welche die heil. Kirche Gottes darauf gründete, daß Unser in Christo geliebtester Sohn, August, erlauchter König von Polen, Herzog zu Sachsen und des heil. Röm. Reichs Kurfürst, wie auch Unser gleichfalls in Christo theuerster Sohn, Friedrich August, Königl. Polnischer und Kurfürstl. Sächsischer Prinz, sein Sohn, in ihren Schooß zurückkehrten *), wodurch sie die Erwartung hegte, daß auch die übrigen Fürsten des Durchlauchtigen Hauses Sachsen und dessen sämmtliche Unterthanen den von Jenen gezeigten Weg glücklich betreten, und, so wie ehemal dem irrenden Sächsischen Hause in Ergreifung der Kätzerei, so itzt auch dem besser denkenden nachfolgen würden; so haben Wir, nach reiflicher Überlegung der Sache, mit Recht vermuthet, daß dies hauptsächlich daher rühre, weil sehr Viele sich nicht entschliessen können, die Kirchengüter aufzugeben und zu verlassen, welche sie durch das Unrecht und die Gewaltthätigkeit der ehemaligen Zeiten, als die Kätzerei in jenem Herzogthum Alles verwirrte, in Besitz haben: indem sie ohne diese Güter die ge-

*) Man vergl. April Nr. 4.

wohnten Bequemlichkeiten des Lebens verlieren, und ihre Kinder und Familien sogar die nöthigsten Bedürfnisse entbehren und zu drückender Armuth heruntersinken würden. Aus dieser Ursache wollen Wir, welche der Herr über sein Haus gesetzt hat, damit Wir, wie ein getreuer und kluger Knecht, das Erbtheil Christi verwalten, die Zurückführung des gedachten Herzogthums zur katholischen und allgemeinen Kircheneinheit und das Heil so vieler Seelen durch keine Rücksichten irdischer Dinge behindern und aufhalten lassen, sondern das, was die Sachsen von dem Ziel der wahren Religion, aus Furcht des Vermögensverlustes und wegen der traurigen Aussicht auf Dürftigkeit, abwenden könnte, aus dem Wege räumen. Da nun, nach Unsrer Überzeugung, das Werk dieser Zurückbringung um so besser von Statten gehen wird, in je reicherem und größerm Maaße Unsere und dieses heil. Stuhls Güte und Milde bei Erlassung jener Kirchengüter erkannt werden wird; so wollen Wir, nach ernstlichen Berathschlagungen mit mehrern Unserer ehrwürdigen Brüder, der heil. Röm. Kirche Kardinälen, und nach dem Beispiel einiger Röm. Päpste, Unserer Vorfahren, besonders nach dem Uns sehr wohl bekannten Sinne Unsers Vorfahrs sel. Andenkens, Klemens

mens XI, sowohl auf den Rath und die Zustimmung jener ehrwürdigen Brüder, als auch aus eigener Unsrer Bewegung und gewisser Überzeugung, und aus Apostolischer Machtvollkommenheit, alle und jede Kirchengüter, welcher Art Größe und Betrags sie seien, die in dem Herzogthum Sachsen und in dem übrigen Gebiete des gedachten Königs August als Herzogs von Sachsen belegen, und in der Verwirrung voriger Zeiten in Besitz genommen sind, den vormaligen Besitzern oder Inhabern derselben, welches Standes, Ranges, Vorzugs und Würde sie sein mögen, die zur Einheit der katholischen Kirche schon zurückgekehrt sind oder künftig zurückkehren werden, und deren Nachfolgern wer sie seien, wenn sie nur in dem reinen Kathol. Glauben verharren, sammt dem genossenen Ertrag aller jener Güter, hierdurch als ein besonders Gnadengeschenk völlig erlassen, schenken, nachgeben, und abtreten: wobei Wir zugleich den genannten Besitzern oder Inhabern, und ihren Erben, die völlig freie Macht und Befugniß ertheilen, über die besagten Güter als über ihr Eigenthum sowohl unter Lebenden als auf den Todesfall oder wie es sonst sein mag, zu verfügen. Auch verordnen, bestimmen und erklären Wir hierdurch, aus gleicher

Bewegung Wissenschaft und Machtvollkommenheit: daß niemal gegen die Besitzer, weder von Seiten des Apostolischen Stuhls, noch der Kirchen, Klöster, und frommen Stiftungen, oder geistlicher Personen, welchen die besagten Güter ehedem gehörten, oder irgend Anderer, die daran oder darauf Recht und Interesse haben oder zu haben vermeinen, in Rücksicht und auf Veranlassung des Obbesagten, eine Beschwerde, Störung oder Unruhe erregt werden soll.

Mit Aufhebung der Rechtsregel de jure quaesito non tollendo, und anderer Unsrer und der Apostolischen Kanzellei Regeln, auch der Verfügungen vom heil. Symmachus und Paul II, Unsern Vorgängern, über die Unveräußerlichkeit der Kirchengüter; imgleichen aller andern in Apostolischen und allgemeinen oder in Provinzial- und Synodal-Konzilien gegebenen, das Ganze befassenden oder besonderen Beschlüsse und Anordnungen; wie auch der Errichtungsurkunden jeder Art Kirchen, Klöster, und geistlicher Stiftungen; ferner aller, selbst durch einen Eid, durch Apostolische Bestätigung oder was sonst für eine Bekräftigung versicherten, Statuten und Gewohnheiten; auch aller Privilegien, Freiheiten und Apostolischen Briefe, welche dem Obbesagten auf irgend eine

Weise

Weise zuwiderlaufend ertheilt, bestätigt oder erneuert worden sind.

Übrigens hoffen Wir, daß die Vorbesagten König August und Prinz Friedrich, wenn das obgenannte Herzogthum durch die Huld und Gnade des Herrn zum wahren Gottesdienst und zum rechten Glauben zurückgebracht ist, vermöge ihrer besondern Frömmigkeit und Liebe zu Gott, die Angelegenheiten und Vortheile der Kirchen des besagten Herzogthums immer aufrichtig zu Herzen nehmen, und, so viel an ihnen ist, verbessern und erweitern werden.

Auch wollen Wir, daß den Abschriften und den Abdrücken dieses Briefes, wenn sie nur von der Hand eines öffentlichen Notarius unterzeichnet oder mit dem Siegel einer Person in Geistlichem Amt versehen sind, eben die Gültigkeit im Gericht und außer demselben ertheilt werde, als wäre der Brief selbst eingereicht und vorgewiesen.

Es stehe also durchaus keinem Menschen frei, diese Schrift Unsrer Erlassung, Schenkung, Abtretung, Verfügung, Anordnung und Erklärung zu entkräften, oder freventlich ihr entgegen zu handeln; wer dieses zu unternehmen sich erdreisten wollte, mag wissen, daß er den Unwillen des allmäch-

allmächtigen Gottes und der heil. Apostel desselben, Petrus und Paulus, sich zuziehen wird.

Gegeben zu Rom bei der heil. Maria der Grössern, im Jahr der Fleischwerdung des Herrn eintausend siebenhundert zweiunddreißig, am elften Juli, Unsrer Päpstlichen Regierung im zweiten Jahr.

† Ich Klemens, der allgemeinen Kirche Bischof.

† Ich Franz Bischof von Ostia Kardinal Barbarini.

(Es folgen noch die Unterschriften von 33 andern Kardinälen.)

III.

Des Papstes Apostolisches Breve.

Unserm im Christo geliebtesten Sohne August, Erlauchtem Könige von Polen,

Klemens.

Geliebtester Sohn in Christo! Heil u. s. w. Was Unsre Vorsorge gut befunden und beschlossen hat, damit Wir dem auf Beförderung des Seelenheils

lenheils unaufhörlich gerichteten Eifer Unſers Apoſtelamts mit väterlicher Liebe und Sorgfalt entſprechen mögten, wird Deine Majeſtät ſowohl aus den Konſiſtorial-Verhandlungen als dem erlaſſenen Apoſtoliſchen Brief erſehen, deren Abſchriften Wir Dir zuſenden laſſen. Zu noch willfährigerer Ausführung der Sache gab das beſondere Vertrauen einen großen Ausſchlag, welches Uns nicht zweifeln läſſt, ſowohl Deine Majeſtät als auch Unſer in Chriſto geliebteſter Sohn Dein Königlicher Prinz werden, je mehr die göttliche Gnade durch Zurückführung Deiner Unterthanen in den Schooß der katholiſchen Kirche Unſre Bemühungen ſegnen wird, deſto eifriger Sich angelegen ſein laſſen, daß zur Herſtellung und Fortpflanzung der Religion es an keinem nöthigen Hülfsmittel fehle.

Wohlan denn, geliebter Sohn in Chriſto! Stehe nicht an, das zur Ehre Gottes und zum wahren Glück Deines Sächſiſchen-Landes begonnene Göttliche Werk nach allen Kräften durch Deine Macht, Frömmigkeit und Weisheit zu unterſtützen und zu fördern; verbinde mit Unſern Bemühungen eine Thätigkeit, welche der Größe Deiner Seele und Deiner Tugend würdig iſt! Wir flehen indeß den allmächtigen Gott an, daß

er

er Deine Majestät und die Königl. Familie mit allem Segen beglücke und überschütte, wobei Wir hoffen, daß aus dem Lande, von wannen der Katholischen Kirche in vergangner Zeit Schmerz und Wunden bereitet sind, auch wieder vorzügliche Freude erwachsen wird. Und so ertheilen wir Dir, geliebtester Sohn in Christo, den Apostolischen Segen mit liebevollem Herzen. Gegeben zu Rom bei der h. Maria der Größeren, d. 22 Jul. 1732.

* * *

Welch ein verächtliches Gemisch von Unedelmuth, Anmaßung, und Hinterlist, blickt aus diesen Aktenstücken hervor! Welch eine geschäftige Ausstreuung des giftigen Samens der fürchterlichsten Zwietracht zwischen Regenten und Volk, zwischen Protestanten und Katholiken! Welch eine Zertrümmerung aller auf die heiligsten eidlichen Verträge gegründeten Rechte!

Sehr oft hört man itzt, wenn vom Römischen Hof die Rede ist, ausrufen: der arme Papst! Sehr oft mag man es auch damal gehört haben. Aber damal und itzt, that und thut der Römische Hof Schritte, welche wahrlich nicht von einem

Stande

Stande der Erniedrigung zeugen, welche ganz im Hildebrandischen Geiste sind.

Ich lasse das kurze Urtheil des bekannten Publiziſten Rousset über diese Aktenstücke folgen. Er war Mitglied der Kgl. Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, und schrieb zu der Zeit den vielgelesenen Mercure.

* * *

Mercure hiſtorique & politique,

1732, mois de Septembre, p. 258, ſ.

Nichts muß einem lächerlicher vorkommen, als die neuliche Bulle, wodurch der heil. Vater die Protestanten im Kurfürstenthum Sachsen zur Annahme der Katholischen Religion bewegen will.

Alle Gründe, alle Beweisthümer, alle Schriften haben die Sachsen nicht überzeugen können, daß ihre Religion nichts tauge, oder vielmehr daß die Religion des Papstes besser sei als die Glaubenslehre ihrer Väter. Der heil. Vater braucht nun ein anderes Mittel.

Er nimt den Eigennutz zu Hülfe; aber, in getreuer Befolgung der Grundsätze seiner Vorfahren, verschenkt er ein fremdes Gut, ein Gut das ihm nicht gehört und worüber er nichts zu befehlen hat. Er erlaubt den Protestanten, welche sich

zur

zur Katholischen Kirche bekehren werden, die Güter zu behalten, die sie besitzen und die vordem Kirchengüter gewesen sein könnten; das heißt, er erlaubt ihnen zu behalten was sie haben*). — Die Großmuth ist ohne Gleichen; die Beweggründe dazu sind auffallend. Der heil. Vater misset andere nach seinem Maaß. Er hält dafür, den Sachsen sei ihr Gewissen und ihre Religion für Geld feil.

Nach

*) Hier irret Rousset. Kirchengüter sind von den Einwohnern des Landes zu einem bestimmten Zweck zusammen gebracht. Wer Protestantische Kirchengüter, als solche, besitzt, kann sie, wenn er die Protest. Religion verlässt, nicht behalten, weil dies gegen den Zweck der Stiftung liefe. Der Inhaber verliert sie sogleich: er sei ein einzelner Privatmann (ein Pfarrer), oder eine Gesellschaft (z. B. die Universitäten, Stifter, u. s. w.), oder gar der Regent selbst; sie fallen an die Protestantischen Einwohner, zur Erreichung ihres Zweckes, zurück. Dies ist weitläuftiger im Dezemb. 1793, Nr. 4 ausgeführt worden. Die Lächerlichkeit der Bulle besteht freilich darin, daß der Papst etwas wegschenkt was ihm nicht gehört; nur es gehört auch nicht den Besitzern welche es bloß auf eine Bedingung inne haben, es gehört der gesammten Protestantischen Kirchenpartei im Lande.

Rach dem Religionsfriedeu ob Passy, und der Kurfürst von Heidelberg der Lutherischen, so gieng es schlecht verheissend, daraus die Evangelische Union Stiftete in Burg, und sagten ihm allhier nicht aus zu Dienst Pursel-Kriegen, was noch andern auswärtigen Verbindungen? Burg, dann erst bekommen sie Kenntnis Xll, auswärtige Minister Esprit so zu dem Kriegen Lust gemacht worden. — Aber Burg ein Klemens XII. gesetzt Burg so hatte er gute Freyheit: Also Kurfürst Carl Julius; und von dem Augenblick an mehr ganz Frankreich Reformirt gewesen, und man hätte die Lutherischen Stimmen deutlich nicht gehört, wo man weder Verbindungen in wenigen Jungen waren.

Also Burg, der Kurfürst Carl Julius, der einige Burg an die andern Protestantischen Staaten zu reissen. Diese Sweden, und der Grossmächtigen Herrn entschlossen sollten, diese Burg sich doch Gnädigst übergeben lies, daß er nur vor seinen Tod-Fall, so Jahrs Jahrs, so Jahrs Jahrs die Festungen den seil Vater von seiner Wiege wieder eine gute Richtung in Sachen sich verbinden. — Die Glaubens die hierher und Ehe Christlichen mit Religionen zwischen den Lutherischen und den Kath. Aber haben sie die Verträge wie selbige, welche den Lutherischen Religionen sich in diesen Artikeln verbinden? ertheilen, daß der B. Monarchie XXVI. 2. Th. An Burg

Kurfürstliche Haus nie verfolgend war? Wahrlich, so wie das Volk einem Katholischen Fürsten nicht minder getreu ist, als vordem seinen Protestantischen Landesherrn; so werden auch die Fürsten nicht minder die Väter des Volks sein, als ihre Vorfahren, obgleich sie sich zu einer andern Religion bekennen.

* * *

Diese Verträge, und dieser Charakter der Sächsischen Kurfürsten, sichern am besten die Religion. Mit Freuden lies't man, daß, (so wie es öfter von Zeit zu Zeit geschehen, so auch) bald nach der Bulle wodurch die freigebige Großmuth Sr. Heiligkeit in so lächerlichem Lichte erschien, der König und Kurfürst Friedrich August seinen „Ständen „den Vasallen und Unterthanen" den „ungekränkten" Genuß ihrer „wohlhergebrachten Freiheiten und Gerechtigkeit" öffentlich zusicherte *); und nicht lange nachher **) über die Erhaltung des Religionsstandes noch eine bündige feierliche Erklärung ablegte. „Erklären und versprechen für Uns und Unsre

*) Den 19 Oktob. und d. 26 Novemb. des J. 1733.

**) Den 12 Mai 1734. Diese „erneuerte Kursächsische Religionsassekuration", steht in dem S. 534 angeführten Theil der Weimarschen acta hist. eccl. Nr. 5; und die Stelle aus Rousset's Merc. histor. ebendaselbst Nr. 4.

»Unsre Successores an der Kur, bei Unsern Kö-
»niglichen Kur- und Landesfürstl. hohen Worten,
»Treu und Glauben: daß Wir besagten Statum
»der Augspurgischen Konfession, sammt allen da-
»hin gehörigen Kirchen, Gottesdienst, Ceremo-
»nien, Gebräuchen, Universitäten, Land- und
»andern Schulen, Benefizien, Einkünften und
»Nutzungen, piis causis, Gerechtigkeit, Freihei-
»ten, als solche seither wohl hergebracht, inne
»gehabt und genossen worden, auch für itzo be-
»sessen und gebraucht werden, in seinem ganzen
»Begrif ruhig lassen, auch diesem weder Selbst
»einigen Abbruch zumuthen, noch zugeben wer-
»den daß solches von Jemand Andern geschehe.«

So ist es in dem glücklichen Sachsen; und so wenig konnte die Päpstliche Bulle vom J. 1732 daselbst schaden. — Aber wie ist es in der Pfalz, wohin noch 1787 eine Päpstliche Verfügung von viel härterem Inhalt erging, da die Kirchengüter nicht den Besitzern, sondern bloß dem Landesherrn gegeben werden? Und zwar, wie jeden Patrioten Deutschlands innig kränken muß, auf die Vorstellung und die Bitte dieses Landesherren selbst? . . . Wenigstens sage man in Deutschland nicht wieder: Der arme Papst! als bis man nicht mehr zu sagen nöthig hat: Die armen Pfälzer!

7.

Die Rheinfahrt.

Gesungen auf dem Rhein am 17 Aug. 1794.

Nach der Melodie:

Bekränzt mit Laub u. s. w.

Hebt an den Chor, Ihr meine Deutschen Brüder!
Es gilt dem Vater Rhein!
Und wär es auch nur Nachhall bessrer Lieder,
Es muß gesungen sein!

Wer glitte wohl auf dieser Spiegelhelle
Umkränzt von Fels und Wald,
Wer glitte wohl hinab die Silberwelle, —
Und bliebe stumm und kalt?

Wem wallt, Natur! bei deinem Göttermahle
Nicht feuriger das Blut?
Wer gösse nicht des Dankes Opferschaale
In diese grüne Fluth?

Seht, wie er dort Gebirge voller Reben
So väterlich umschlingt!
Seht, wie sein starker Arm voll Kraft und Leben
Mit wilden Felsen ringt!

Veraltet stehn sie da die stolzen Trümmer,
Auf dieser Felsen Höhn! —
Er steigt, Er sinkt, Er strömt, Er ruhet nimmer,
Bleibt ewig jung und schön!

Was hebt mich sanft auf der Begeistrung Flügel?...
Das ist, das ist sein Geist!
Der hohe Geist, der jene Traubenhügel
Mit Allgewalt durchfleußt!

Dem Rhein, dem Rhein, das höchste eurer Lieder!
Er schützt das Vaterland!
Es schall' im Thal, schall' an den Gipfeln wieder;
Er schützt das Vaterland!

Er schützt so treu des stillen Winzers Hütte,
Vor wilder Krieger Wuth!
Er schützte gern das Land vor fremder Sitte
Und hielt' uns treu und gut.

Er strömet Wonn' in offne Seelen nieder,
Wiegt sanft den Kummer ein;
Erhöht Gefühl für Weib und Kind und Brüder;
Und giebt uns deutschen Wein.

So füllt das Glas, und gleitet fröhlich weiter,
Und singt beym deutschen Wein!
Der Abend ist so schön, die Luft so heiter;
Stoßt an: Dem Rhein! Dem Rhein!

M.

8.

Ankündigung eines Lesebuchs für Taubstumme.

An Hrn Bibliothekar Biester.

Verzeihen Ew. meine Unbescheidenheit, welche Sie ersucht beiliegende Anzeige eines Lesebuches für Taubstumme Ihrer beliebten Berl. Monatsschrift gefälligst einzuschalten, und die Frucht zur Reife bringen zu helfen. Gewissermaßen gehört die Sache vor Ihr Forum, da Sie in der Monatsschr. Jan. 1785 die Bekanntmachung der Lehrarten für Taubstumme wünschten. Ich will hiermit den ersten Schritt thun, und in der Vorrede selbst das enthüllen, was Heinike bisher als ein Arkanum unter dem Mantel trug; denn ich bin versichert, daß kein Arkanumskrämer in der jetzigen Welt mit Ehre existirt. Ist das Arkanum wirklich eine Wohlthat für die Menschheit, so ist es unedel, sein eigenes kleines Interesse dem der ganzen Menschheit vorzuziehen, welche natürlich durch die Geheimhaltung eines solchen Mittels und den dadurch erschwerten Gebrauch verlieren muß; ist es aber das nicht, wofür man es aus-

giebt,

giebt, so ist das Gewerbe damit — die schändlichste Betrügerei.

Indeß kann ich den Druck des ziemlich korpulenten Lesebuchs unter 200 bis 300 Rthrl., wegen der vielen Holzschnitte, unmöglich bestreiten; ich muß mich daher dringend um Unterzeichnung bemühen. Meine Entschuldigung sei, daß ich keinen Gewinn davon will, und — was Bürger schreibt: „Alles, was zur Vollkommenheit „und zum Wohlsein des Menschen, der doch bekanntlich noch etwas mehr als bloß Körper ist, „auf irgend eine Weise beiträgt, das verdient „von verständigen und gerechten Menschen als etwas Nützliches angesehen und geschätzt zu werden." — —

* * *

Bei der gemeinen Methode, die Taubstummen zu unterrichten, sollte man glauben, daß sie Papagaien wären, denen der spaßende Diogenes die Federn ausrupfte. Sprachtöne auszusprechen, wobei sie nichts denken, macht ihre ganze Wissenschaft aus; als hätte ihnen der Himmel nichts gegeben, außer einer noch dazu ungeläufigen Zunge, und einer Fähigkeit, Wörter im Gedächtnisse zu behalten.

Hörende Kinder sprechen freilich ihre Muttersprache, ehe sie ordentlich denken; zwanzig Be-

griffe drücken sie mit Worten aus, ehe sie die eigentliche Bedeutung derselben wissen. Die meisten unserer Begriffe sind ohne Worte der Seele undeutlich; ja können ohne dieselben gar nicht beigebracht werden. Kurz: das Reden, so fern es den Gebrauch im gemeinen Leben betrifft, geht voran, ehe der Unterricht im Denken erfolgt.

Aber bei den Taubstummen kann und muß das anders sein. Dieses aus einander zu setzen, würde mich über die Schranken dieser kleinen Anzeige hinaus führen.

Ich weiß kein Buch, das zum Gebrauche, sie denken zu lehren, geschickt wäre. Bei der Menge Lesebücher fehlt doch eins für Taubstumme. Heinike's A B C- Sylben- und Lesebuch, das ich bisher im Institute brauchte, ist mehr für hörende als für taubstumme Kinder eingerichtet: es enthält zu verschlungne Perioden, und einige Subtilitäten welche wohl die Taubstummen zu lernen nicht nöthig haben. Ich sage das nicht, Heinike's Verdienste zu kränken, die mir emig verehrungswerth bleiben; sondern weil mich meine Erfahrungen und mein Nachdenken davon überzeugten. Der Raum einer Ankündigung wird mich entschuldigen, wenn ich hievon schweige, und nicht melde, wie ich mein Lesebuch einrichten will.

Ich

Ich will kein Lesebuch aus einer andern Schule verdrängen; mein Lesebuch für Taubstumme soll bloß für mein Institut sein.

Ich suche weder Aufsehen noch Neuerung damit; und würde selbst dessen Herausgabe nicht bekannt machen, wenn es nicht nöthig wäre, um meine Absicht zur Wissenschaft derjenigen zu bringen, die sie befördern können.

Für ein solches spezielles Buch kann ich keinen Verleger suchen: ich muß also edle Herzen um Unterstützung bitten, die Kosten des Druckes und der Holzschnitte bestreiten zu können. Was man mir freiwillig einhändigen oder unter der Adresse: „an den D. Eschke in Nieder Schönhausen bei Berlin“ einsenden wird *), soll zum erwähnten Ziele verwandt, und die Namen der edelmüthigen Menschenfreunde, nebst der Summe ihrer Beiträge, vorgedruckt werden.

Gelangt mein Plan zur Ausführung, welches davon abhängt, ob sich zwischen hier und Ostern wohlthätige Beiträger genug finden; so werde ich dies nebst der Herausgabe des Buches in den Zeitungen anzeigen. Kömmt meine Schrift nicht zu Stande, so wird man mir zur Entschädigung die süße Einbildung erlauben, daß etwas

*) Auch erbiete ich mich mit Vergnügen, die Beiträge in Empfang zu nehmen. B.

Nützliches weniger auf der Welt ist, wenigstens meinen Endzweck darum nicht verwerflich finden, weil er nicht ausgeführt wurde.

Nieder-Schönhausen, d. 26 Oktob. 1794.

Ernst Adolph Eschke.

9.

Nachricht von der Spandauischen Sonntagsschule.

An Hrn Bibliothekar Biester.

Ew. — haben Sich, so bald Ihnen die hiesige Sonntagsschule bekannt wurde, so sehr dafür interessirt, daß ich es sehr billig finde, Ihren Wünschen entgegen zu kommen, und Ihnen nach Ablauf eines Jahres einige Nachricht von dem weitern Fortgange dieser Schule zu geben.

Was ich an Unterstützung dazu erhalten habe, wissen Sie zwar schon; ich denke aber, daß es nicht unrecht sein wird, es hier öffentlich bekannt zu machen. Der Herr Graf von Herzberg hatte nicht so bald meinen, zum Behuf dieser Schule herausgegebenen und in Ihre Monatsschrift (Oktob. 1793, Nr. 3) aufgenommenen, Versuch gelesen, als ich schon einen Friedrichsd'or mit der Versicherung erhielt, jährlich so viel bekom-

kommen zu sollen. Möge doch Gott das immer noch so thätige und nützliche Leben dieses alten ächten Patrioten noch lange erhalten! Der Herr Geheime Obertribunalsrath von Lamprecht und dessen so allgemein geschätzte Frau Gemahlinn haben beide, aus Liebe zu ihrer Vaterstadt, wie aus Interesse fürs Gute, jeder fünf Thaler gegeben, und diese zehn Thaler auch auf mehrere Jahre versprochen. Das Königl. Oberschulkollegium hat sich auch hierbei nicht verleuguet. So bald der hiesige Hochedl. Magistrat sich an dasselbe wandte und um Beihülfe bat, war Es zur Unterstützung dieses kleinen Instituts sehr bereit; der Herr Geheime Staatsminister von Wöllner ließ sogleich zwanzig Thaler auszahlen, und versicherte diese auf mehrere Jahre, auch daß Er die Anstalt Seiner weitern Fürsorge wollte empfohlen sein lassen. Für diese edlen Beiträge, die aber auch — außer wenigen ganz ungeforderten von einigen hiesigen guten Häusern — nun alles sind, was wir zur Erhaltung der Anstalt haben, sag' ich sämtlichen hohen Gönnern und Freunden des Guten hier öffentlich meinen sehr verbindlichen Dank. Von dem Hochedl. Magistrat wird hierüber die Rechnung mit vieler Bereitwilligkeit geführt, und dem Königl. Oberschulkollegium jährlich vorgelegt.

Ob wir nun zwar an dem Unterhaltungsvermögen der Schule noch immer etwas eingeschränkt bleiben; so sind wir doch in Stand gesetzt, ihr etwas mehr zweckmäßige Ausdehnung zu geben. Wir haben noch einen Lehrer angenommen, und den Unterricht so vertheilt, daß der Eine Vormittags und der Andere Nachmittags, und zwar Jeder drei Stunden lehrt. Diesen Lehrer haben wir an einem hiesigen jungen thätigen Mann Herrn Glaser gefunden, der hier eine Privatschule hat. Er ist für die drei Stunden, die er unterrichtet, mit einem Thaler monatlich zufrieden; gewiß nicht viel für die Arbeit, und zwar an dem Tage den ein Schulmann wohl gerne zu seiner Ruhe und Erholung frei behält! Wir können aber nicht mehr geben; denn wären uns nicht von den milden Beiträgen der Bürgerschaft, von welcher wir, zumal bei den itzigen etwas geschäftlosen Zeiten, nichts verlangen können, noch einige Thaler vorräthig gewesen, so hätten wir die im vorigen Winter nöthigen Bücher und Utensilien nicht anschaffen können. Der erste Lehrer, Herr Richter, bekommt monatlich zwei Thaler, und noch fünf Thaler aus der hiesigen Bürgerkasse; dafür wird aber die Schule auch in seinem Hause gehalten. Was, wie und wovon unterrichtet wird, können Ew. — aus

bei-

beigelegtem Lektionsplan sehen, den ich auch dem Königl. Oberschulkollegium überschickt habe.

Die Anzahl der Kinder ist itzt 30; im vorigen Winter waren es 41; davon sind 13 eingesegnet und in Dienste gegangen. Da nun der Unterricht mit den Katechumenen wieder anhebt, so wird die Anzahl wohl wieder größer werden; denn nun treibt sie die Besorgniß nicht eingesegnet zu werden, wenn sie nicht ordentlich lesen können. Die Anzahl mögte auch wohl itzt schon noch größer sein; aber der Ernst, mit welchem ich auf die unausgesetzte Besuchung dieses einzigen wöchentlichen Schultages halte, steht wahrscheinlich manchen Eltern nicht an, die ungern auch diesen einen Tag in der Woche zu solchem Geschäft für ihre Kinder hergeben. Wie schwer es überhaupt hält, so tiefgesunkene Menschen etwas zu heben, davon kann sich nur der überzeugen, der mit solchen Menschen in der Art zu thun hat. Sind die Eltern einmal so moralisch-unsauber, so sind es die Kinder gewöhnlich auch; und es gehört viel dazu, sie etwas zu säubern, und ihnen ein menschlicheres Ansehn zu geben. Inzwischen was schwer ist, ist nicht unmöglich.

Wenn die bessere Erziehung solcher geringen Menschen die Aufmerksamkeit und das Interesse

fände,

fände, das es doch in Wahrheit so sehr verdient; wie gewiß würde man bei diesen bedauernswerthen Menschen mehr ausrichten, und sie zu mehrerer Würde ihrer menschlichen Natur erheben: welches dann nicht allein Glück für sie, sondern auch wahrer Gewinn für den Staat sein müßte. Hie und da mag die Anstalt wohl Aufmerksamkeit und Interesse genug finden: wie ich das unter andern von dem würdigen Herrn Inspektor Küster in Berlin weiß, der sich eine solche Schule herzlich wünscht; doch läßt sie sich freilich nicht aller Orten so leicht errichten. Zum Ruhm der Spandauischen Bürgerschaft muß ich sagen, daß sich dieselbe, so wie bei manchen andern Gelegenheiten, so auch hierbei ausgezeichnet gut bewiesen hat. Überhaupt fehlt es uns Deutschen aber in solcher Hinsicht zu sehr an Gemeingeist; worin wir der Englischen Nazion offenbar sehr nachstehen. Realis de Vienna mag auf die Nachahmungssucht der Deutschen noch so sehr geschmält haben (wie uns die vortreflichen Herderschen Briefe zur Beförderung der Humanität sagen); so wäre doch wohl zu wünschen, daß sie den Engländern in Anlegung so nützlicher Institute nachahmen mögten. Nach des Herrn von Archenholz neuesten Nachrichten über England, in seinen Brittischen Annalen, gewinnen die Sonntags-

schulen dort einen immer glücklicheren Fortgang; warum bei uns nicht? — —

* * *

Lektionsplan für die Sonntagsschule.

Das Lesen muß bei diesen so versäumten Kindern immer die Hauptsache sein und bleiben, und daher mit besonderm Fleiß von beiden Lehrern getrieben werden; jedoch ist auch immer darauf zu sehen, daß die Kinder nichts lesen was sie nicht verstehen. Beide Lehrer haben deshalb, beim Lesen des Rochowschen Kinderfreundes und des Boltenschen Sittenbuchs, auf die Erklärung des Gelesenen, und auf die möglichst deutliche Entwickelung der darin vorkommenden Begriffe und Grundsätze ihre vorzügliche Sorgfalt zu wenden, und sich deshalb fleißig mit den Kindern zu unterhalten, damit ihr Verstand gebildet wird, und sie vernünftige Begriffe und Vorstellungen bekommen.

Hr Richter, der den vormittäglichen Unterricht besorgt, fängt von 8 — 9 mit den Kleinern an, lehrt die Buchstaben, und läßt buchstabiren; unter der Zeit lesen die Größern so viel es möglich ein aufgegebenes Pensum, und üben sich selbst im Lesen. Von 9 — 10 beschäftigt sich Hr R. mit diesen Größern; läßt lesen, und unterhält sich

mit

mit ihnen über das Gelesene. Die Kleinern müssen mit zuhören, und werden um sie in der Aufmerksamkeit zu erhalten, mit gefragt. Überhaupt bitte ich beide Herrn ja dahin zu sehn, daß die Kinder nicht müssig sitzen und dem Gedankenspiel überlassen werden. — Da nun itzt der Unterrichtsstunden mehrere gegeben werden, so ertheilt Hr R. von 10 — 11 auch Unterricht im Schreiben und Rechnen. Papier, Dinte und Feder sollen gereicht werden.

Hr Glaser der den nachmittäglichen Unterricht hat, macht es von 1 — 3 Uhr eben so wie Hr Richter. Von 3 — 4 kann Hr Gl. den Grössern die fünf Hauptstücke bekannt machen, mit ihnen katechisiren, und sie im Aufschlagen üben; auch wohl zuweilen, doch mit Auswahl, etwas biblische Geschichte vortragen.

Dieser von beiden Herren mit Fleiß und gewissenhafter Treue, wie ich hoffe, gegebne Unterricht wird zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks vollkommen hinreichend sein.

Spandau, d. 8 Dezemb. 1794.

Fidler.

10.

Berlinische Getraide- und Sterbeliſten.

I.

Vergleichung der im 4ten Quartal des Kirchenjahrs 1794 Gebornen und Geſtorbenen.

Monat	Gebornen.			Geſtorbenen.		
	Mänl. Geſchl.	Weibl. Geſchl.	Ges.	Mänl. Geſchl.	Weibl. Geſchl.	Ges.
Vom 30 Sept. bis 4 Oct.	51	47	98	29	22	51
— 5 bis 11 —	68	67	135	39	34	73
— 12 — 18 —	67	58	125	32	21	53
— 19 — 25 —	61	57	118	34	32	66
— 26 — 1 Nov.	57	49	106	34	32	66
— 2 bis 8 —	58	57	115	34	32	66
— 9 — 15 —	67	57	124	34	32	66
— 16 — 22 —	67	57	124	34	32	66
— 23 — 29 —	67	57	124	34	32	66
— 30 — 6 Dec.	67	57	124	34	32	66
— 7 bis 13 —	67	57	124	34	32	66
— 14 — 20 —	67	57	124	34	32	66
— 21 — 27 —	67	57	124	34	32	66
Unter der Geburth todt, und bei Gebur- ten unbeſtimmt	1	1	2			
Summa	1430			1030		
Balance						
Gebornen . . .				1430		
Geſtorben . . .				1030		
Mehr gebornen				400.		

II.

General-Rekapitulation der in Berlin im Kirchenjahr 1794 Gebohrnen und Gestorbenen.

	Gebohrne.			Gestorbene.			Summa	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Summa	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Summa	der Gebohrnen	der Gestorbenen
Im 1. Quartal vom 1. Jan. bis ult. Febr. 1794	780	719	1499	511	388	899	1499	1499
Im 2. Quartal vom 1. März bis ult. Mai	874	714	1588	499	362	861	3087	1760
Im 3. Quartal vom 1. Jun. bis ult. Aug.	784	685	1469	376	274	650	4556	2410
Im 4. Quartal vom 1. Sept. bis ult. Dec.	739	651	1390	357	290	647	5946	3057
Summa	3177	2769	5946	1743	1314	3057		

Hinter den Gebohrnen sind 30 todtgebohrne Kinder mit begriffen.

Also 5916 lebendige

zusammen

Todtgebohrne.

Gebohrne 5916
Gestorbene 3057
mehr gebohrne 2859

III.
Jahrtabelle
der im Bischofsitze 1794 verstorbenen Personen nach allen Krankheiten.

Krankheiten.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summa
Blutsturzen	—	1	1	—	1	1	1	1	1	1	1	1	10
An Faulen schwinden	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Abzehrung	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Auszehrung	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Lungensucht	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Brustwassersucht	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andere Brustkrankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Schlagfluß	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gehirnwassersucht	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andere Kopfkrankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Fallsucht	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Wahnsinn	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Schwindsucht	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andere Krankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gichtbeschwerden	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gliederkrankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Am Alter	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Uebeln	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gallenfieber	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Faulfieber	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Nervenfieber	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Hitzigen Fieber	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Fieber	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Entzündlichen Fieber	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Ruhr	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gallenruhr	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Ruhren	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Durchfall	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Durchfall	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gelbsucht	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Leberkrankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Verstopfungen	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Krankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Blutstürzen	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gebärmutterkrebs	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gebärmutterkrankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Gebärmutterfluß	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Andern Krankheiten	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12
Summa	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	12

Krankheiten.	73.	74.	75.	76.	77.
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	Summa
Trauriges	3	17	1060	977	2054
An der Verdauung	31	11	55	—	97
Am Urinapparat	—	—	11	2	13
Am Blutgefäße	—	—	11	—	11
Am Nervensystem	1	1	137	136	275
Schwindsucht	114	97	1	—	212
Fieberhaftes	207	192	236	201	836
Krebsartiges	20	21	1	1	43
Abgesondert	93	37	68	—	198
Hautkrankheit	—	—	—	—	—
Ausschlag	1	—	1	—	2
Geschwulst	1	—	—	—	1
Geschwulst	—	—	—	—	—
Geschwür	—	—	1	1	2
Entzündung und Rothe	1	—	3	—	4
Gesichts	13	17	100	88	218
Hirn- und Darmgicht	1	1	1	1	4
Kinds- und Darmgicht	1	1	1	1	4
Krämpf	—	—	—	—	—
Kropf	—	—	—	—	—
Verstörung	1	1	6	—	8
Wassersucht und Rothe	13	18	1	1	33
Zufällige	18	8	127	49	202
Verwaltungs-Ausgaben-Journal	—	—	—	—	—
Krankheitsnamen	—	—	—	—	—
Abzehrung	—	—	—	—	—
Entzündungsfieber	—	—	—	—	—
Faulfieber	—	—	—	—	—
Nervenfieber	—	—	—	—	—
Rothlauf	—	—	—	—	—
Zu Boden	—	—	—	—	—
Summa	1050	461	1124	462	3097

Krankheiten.	1. Jahr.	2. Jahr.	3. Jahr.	4. Jahr.	Summa.
Transport	10263	481	1134	1	11879
An Gliedschmerzen	2				2
" Hüftweh	1				1
" Kreuzschmerzen	1				1
" Lendenschmerzen	1				1
" Leibschmerzen	2				2
" offenen Schaden	1				1
" verschlossenen Schaden	1				1
" der Seite	1				1
" Stich im Bauche	1				1
" verstopften Brust	1				1
" Verstopfung	1				1
Am Kindbettfieber	1				1
" Augenflusse	1				1
" Blutsturze	1				1
" Durchfalle	1				1
Verschlossen	1				1
An einem unglücklichen Falle	1				1
Entkräften	1				1
Verbrennen	1				1
Verschlossener Harnkanal	1				1
Von den Frosche gebissen	1				1
Erstickt worden	1				1
An den Folgen des abgetriebenen	1				1
" Erkältung	1				1
" Geschwulst	1				1
Summa	10292	1482	1134	1	12909

IV.

Verzeichniß

der im Kirchenjahr 1794 in Berlin verstorbnen alten Personen von 80 Jahren und darüber.

Alter.	Männer	Frauen	Summa
Von 80 Jahren	12	15	27
— 81 —	4	11	15
— 82 —	3	20	23
— 83 —	6	13	19
— 84 —	10	14	24
— 85 —	3	9	12
— 86 —	4	8	12
— 87 —	—	3	3
— 88 —	5	8	13
— 89 —	2	3	5
— 90 —	1	3	4
— 91 —	2	4	6
— 92 —	1	2	3
— 93 —	2	1	3
— 95 —	—	3	3
— 96 —	1	—	1
— 97 —	—	1	1
— 101 —	—	1	1
— 104 —	1	—	1
Summa	57	119	176

Dessau, gedruckt bei H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIV

Princeton University Library

32101 065098152

Digitized by Google